

Erinnerungen

Lebensgeschichten von Opfern des Nationalsozialismus





● Wien

„Es vergingen ein paar Wochen, bis zwei Schiffe geschickt wurden,
die uns nach Mauritius im Indischen Ozean bringen sollten.
Für wie lang? Mauritius? Wo war das? Nur wenige waren überhaupt
in der Lage, die Insel auf einer Karte zu finden.“ Chava Guez

● Ägypten

● Sudan

● Nigeria

● Kenia

● Malawi

● Mosambik

● Simbabwe

● Mauritius

● Südafrika

87367

Das Amtsgeschäft ist
 25. Verwaltungsjahr erfüllt

Wien, am 13. Juli 1944

**Auszug
 aus der Heimatrolle**

Vom Bürger der Stadt Wien wird bestätigt, daß

Alfred Paul Mitschmann

geboren: *20. Sept. 1909* in *Tasbach*
 gebürtig: *Tasbach*, Land: *Steiermark*
 am 13. Juli 1944

Heimatrecht in Wien

7708 - 7710/45 1. Lebensjahr voll

Das Bürgeramt:

...



Erinnerungen



**Band 3
 Exil in Afrika**

Impressum

Verleger: Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus
Parlament, 1017 Wien, www.nationalfonds.org

Herausgeberin: Renate S. Meissner im Auftrag des Nationalfonds

Idee und Konzeption: Renate S. Meissner, Mirjam Langer, Michaela Niklas

Redaktion: Renate S. Meissner, Mirjam Langer, Michaela Niklas

Koordination: Mirjam Langer, Michaela Niklas

**Übersetzung des Vorwortes, des Glossars und der Einleitungstexte
zu den Lebensgeschichten ins Englische:** Sarah Fink (née Higgs)

Übersetzung der Lebensgeschichte von Chava Guez ins Deutsche: Otmar Binder

Übersetzung der Artikel von Renate S. Meissner und Albert Lichtblau ins Englische: Otmar Binder

Lektorat: Martin Niklas, Sarah Fink (née Higgs)

Coverfoto: Privatarchiv Doris Lurie

Grafisches Konzept/Art Direktion: Bernhard Rothkappel, Wilfried Blaschnek, www.technographic.at

Druck: Wograndl Druck GmbH., 7210 Mattersburg

Gedruckt in Österreich

Verlagsort: Wien

Copyright © 2013 Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus



NATIONALFONDS

DER REPUBLIK ÖSTERREICH FÜR OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Abdrucks oder der Reproduktion einer Abbildung, sind vorbehalten.

Legal disclosure

Publisher: National Fund of the Republic of Austria for Victims of National Socialism
Parliament, 1017 Vienna, www.nationalfonds.org

Editor: Renate S. Meissner on behalf of the National Fund

Idea and concept: Renate S. Meissner, Mirjam Langer, Michaela Niklas

Editorial staff: Renate S. Meissner, Mirjam Langer, Michaela Niklas

Coordination: Mirjam Langer, Michaela Niklas

**Translation of the foreword, the glossary and the introductions
to the single life stories into English language:** Sarah Fink (née Higgs)

Translation of the life story of Chava Guez into German language: Otmar Binder

**Translation of the articles by Renate S. Meissner and Albert Lichtblau
into English language:** Otmar Binder

Proof reading: Martin Niklas, Sarah Fink (née Higgs)

Cover photo: Private collection Doris Lurie

Art direction: Bernhard Rothkappel, Wilfried Blaschnek, www.technographic.at

Printers: Wograndl Druck GmbH., 7210 Mattersburg

Printed in Austria

Place of publication: Vienna

Copyright © 2013 National Fund of the Republic of Austria for Victims of National Socialism



NATIONAL FUND

OF THE REPUBLIC OF AUSTRIA FOR VICTIMS OF NATIONAL SOCIALISM

All rights reserved, including the right to reproduce this book or parts thereof in any form.

Generalsekretärin Mag.^a Hannah M. Lessing

Vorwort 4

Foreword 6

Dr.ⁱⁿ Renate S. Meissner, MSc

„Nicht aus Neugier um die Welt“ – Exil in Afrika 8

“What kept me striving was not mere curiosity” – Exile in Africa 16

Univ.-Prof. Dr. Albert Lichtblau

„Here in Africa, my life was very difficult ...“

Flucht vor dem Nazi-Terror in afrikanische Länder südlich der Sahara 25

“Here in Africa, my life was very difficult ...”

Seeking refuge from Nazi terror in Sub-Saharan Africa 39

Erinnerungen/Lives Remembered

Hanns Fischer

Als Kind empfindet man das ja ganz anders 50

Norbert Abeles

Ich glaube, dass ich im Großen und Ganzen noch Glück gehabt habe 64

Doris Lurie

Her passport was due to expire in two days 78

Alice Goldin-Coates

... darum verdanken wir ihr unser Leben 88

Amnon Berthold Klein

So hab' ich meine Familie verloren 108

Madeleine Lopato

I must be made out of iron 120

Alfred Paul Hitschmann

Mein „holpriges“ Deutsch 142

Susanne Wolff

Meine sogenannte Emigration 148

Chava Guez

Die große Reise 206

Glossar 234

Glossary 236

Im Globenmuseum Wien 238

Danksagung / Thanks 240



Vorwort

Mag.ª Hannah M. Lessing,
Generalsekretärin des Nationalfonds

Der Nationalfonds hat bereits zwei Bände mit Erinnerungen von ZeitzeugInnen herausgegeben; mehr als 20.000 Exemplare wurden an Schulen in ganz Österreich verteilt. Es freut mich sehr, dass diese besonderen Lebensgeschichten auf so großes Interesse stoßen – vor allem bei jungen Menschen, für die die Zeit des Nationalsozialismus schon so weit entfernt ist. Dennoch (oder vielleicht gerade deswegen) hören sie den Überlebenden oft besonders aufmerksam zu und sind bereit, mit ihnen zu fühlen und von ihren Erfahrungen zu lernen.

Nun liegt eine weitere Sammlung vor: Dies ist der erste von vier Bänden, die sich mit dem Leben im Exil außerhalb Europas beschäftigen – er ist dem Exil in Afrika gewidmet.

Von den fast 30.000 Menschen, die seit 1995 durch den Nationalfonds als Opfer des Nationalsozialismus anerkannt wurden, leben die meisten außerhalb Österreichs, verstreut in über 75 Ländern der Welt – 85 von ihnen leben in Afrika. Viele fühlten sich über Jahrzehnte von ihrer ursprünglichen Heimat Österreich vergessen – und sie waren es auch.

Bis heute ist es daher eine meiner wichtigsten und berührendsten Aufgaben, die Verbindung zwischen Österreich und den Überlebenden im Ausland zu pflegen. Bei meinen Reisen begegne ich immer wieder Menschen, die mir von ihrer Flucht erzählen, vom Überleben im Exil und davon, wie es ihnen und ihren Familien heute geht. Bei vielen von ihnen spüre ich „jene Sehnsucht nach der alten Heimat“, von der die jüdische Dichterin Mascha Kaléko in einem ihrer Gedichte¹ gesprochen hat – sie bewahren die Erinnerung an „die paar leuchtenden Jahre“ bis heute in ihren Herzen, auch wenn es kein Zurück gibt:

„Wer das Exil kennt, hat manche Lebensantwort erlernt,
und noch mehr Lebensfragen. Zu den Antworten gehört
die zunächst triviale Erkenntnis, dass es keine Rückkehr gibt,
weil niemals der Wiedereintritt in einen Raum auch ein
Wiedergewinn der verlorenen Zeit ist.“² Jean Améry

Allzu vielen Vertriebenen war die Rückkehr nach Österreich unmöglich, viele wollten auch nicht zurück. Manchen wurde das Exilland zu einer neuen Heimat, andere sind zeit ihres Lebens Heimatlose geblieben.

So verschieden die Menschen sind, die damals aus Österreich flüchten mussten, so unterschiedlich haben sie ihre Erfahrungen verarbeitet, so verschieden sind ihre Gefühle gegenüber der Heimat, die sie zurückgelassen haben, und so unterschiedlich erleben sie auch den Kontinent ihres Exils – Afrika.

Von einigen dieser Menschen und ihren Erfahrungen erzählt dieses Buch.

¹ „Heimweh, statistisch erfaßt“. In: Mascha Kaléko, Die paar leuchtenden Jahre, hrsg. v. Gisela Zoch-Westphal, München 2003, S. 55.

² Jean Améry, Wieviel Heimat braucht der Mensch? In: Derselbe, Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten, Stuttgart 1977, S. 75.



Foreword

Hannah M. Lessing,
Secretary General of the National Fund

Two volumes of survivors' autobiographical recollections have already been published by the National Fund; over 20,000 copies have been distributed to schools throughout Austria. It is a pleasure to see these stories being met with such great interest – especially among the young, for whom the National Socialist era is already so remote. Nevertheless (or perhaps even because) they often listen to the survivors with particular attentiveness, ready to empathize with them and to learn from their experiences.

The new collection is now here: It is the first of four volumes dealing with life in exile beyond Europe – this volume is devoted to exile in Africa.

The majority of the 30,000 people who the National Fund has officially recognized as victims of National Socialism live outside Austria, dispersed across 75 countries throughout the world. Eighty-five of them live in Africa. Over the years, many felt that they had been forgotten by their lost Austrian homeland, a sentiment which sadly reflects the truth.

Today, the cultivation of relations between Austria and the survivors abroad continues to remain one of my most important and emotive tasks. On my travels, I regularly

encounter people who describe to me their flight, their survival in exile and how they and their families are doing today. In many cases “that longing for the old home country” described by the Jewish poet Mascha Kaléko in one of her poems¹ is almost palpable; they still carry the memory of “the few luminous years” in their hearts today, even though there is no going back:

“Anyone who is familiar with exile has gained many an insight into life but has discovered that it holds even more questions. Among the answers there is the realization, which at first seems trivial, that there is no return, because the re-entrance into a place is never also a recovery of the time lost.”² Jean Améry

For all too many exiles, return to Austria was not possible; many had no desire to go back anyway. For some, the country of exile became a second home; others have never recovered the feeling of having a homeland.

As diverse as the people who had to flee Austria back then are the many ways in which they have come to terms with their fates. And as varied as their feelings towards their former homeland are their experiences in the continent of their exile – Africa.

This book tells the stories of some of these people and their experiences.

¹ “Heimweh, statistisch erfaßt”. In: Mascha Kaléko, *Die paar leuchtenden Jahre*, edited by Gisela Zoch-Westphal, Munich 2003, p. 55. Quotations thereof translated from the German original.

² Jean Améry, *How Much Home Does a Person Need?* In: *Ibid., At the Mind's Limits. Contemplations by a Survivor on Auschwitz and its Realities*, Bloomington: Indiana University Press 1988.

„Es vergingen ein paar Wochen, bis zwei Schiffe geschickt wurden, die uns nach Mauritius im Indischen Ozean bringen sollten. Für wie lang? Mauritius? Wo war das? Nur wenige waren überhaupt in der Lage, die Insel auf einer Karte zu finden.“ Chava Guez

„Nicht aus Neugier um die Welt“ – Exil in Afrika

Renate S. Meissner

Der in Umkehr eines Ausspruches eines bedeutenden Reisenden des 20. Jahrhunderts¹ formulierte Titel dieses Artikels steht symbolisch für die unfreiwillige Emigration, die die Menschen, die hier in diesem Band zu uns sprechen, bis in die entferntesten Zipfel der Welt führte.

Er soll auch als Motto für die vier vom Nationalfonds im Rahmen seiner Buchreihe „Erinnerungen. Lebensgeschichten von Opfern des Nationalsozialismus“ geplanten Bände über das Exil in „exotischen“ Ländern dienen. Diese zeichnen die Flucht von Opfern des Nationalsozialismus aus Europa, im Speziellen aus Österreich, in ferne Kontinente und ihr Leben im Exil in Afrika, Asien, Ozeanien und Südamerika anhand von persönlichen Schicksalen nach.

¹ „Neugier trieb mich um die Welt“ ist der Titel einer der zahlreichen Publikationen von Hans Helfritz und des Ausstellungskatalogs „Neugier trieb mich um die Welt“. Hans Helfritz im Jemen 1931–1935. Eine photographische und musikethnologische Spurensuche, hrsg. von der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland, Sanaa und dem Deutschen Archäologischen Institut, Orient-Abteilung, Außenstelle Sanaa, Sanaa 2007.

„Exil in Afrika“ ist der erste nun vorliegende Band dieser Serie. Er enthält neun lebensgeschichtliche Zeugnisse von Personen, denen es gelang, der Verfolgung durch die Nationalsozialisten zu entkommen, und deren Fluchtverläufe nicht unterschiedlicher, interessanter und dramatischer hätten sein können. Doch es verbindet sie eines – die Flucht führte die Autorinnen und Autoren dieses Bandes nach Afrika, sei es als Zwischenstation oder als bleibender Exilort. Während einige der AutorInnen dieses Bandes noch während des Zweiten Weltkrieges dorthin gelangten, wurde Afrika für andere erst nach dem Krieg zu einem temporären „Zuhause“ oder einer ständigen neuen Heimat.

Die Gründe, warum sie gerade nach Afrika kamen, sind ebenso unterschiedlich wie ihre Schicksale, ihr Umgang mit den neuen Gegebenheiten, der fremden Kultur und Sprache, dem ungewohnten Klima und der autochthonen Bevölkerung.

Die Fluchtverläufe zeigen eindrucklich das Ausmaß, das eine „sogenannte Emigration“, wie Susanne Wolff ihre Lebensgeschichte betitelt hat, annehmen konnte. Doris Lurie spricht von ihrer ersten, zweiten und dritten Emigration, und Chava Guez bringt das Gefühl vieler zum Ausdruck, dass das Ankommen und Bleiben in einem neuen Land nicht das emotionale Ende der unfreiwilligen Reise bedeuten musste. Sie selbst hat keinen wirklich passenden Namen für die Niederschrift ihrer „großen Reise“ gefunden, „eine Reise, die bis heute nicht zu Ende ist. Das ist so durch den großen Schmerz, den mir die Erinnerung an meine Eltern verursacht [...]; dann ist da die Trauer um meine im Holocaust zugrunde gegangene Familie [...]; der Schmerz über eine Welt, die es nicht mehr gibt [...]“. In Bezug auf ihre jetzige Heimat stellt sie sich die philosophische Frage: „Gehöre ich wirklich zu diesem Land? Wien ist der Ort, an den sich meine Mutter noch an ihrem Sterbetag erinnerte, und ein Teil von Wien ist auch in meinem Herzen eingraviert.“

Insgesamt kristallisiert sich aus den Texten heraus, dass es denjenigen, die Flucht und Emigration noch als Kinder oder Jugendliche erlebten, trotz aller Entbehrungen wesentlich leichter fiel, sich in einem komplett neuen und zu Europa konträren Umfeld zurechtzufinden als ihren Eltern und anderen Erwachsenen. Einige unter ihnen wie Hanns Fischer – zum Zeitpunkt der Emigration zwölf Jahre alt – empfanden den Aufenthalt in Afrika weniger als Kulturschock, sondern als richtiges Abenteuer, das ihre Neugier für all das Neue in der unge-

wohnten Welt weckte: „Als Kinder waren wir immer daran interessiert, etwas Neues zu sehen, was Neues zu hören [...]. Ich habe mich genauso – entschuldigen Sie – sauwohl gefühlt, wie ich mich in Wien gefühlt habe. Man muss sich halt adaptieren. Andere Sprache, andere Kultur, andere Freunde, aber man hat sich arrangiert. Als Kind ist das nicht so arg. [...] Als Kind lernt man ja leicht Sprachen. Und wenn man in einem neuen Land ist, geht es noch rascher. [...] Die älteren Leute haben sich natürlich sehr schwer getan.“

Hanns Fischer gelangte mit seiner Familie nach abenteuerlicher Flucht über Frankreich und Portugal um Weihnachten 1940 mit dem Schiff auf der atlantischen Route nach Südafrika, da das Mittelmeer kriegsbedingt unbefahrbar geworden war. Ihr eigentliches Ziel, Palästina, erreichten sie – ermöglicht durch die Unterstützung von südafrikanischen Juden – auf ebenso abenteuerliche Weise erst zu Ostern 1941.

Ebenfalls nach Südafrika führte der Weg ihrer Flucht aus Wien im Jahr 1938 Doris Lurie, damals zehn Jahre alt, und Alice Goldin-Coates, damals 16 Jahre alt. Beide verdanken ihr Überleben der Umsicht ihrer Mütter, die die politische Situation rechtzeitig erkannten. Während Frau Lurie 1940 nach zweijähriger Odyssee über die Schweiz, Frankreich und Großbritannien nach Südafrika gelangte, war es die Liebe zu ihrem zweiten Ehemann, die Frau Goldin-Coates 1948 von Großbritannien, wohin sie 1938 geflohen war, nach Südafrika führte.

Für beide ist Südafrika zum bleibenden Exilort geworden. Im Gegensatz zu ihrer fünf Jahre jüngeren Schwester, „[who] always considered Africa her home – she loved her life here, the wild animals, the bush, the wild“, blieben für Frau Goldin-Coates ihre österreichischen Wurzeln und ihre Verbundenheit mit Europa immer Teil ihres Lebens in Afrika, wie sie es selbst beschreibt: „I still speak German and have never forgotten the ties that link me with Europe, and that remain important to me. I treasure its old buildings and artifacts and although my home has been in South Africa for a long time I still miss that part of my former life.“

Alice Goldin-Coates ist in ihrer neuen Heimat eine bekannte Künstlerin und hat sich den Wunsch, Wien noch einmal zu sehen, 2012 erfüllen können. Anlässlich ihres 90. Geburtstags wurden ihre Werke im Künstlerhaus in Wien ausgestellt.

Auch für Norbert Abeles, der im Dezember 1938 als 15-Jähriger mit einem Kindertransport nach England kam und seit über 40 Jahren in Malawi lebt, war es kein leichter Entschluss, in Afrika zu bleiben und nicht nach Europa zurückzukehren. Er wanderte erst 1956 mit seiner – mittlerweile verstorbenen – ersten Frau, die wie er aus Österreich stammte, von Großbritannien nach Afrika aus, wo er heute mit seiner zweiten Frau, einer Malawierin, und seinen Adoptivkindern lebt: „Ich bin schon lange im sub-saharen Afrika und habe mich deshalb entschlossen, meinen Lebensabend hier zu verbringen, obwohl ich Österreich sehr liebe. Seit Jahrzehnten höre ich täglich Radio Austria International, und alle paar Jahre fahre ich mit meiner Frau nach Wien, wo ich noch Freunde habe. Ich bin aber dem Stress und der supermodernen Lebensweise und dem Klima in Österreich nach vierzig Jahren in Afrika leider nicht mehr gewachsen. Es war aber ein sehr schwerer Entschluss.“

Gegenteilige Gefühle gegenüber Österreich, besonders gegenüber Wien, hegte Susanne Wolff, die auf besonders ungewöhnliche Weise nach Kenia gelangt war und in den 1960er-Jahren, ohne dies eigentlich geplant zu haben, wieder in Österreich sesshaft wurde – jedoch nicht in Wien, sondern in Tirol, wo sie es – nach all dem, was passiert war – für erträglicher hielt: „Nach Wien wär ich nie gegangen. [...] Wien war für mich jahrelang tabu. Ich hab so eine Enttäuschung in mir gehabt, die hat in mir gekocht all die Jahre lang. [...] Tirol hab ich ja nicht so gekannt, und die Tiroler Sprache und so, das war okay.“

Obwohl sie hier bereits nach dem Krieg als auch aktuell im Zuge ihres lebensgeschichtlichen Interviews mit ihrem langjährigen Nachbarn Erfahrungen mit Antisemitismus gemacht hat, reagierte sie immer direkt und humorvoll: „Sind Sie Jüdin?‘ Sag ich Ja.‘ Sagt er: ‚Ich bin ja kein Antisemit, aber die Juden haben immer das ganze Geld genommen, und jetzt auch, jetzt auch. In der ganzen Welt.‘ [...] Sag ich: ‚Du hast so viele Enkel und Töchter und so weiter, hoffentlich hast du deine Töchter nicht so erzogen.‘ [...] Und dann hab ich ihm noch gesagt: ‚Du warst Bäcker, du hast billig die Semmeln gemacht und sie teuer verkauft.‘ Dann hat er gelacht. Was soll ich ihm sagen? Ich werd ihn nicht mehr ändern.“

Amnon Klein war zehn Jahre alt, als Hitler in Wien einmarschierte. Er musste zusehen, wie seine Mutter in der Josefstädter Straße Kruckenkreuze mit einer Zahnbürste wegputzen musste. Während seine Mutter und er 1940 auf einem Schiff nach Palästina flüchten konnten, wurde sein Vater – er hatte keine Ausreisegenehmigung erhalten

– 1942 nach Minsk deportiert und dort ermordet. In Palästina angelangt, wurde Herrn Klein und seiner Mutter jedoch von den Briten die Einreise verweigert, wie dies auch Chava Guez, die zum Zeitpunkt ihrer Emigration jüngste der in diesem Band versammelten AutorInnen, und ihre Familie erleben mussten. Beide Familien wurden nach Mauritius deportiert, wo sie in ein Lager kamen. Amnon Kleins Mutter verstarb dort 1941 an Typhus, Chava Guez' Mutter gebär im Lager ihre zweite Tochter. Herr Klein und Frau Guez leben beide heute in Israel.

Eindrucksvoll schildert Chava Guez die Odyssee der Flucht ihrer Familie aus Wien auf dem Donaudampfer „Schönbrunn“ im Jahr 1940 und ihre Internierung auf Mauritius. Sie beschreibt ausführlich das Lagerleben, die Lagerschule, die seltenen Ausgänge aus dem Lager sowie ihre Empfindungen als kleines Mädchen. Ihre Erzählung zeigt aber auch, wie im tiefsten Unglück neue Lieben geboren werden und sich einzelne Glücksmomente als Strohalm gegen die Verzweiflung anbieten: „Über der Durchfahrt durch den Suezkanal liegt ein Zauber. Auf beiden Seiten leuchten gelbe Sanddünen in der Hitze und reflektieren das Sonnenlicht in der unendlichen Weite [...] und meine Liebe zur Wüste wird geboren, die bis zum heutigen Tag anhält.“

Es ist zu beobachten, dass retrospektiv einige der Überlebenden nicht nur die Leiden und die Schattenseiten ihrer Emigration nach Afrika sehen, sondern im wahrsten Sinn des Wortes auch die Sonnenseiten. So meint Chava Guez durchaus symbolisch: „Im Rückblick jedenfalls scheint es nie einen Regentag gegeben zu haben. Es gab immer Sonnenschein, den Indischen Ozean und – jedenfalls für mein kindliches Empfinden – weder Leid noch Entbehrung.“

Obwohl ihr Leben konträr zu dem von ihr erträumten verlief, relativiert auch Susanne Wolff am Ende ihres lebensgeschichtlichen Interviews ihre schwierige Emigration: „Außer dass ich in Negerhütten geschlafen hab, einen miesen Mann gehabt hab und kein Geld gehabt hab, hab ich ja relativ Glück gehabt. Die Sonne hat geschienen, die Zebras sind herumgelaufen, das war ja alles nicht so arg.“ Dabei war es für sie ein extremes Herausgerissenwerden aus einer großbürgerlichen Welt. An ihrem Beispiel wird besonders deutlich, dass es für die meisten, die ja zum Zeitpunkt ihrer Emigration großteils noch Kinder oder Jugendliche waren, ein viel zu frühes Erwachsenwerden bedeutete, in ihrem Fall ein Erwachen – wie sie selbst schreibt – aus einem „Traumland“. In der Konfrontati-

on mit dem neuen Land, der für sie – wie für alle anderen EuropäerInnen damals – noch „ungewohnten“ schwarzen Bevölkerung und der allerorts herrschenden Armut – „Da hab ich erst angefangen, das richtige Leben zu sehen“ – verteilte Susanne Wolff noch am Schiff die einzigen zehn Mark, die sie mitnehmen durfte, und wies den Steward an, „er soll diesen armen Leuten, diesen Kulis, Orangen geben. [...] und die haben dann diese Orangen genommen und haben gleich in die Schale hineingebissen, wie Tiere. Also das werd ich nie vergessen. Und da haben diese zehn Mark richtig einen Sinn gehabt.“

Das Fremde wurde aus europäischer Perspektive durchaus mit Neugier und Sensationslust betrachtet. Auch dürfen sich die LeserInnen nicht wundern, wenn – wie im damaligen Sprachgebrauch üblich – von „Negern“ gesprochen wird: „Und unten, in diesem Schiff, waren auch Inder oder so“, schildert Susanne Wolff ihre ersten Erfahrungen mit Nicht-Europäern, „und da hab ich den Kontrast gesehen, was es eigentlich wirklich alles gibt. Weil für mich waren in Wien damals die Farbigen, Inder oder Neger, eine Sensation, die hat man nicht verabscheut, so wie heute, ja? Sondern denen ist man als Kind nachgelaufen. Um zu sehen, ob sie genauso reagieren wie wir und alles, nicht?“

Zwischen all den Gefühlen, neuen Eindrücken und Erfahrungen, jedoch selbst aus dem kolonialistisch geprägten Europa mit seiner damaligen Einstellung schwarzer Bevölkerung gegenüber kommend, waren die EmigrantInnen natürlich auch nicht gegen eigene rassistische Anschauungen und Vorurteile gefeit, wie einige Episoden in den verschiedenen Lebensgeschichten zeigen und wie Albert Lichtblau dies in seinem Beitrag eindrücklich veranschaulicht.

Andererseits wandten sich viele gegen den vorherrschenden Rassismus in ihren afrikanischen Einwanderungsländern – so auch Alice Goldin-Coates. Nicht ahnend, dass sie in Südafrika ihren Lebensabend verbringen würde, schreibt sie nach einem Besuch bei ihrem Bruder 1947 in Südafrika: „I was already on my way from London to Johannesburg when I was shocked by certain remarks made by South African passengers which made me aware of their attitude to the black population in South Africa. My work with the Council of Christians and Jews in London was especially intended to fight against any kind of discrimination on grounds of religion and colour. So right away I was made aware of the prevailing racial problems and prejudices and was impatient to return to England as soon as possible.“

Die hier präsentierten Lebensschicksale machen auch deutlich, dass es sich fast immer um mehrere Emigrationen handelte, welche die Verfolgten durchmachen mussten – je nach Kriegsverlauf und weiterem Berufs- und Lebensweg. Kaum den schwierigen, oft lebensbedrohlichen Bedingungen an einem Exilort entkommen und am Beginn des Einlebens in ein neues Land, mussten sich viele – von den Nationalsozialisten eingeholt – wieder auf die Flucht und somit ins Ungewisse begeben. Den Schergen des Nazi-Regimes zu entkommen, verdanken viele glücklichen Fügungen bzw. einer Verkettung glücklicher Umstände und – wie auch zwei AutorInnen in diesem Band – der Hilfestellung von mutigen Menschen:

Madeleine Lopato, 1918 in Polen geboren und von den AutorInnen dieses Bandes diejenige, die bei ihrer Flucht am ältesten – zwanzig Jahre alt – war, heiratete im Jänner 1942 im damals bereits besetzten Belgien ihren Mann Max Mantel. Kurz nachdem dieser im Sommer desselben Jahres nach Auschwitz deportiert worden war, bemerkte sie, dass sie schwanger war. Sie musste, um ihr eigenes Leben und das ihres Sohnes René zu retten, diesen im Alter von wenigen Monaten einer Freundin übergeben, um selbst versteckt überleben zu können. Erst nach Kriegsende 1945 konnte sie ihren Sohn wieder zu sich nehmen, der von ihr als der „Madam who cry [sic!] when she sees me“ sprach. 1950 wanderte sie mit ihrem zweiten Ehemann, Tobias Heitner, der ihren Sohn adoptierte, nach Südafrika aus. Ihr Sohn René Heitner, dem sie erst nach dem Tod seines Adoptivvaters seine wahre Herkunft verriet, wurde ein bekannter Arzt, der sehr vielen am sogenannten Gaucher-Syndrom erkrankten Menschen half: „His ambition was to be a doctor. [...] René saved hundreds, if not thousands of people, mainly children. I saved him from the claws of the *Gestapo*.“

1988 wurde Madeleine Lopatos Freundin Jeanne Hofstadt-Swinnens, die René vor den Nationalsozialisten gerettet hatte, indem sie ihn als Zwilling ihres eigenen Kindes ausgegeben hatte, von Yad Vashem als „Gerechte unter den Völkern“ geehrt.

Auch Alfred Paul Hitschmann und seine Mutter, die erst 1948 in das damalige Südrhodesien und heutige Simbabwe emigrierten, verdanken ihr (Über-)Leben couragierter Zivilbevölkerung und beherzten Mitmenschen: Während sein Vater seine Rechtsanwaltspraxis in Wien aufgeben musste und vorerst nach Prag fliehen konnte, gelangte er mit seiner Mutter und seinem Bruder 1938 nach Italien, wo er von 1940 bis zu seiner

Flucht 1943 in verschiedenen Lagern interniert war. Er versteckte sich bis Kriegsende in den Gran-Sasso-Bergen, wo ihn italienische Bauern mit Lebensmitteln versorgten. Seine Mutter wurde von italienischen Freunden aufgenommen und überlebte so den Krieg. Von seinem Vater verliert sich jedoch nach seiner Deportation nach Theresienstadt jede Spur.

Das Wichtigste, was uns die Autorinnen und Autoren dieses Bandes, insbesondere der Jugend, über diesen Einblick in ihr Schicksal, in ihre Lebensgeschichte mit auf den Weg geben wollen, ist es wohl, niemals aufzugeben, seinen Humor zu behalten und offen zu sein: „Man soll tolerant sein mit Menschen, soweit es geht, und lernen, lernen und hoffen, dass das Schicksal mit einem gut ist“, so Susanne Wolff.

Norbert Abeles, mit dessen Worten ich schließen möchte, erinnert sich im Addendum zu seiner Lebensgeschichte vom 12. August 2013, in dem er über die politischen Gegebenheiten in Afrika berichtet und die langsamen Erfolge in Hinblick auf die dortigen Demokratisierungsprozesse in der Einstellung von Millionen von Individuen sieht, an die Worte, die im Stiegenhaus seiner Volksschule angebracht waren: „Für diese hat der berühmte deutsche Dichter Goethe eine einfache Regel erdacht, die im Stiegenhaus meiner Volksschule (Schubert-Schule, Wien 9) in Blockbuchstaben zu lesen war. Sie hieß: ‚Edel sei der Mensch, hilfreich und gut‘. Diese einfache Regel, die ich vor 83 Jahren das erste Mal gelesen habe, verdient viel mehr Beachtung, als ihr gegeben wird, wenn wir wirklich eine bessere Welt haben wollen.“



Dr.ⁱⁿ Renate S. Meissner, MSc, Ethnologin und Judaistin, wissenschaftliche Leiterin und stellvertretende Generalsekretärin des Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus. Davor wissenschaftliche Mitarbeiterin u.a. am Museum für Völkerkunde in Wien und am Institut für Judaistik (Universität Wien). Vortragstätigkeit bei internationalen Fachkongressen und mehrere Feldforschungsaufenthalte in Israel. Zahlreiche Publikationen zu ethnologischen und judaistischen Themen sowie Veröffentlichungen zum Umgang mit den Opfern des Nationalsozialismus und zur Erinnerungskultur. Herausgeberin der Buchreihe „Erinnerungen“.

“Another couple of weeks and two ships were sent to ferry us to the island of Mauritius in the Indian Ocean. For how long? And precisely where is this place? Very few people even knew how to find it on the map.” Chava Guez

“What kept me striving was not mere curiosity” – Exile in Africa

Renate S. Meissner

The title of this introduction, the inversion of an affirmative proclamation by one of the 20th century’s many outstanding travellers¹, refers to enforced emigration, which ferried the persons who speak to us in this volume to the most distant corners of the world.

Used as an overarching motto, this title will tie together the four volumes that the National Fund is planning on “exotic” countries as places of exile in its book series “Lives Remembered. Life Stories of Victims of National Socialism”. These four volumes tell the stories of the escape of victims of Nazism from Europe and from Austria in particular to distant continents and their lives as exiles in Africa, Asia, Oceania and South America.

“Exile in Africa” is the first volume in the series to have been realized. It contains the biographical testimonies of nine persons who succeeded in fleeing persecution by

¹ “*Curiosity kept me striving*” is the title of one of Hans Helfritz’s books and of the catalogue of an exhibition dedicated to him (“*Curiosity kept me striving*”. Hans Helfritz in Yemen 1931–1935. A photographic and music-ethnological journey, published by the Embassy of the Federal Republic of Germany, Sana’a and the German Archaeological Institute, Orient Department, Sana’a Branch, Sana’a 2007).

the Nazis, in ways so unforeseeable, interesting and so full of drama that it beggars imagination. What these escape stories have in common is Africa as an interim or final destination. Some authors represented in this volume fled Austria for Africa at a time when World War II was still raging, while others did not set up home there, either temporarily or permanently, until after the war was over.

The reasons why they ended up in Africa as their place of exile are as varied as their fates and their strategies in dealing with the conditions they found there, the unfamiliar culture, language, climate, and the local population.

The twists and turns a “so-called emigration”, as Susanne Wolff has entitled the story of her life, was prone to take are impressively documented here. Doris Lurie speaks of her first, second and third emigration, and Chava Guez articulates a feeling that many people who went through this ordeal must also have felt – that arrival and sojourn in a new country do not necessarily spell the emotional end of this enforced journey. She confesses it was difficult for her to find a suitable title for the account of her voyage, “a voyage which to date has not ended. Because it is with much pain that I remember my parents [...], the sorrow for my family lost in the Holocaust [...], the regret for a life which is no more [...]” With regard to her present home country she asks the philosophical question: “Am I truly of this land? Vienna is the place my mother remembered on her dying day and part of it is engraved upon my heart.”

It emerges from these texts that, despite the hardships endured by all who went through flight and emigration, it was much easier for children and adolescents to cope with an environment that was new and radically different from Europe than it was for their parents and grown-ups in general. Some of them – Hanns Fischer, for example, who was twelve at the time – experienced their time in Africa as an adventure rather than as a culture shock, an adventure, moreover, that awakened their curiosity for everything that was new and exciting in the unaccustomed world they suddenly found themselves in: “[...] being children, we were always keen on seeing something new, on hearing something new [...]. I felt like a pig in clover, if you will pardon the expression, just as I used to feel like a pig in clover in Vienna. You’ve got to be prepared to adapt. Another language, another culture, other friends – but that’s something you can come to terms with. For a child this is no great thing. [...] A child will pick up a new language

and not think twice. And if you're in the country, all this happens in a jiffy. [...] Older people, that's a different matter. For them it was really tough."²

After an eventful escape that took them to France and to Portugal Hanns Fischer and his family reached South Africa at Christmas 1940 by the Atlantic route as the war had made the Mediterranean a no-go zone. It was only after passing through another series of unforeseeable incidents that, with help from South African Jews, Hanns and his family finally made it to their real destination, Palestine, at Easter 1941.

South Africa was also the final destination for the flight from Vienna in 1938 for ten-year-old Doris Lurie and for Alice Goldin-Coates, who was sixteen at the time. Both owe their survival to the foresight of their mothers who arrived at a correct and timely diagnosis of the political situation. A two-year odyssey via Switzerland, France and Great Britain brought Mrs Lurie to South Africa in 1940 while Mrs Goldin-Coates was motivated by her love for her second husband to move there in 1948 from Great Britain, the country she had fled to in 1938.

For both of them South Africa has become a permanent place of exile. As opposed to her sister, who is five years younger and "always considered Africa her home – she loved her life here, the wild animals, the bush, the wild", Mrs Goldin-Coates has retained an awareness of her roots in Austria – and in Europe in general – and has integrated that awareness into her life in Africa. This is how she puts it herself: "I still speak German and have never forgotten the ties that link me with Europe, and that remain important to me. I treasure its old buildings and artifacts and although my home has been in South Africa for a long time I still miss that part of my former life."

Alice Goldin-Coates has become a renowned artist in her new home country. In 2012, her wish to see Vienna once more was fulfilled. On the occasion of her ninetieth birthday an exhibition of her works was put on at Vienna's *Künstlerhaus*.

Norbert Abeles was fifteen when he was sent to England in December 1938 with a *Kindertransport*; now he has lived in Malawi for more than forty years. The decision to remain in Africa and not to return to Europe was not an easy one for him

² Quotation translated from the German original.

either. He and his first wife, like Norbert Abeles a native of Austria, did not emigrate from Great Britain to Africa until 1956. After the death of his first wife Norbert remarried and has lived in Malawi with his second wife and his adopted children ever since: “I have lived in sub-Saharan Africa so long. This is why I decided to spend my sunset years here even though I love Austria very much. For decades now I’ve been a regular listener of Radio Austria International, and every few years my wife and I travel to Vienna where I’ve still got friends. What I unfortunately no longer feel up to after forty years in Africa is the stress, the hypermodern life style and the climate we’ve come to associate with Austria. But it was a very tough decision to make.”³

Susanne Wolff harbours rather different feelings towards Austria in general and towards Vienna in particular. From Kenya, a country she had originally reached in especially unusual circumstances, she moved back to Austria in 1960 without explicitly planning to do so. For her return she chose the Tyrol rather than Vienna since that province seemed preferable to the capital after what had happened there. “I would never have gone to Vienna. [...] Vienna was out of bounds for me for years. I was nursing such a sense of disappointment inside me; this sense of disappointment was on the boil inside me for years and years. [...] I knew very little about the Tyrol and the Tyrolean dialect and all that stuff, that was okay by me.”

Even though she encountered anti-Semitism, first after the war and more recently from her long-time neighbour in the context of her oral-history interview, she has made a point of reacting to it directly and with her typical sense of humour: “‘Are you Jewish?’ I said ‘Yes.’ He said: ‘I am no anti-Semite but the Jews have always appropriated all the money. This is the case even now. All over the world.’ [...] I said: ‘You have so many grandchildren and daughters and so on. I just hope that this is not how you have brought up your daughters.’ [...] And then I said to him: ‘You were a baker, you used to make your rolls cheaply and you sold them at a huge profit.’ He laughed. What should I say to him? I’m not going to change him at this stage.”⁴

Amnon Klein was ten when Hitler marched into Vienna. He was present when his mother was forced to scrub away – with a tooth brush – graffiti crosses potent in Vienna’s

³ Norbert Abeles’ words here and on p. 23 have been translated from German.

⁴ Susanne Wolff’s words here and on pp. 21 and 23 have been translated from German.

Josefstädter Straße. In 1940, his mother managed to flee with him to Palestine by boat; his father, who had failed to obtain an exit visa, was deported to Minsk in 1942 and murdered. When Amnon and his mother reached Palestine, they were refused entry by the British authorities. The same happened to Chava Guez, at the time of her emigration the youngest of the authors in this volume, and to her family. Both families were deported to Mauritius and interned in a camp. Amnon Klein's mother died there of typhoid fever in 1941, Chava Guez's mother gave birth to her second daughter. Both Chava Guez and Amnon Klein now live in Israel.

Chava Guez's account of her family's odyssey, which began on board the Danube steamer "Schönbrunn" in 1940 and found a preliminary end in their internment on Mauritius, is most impressive. She describes in great detail life in the camp, the camp school, excursions from the camp, which were rare enough, and her feelings as a very young girl. But her account also leaves enough space to show how new loves are born in the face of abysmal misery and how even scattered moments of happiness may be enough to fend off despair: "It is an enchanted time sailing down the Suez – on both sides yellow sands gleaming in the heat of day with an endless reflection of sunshine [...] and my love for the desert is born, lasting to this very day."

What is remarkable is that some survivors manage to see not only the suffering and the drawbacks that emigration to Africa forced upon them but also, in the literal sense of the word, its sunny side. Chava Guez is thoroughly aware of the symbolic level when she says: "Looking back – there never seemed to be a rainy day. It was all sunshine, the Indian Ocean, and to my childish mind, not sorrow or deprivation."

Even though her life turned out very far from meeting her expectations, Susanne Wolff also puts her difficult emigration into perspective at the end of her oral-history interview: "Apart from the fact that I slept in negro huts, had a beastly husband and no money, I must count myself among the relatively lucky. The sun was out, the zebras were running around all over the place, it simply wasn't the case that it was all bad." And yet she had been brutally torn away from an upper class world. What her example illustrates so clearly is the fact that for most of these survivors their emigration, which they experienced as children or as adolescents, brought on a premature adulthood; in Susanne Wolff's case, as she puts it herself, an awakening from a "dream world". As she came to face the prospect of life in an

unfamiliar country, in close contact with blacks, who she was as little accustomed to as were most European men and women at the time, and with all-pervasive poverty – “it was then that I began to see what real life looked like” – Susanne Wolff, while still on board the ship that was carrying her to Africa, gave the only ten *Reichsmark* she had been allowed to take with her to the steward and told him “to distribute oranges among these poor people, these coolies. [...] They took the proffered oranges and bit into the peel straightaway, like animals. I will never forget that. And in that situation the ten *Reichsmark* really meant something.”

The strangeness of the world the émigrés encountered, its unadulterated Otherness, was observed by them from a European perspective with curiosity and a certain craving for the exotic. Readers must not be put off by the usage of the term “negro”, which was generally considered acceptable at the time. “And down below, in the hull of the boat, there were also Indians and such like” – this is Susanne Wolff describing her first encounter with non-Europeans – “and the contrast that I saw showed me what a great variety there is. The reason for this was that coloured people, Indians or Negroes, were a sensation for me back in Vienna; you did not feel repelled by them as you might today, if you see what I mean. As a child you wanted to run after them. To see whether they react as we do and all that. You see?”

Caught between all these emotions, impressions and experiences and shaped in their outlook and their attitudes towards a black population by colonialist Europe, it was difficult for the émigrés to be immune against racism and prejudice. This becomes apparent from several episodes in the life stories as told on these pages and is discussed by Albert Lichtblau in his essay.

Having said all this, it is also a fact that many émigrés took a stand against the racism that prevailed in the African countries where they set up home. A case in point is Alice Goldin-Coates. At a time when she was as yet unaware that she would live out the rest of her life in South Africa, this is how she reacted after visiting her brother in South Africa in 1947: “I was already on my way from London to Johannesburg when I was shocked by certain remarks made by South African passengers which made me aware of their attitude to the black population in South Africa. My work with the Council of Christians and Jews in London was especially intended to fight against any kind of discrimination on grounds of religion and colour. So right away I was made aware of the prevailing racial problems and prejudices and was impatient to return to England as soon as possible.”

What several of the life stories presented in this volume have in common is the additional fact that the course of the war and the émigrés' professional and/or biographical development required them to emigrate more than once. They had hardly arrived in one place of exile, invariably in difficult, often life threatening circumstances when, overtaken by the Nazis, they had to leave again and renew the struggle with an uncertain future. Those who managed to escape the Nazi regime's henchmen often owed this to a lucky constellation, a fortunate concatenation of circumstances and – as is exemplified by the two authors in this volume who are discussed below – to the courage of individuals who were prepared to help them.

Madeleine Lopato, born in Poland in 1918, at twenty older than the other authors in this volume at the time of her flight, married Max Mantel in January 1942 in Nazi occupied Belgium. It was not until after Max had been deported to Auschwitz concentration camp in the summer of the same year that she realized she was pregnant. To save the life of her newly born son René and her own life, Madeleine had to leave her son, who was then only a few months old, in the care of a friend and went into hiding herself. Only after the end of the war in 1945 was she reunited with René, who used to refer to her as the “Madam who cry [sic!] when she sees me”. In 1950 Madeleine emigrated with her second husband, Tobias Heitner, who adopted her son, to South Africa. René, who only learnt the truth about the status of his adoptive father after the latter's death, went on to become a well-known physician, a specialist in the so called Gaucher syndrome able to provide relief to countless patients afflicted with the disease: “His ambition was to be a doctor. [...] René saved hundreds, if not thousands of people, mainly children. I saved him from the claws of the *Gestapo*.”

In 1988 Madeleine's friend, Jeanne Hofstadt-Swinnens, who had saved René by passing him off as the twin of her own child, was honoured by Yad Vashem as one of the “Righteous among the Nations”.

Another case in point, where selfless assistance by members of the civilian population proved all-decisive, is provided by Alfred Paul Hitschmann and his mother. The two emigrated to what was then Southern Rhodesia, today's Zimbabwe, as late as 1948. While his father, a lawyer in Vienna, was forced to give up his practice and flee to Prague Alfred Paul managed to escape with his mother and brother to Italy in 1938, where he was moved

from one internment camp to the next. Finally in 1943 he went into hiding in the Gran Sasso mountains and subsisted on food given to him by Italian peasants. Thanks to Italian friends his mother also survived. Alfred Paul's father was eventually deported from Prague to Theresienstadt concentration camp, where all trace of him was subsequently lost.

By affording us this insight into the stories of their lives what is the most important message these authors wish to pass on to us – and in particular to those among us who are still young? Surely their message is the importance of never giving up, of remaining open-minded and of retaining one's sense of humour. The lesson that life has taught Susanne Wolff is that "one has to be tolerant of other human beings as far as possible and one has to be prepared to learn – that is essential – and one must not give up the hope that fate is on our side."

In a postscript to the story of his life dated 12 August 2013, in which he has a lot to say about political developments in Africa and the gradual progress democracy is making in the mindsets of millions of individuals there, Norbert Abeles conjures up a quotation that will also form a fitting end to these remarks: "For those, Goethe, the famous German poet, devised a simple rule that was inscribed in print letters above the staircase of my primary school (the *Schubert-Schule* in Vienna's 9th District): 'Let man be noble / Generous and good.' This simple rule, which I read for the first time eighty-three years ago, deserves to be observed much more carefully than it is if we really want to have a better world."



Dr. Renate S. Meissner, MSc, is a scholar of Ethnology and Judaic Studies and the Scientific Director and Deputy Secretary General of the National Fund of the Republic of Austria for Victims of National Socialism. In the past she was a research assistant at various institutions, including the Museum of Ethnology in Vienna and the Institute of Judaic Studies (University of Vienna). She has delivered lectures at international academic conferences and has several rounds of field research in Israel to her credit as well as numerous publications on ethnological and Judaic topics and a series of publications on victims of National Socialism and the culture of memory. She is the editor of the series "Lives Remembered".

Historischer Globus,
Globenmuseum Wien



„Here in Africa, my life
was very difficult ...“

Flucht vor dem Nazi- Terror in afrikanische Länder südlich der Sahara

Albert Lichtblau

Koloniales und postkoloniales Afrika

Die europäische Denkweise über Afrika südlich der Sahara und dessen Menschen war von kolonialem, religiösem und kulturellem Missionierungsdrang geprägt. Damit verbunden war ein Überlegenheitsgefühl, das den Herrschaftsanspruch legitimieren sollte. Auch Flüchtlinge vor dem Nationalsozialismus waren davor nicht gefeit, denn vor der Flucht hatten sie kaum einen Grund, sich ernsthaft mit dem afrikanischen Kontinent und dessen Menschen zu befassen. Anders als in Kolonialländern wie England oder Frankreich hatten sie kaum Gelegenheit, mit schwarzen Menschen in Kontakt zu kommen. Kleine und eindringliche Elemente einer exotischen Bildersprache hatten ihre europäische Vorstellungswelt über Afrika geformt: gefährliche Tiere, primitive, unzivilisierte „wilde“ Menschen, deren Nacktheit sexuelle Fantasien bediente, ungestüme Krieger mit archaischen Waffen usw.¹ Menschen mit dunkler Hautfarbe waren in Mitteleuropa exotische Sensationen. Immer noch gab es sogenannte Völkerschauen, die mit diesen Afrika-Klischees das Publikum anlockten.² So wie Susanne Wolff erging es vermutlich den meisten, die in Afrika Zuflucht suchten – sie wussten kaum etwas über afrikanische Länder: „Und dann plötzlich kam ein Brief aus Kenia. Wir haben den Atlas genommen, wir haben nicht gewusst, wo Kenia ist.“

¹Vgl. z. B. Reimer *Gronemeyer* (Hg.), *Der faule Neger. Vom weißen Kreuzzug gegen den schwarzen Müßiggang*, Reinbek bei Hamburg 1991.

²Vgl. z. B. Werner Michael *Schwarz*, *Anthropologische Spektakel. Zur Schaustellung „exotischer“ Menschen*, Wien 1870–1910, Wien 2001.

Afrika stand in den 1930ern noch unter dem Eindruck des kolonialen Wettlaufs („*scramble for Africa*“), der den Kontinent Ende des 19. Jahrhunderts ohne Rücksicht auf die örtlichen Gegebenheiten, Machtverteilungen oder ethnischen Strukturen unter den europäischen Großmächten in koloniale Territorien aufgeteilt hatte. Die vor dem Nationalsozialismus Flüchtenden trafen nach ihrer Ankunft unvorbereitet auf diese kolonialen Machtkonstellationen.³ Wer von den Flüchtlingen nach 1945 in afrikanischen Ländern bleiben wollte oder erst danach dort ankam, sah sich den unterschiedlich verlaufenden Prozessen der Entkolonialisierung ausgesetzt. Sowohl der Entkolonialisierungsprozess als auch der darauf folgende „negative Zyklus“ afrikanischer Nationenbildung wurden immer wieder von Gewalt begleitet.⁴ In jenen Ländern, in denen es viele weiße Siedler gab, richtete sich diese oft auch gegen die weiße Bevölkerung als Repräsentantin kolonialer Herrschaft. Zusätzlich geriet der Kontinent zum Spielball des Kalten Krieges, der den Prozess der Destabilisierung afrikanischer Staatenbildung beförderte.⁵

Afrika-Pläne

Afrika hatte für die jüdische Geschichte schon vor dem Nationalsozialismus eine wichtige Rolle gespielt, gab es doch im Norden des Kontinents wichtige jüdische Gemeinden. Die Entdeckung einer schwarzen jüdischen Bevölkerung (Beta Israel) in Abessinien (Äthiopien) gab in jüdischen Medien Anlass zu Spekulationen über deren Ursprünge.⁶ Und schon 1903 bot die britische Kolonialverwaltung den nach einem Land suchenden Zionisten mit dem „Uganda-Plan“ ein im heutigen Kenia liegendes Gebiet an. Der von Theodor Herzl als Zwischenlösung begrüßte Vorschlag wurde von zionistischer Seite kontrovers diskutiert und schließlich abgelehnt. Während des Zweiten Weltkriegs spielten auch die Nationalsozialisten mit einigen den afrikanischen Kontinent betreffenden kolonialen Ideen. Nach den Erfolgen in Westeuropa erwogen sie im Sommer 1940 für kurze Zeit mit dem „Madagaskar-Plan“, ein „Judenreservat“ in der französischen Kolonie zu errichten, und planten ernsthaft, die jüdische Bevölkerung nach Friedensschluss dorthin zu verfrachten. Über die Idee, Juden und Jüdinnen in klimatisch unwirtliche Gebiete Afrikas auszusiedeln, hatten antisemitische Kreise übrigens schon vor dem Na-

³ Über die Geschichte der Menschen aus afrikanischen Ländern in Österreich vgl. vor allem die Arbeiten von Walter Sauer, etwa *Walter Sauer* (Hg.), *Von Soliman zu Omofuma. Afrikanische Diaspora in Österreich*, Innsbruck/Wien/Bozen 2007.

⁴ Thomas Spielbüchler, *Afrikanischer Teufelskreis? Ein roter Faden durch die postkoloniale Geschichte des Kontinents*. In: *Zeitgeschichte* 26/1, 2009, S. 4–19.

⁵ Crawford Young, *The Postcolonial State in Africa. Fifty Years of Independence, 1960–2010*, Madison, Wisc. 2012.

⁶ Vgl. Richard Hull, *Jews and Judaism in African History*, Princeton, NJ 2009; für Ägypten vgl. Alisa Douer, *Ägypten – die verlorene Heimat. Der Exodus aus Ägypten, 1947–1967*, Dissertation, Wien 2012.

tionalsozialismus nachgedacht.⁷ Der an höchster Stelle ausgearbeitete und von Adolf Hitler gutgeheißene „Madagaskar-Plan“ wurde jedoch wegen der Aussichtslosigkeit hinsichtlich seiner Realisierung verworfen. Mit dieser kategorischen Abkehr von einer „territorialen Lösung der Judenfrage“ begann die Planung der „Endlösung“, die schließlich im Genozid mündete.⁸

Fluchtorte und Destinationen südlich der Sahara

Eine detaillierte Aufarbeitung der Exilgeschichte von europäischen Juden und Jüdinnen in afrikanischen Ländern steht noch aus, besonders eine Sichtung der Dokumente in Bezug auf die Kolonialverwaltungen, die jüdischen Organisationen oder die afrikanisch-jüdischen Gemeinden.⁹ Abgesehen von den Untersuchungen zu Ländern wie Südafrika oder zur Geschichte der jüdischen Internierten in Mauritius gelten nach wie vor lebensgeschichtliche Texte wie die hier versammelten als wichtige Hauptquellen der Forschung.

Trotz der restriktiven Einwanderungsbestimmungen gegenüber jüdischen Flüchtlingen ab 1937¹⁰ fanden nach Angaben der Israelitischen Kultusgemeinde Wien und den Berechnungen des Historikers Jonny Moser 332 jüdische Personen aus Österreich Zuflucht in Südafrika.¹¹ Eine der Autorinnen der in diesem Band versammelten Lebensgeschichten, Doris Lurie, konnte zu einem Zeitpunkt nach Südafrika flüchten, als sich dieses Land längst gegenüber den jüdischen Flüchtlingen aus Europa verschlossen hatte. Es gelang ihr nur, weil es das Geburtsland ihrer Mutter war. Insgesamt belief sich die Zahl der in das subsaharische Afrika Geflüchteten laut Jonny Moser auf 671 jüdische Frauen und Männer aus Österreich. Von ihnen gelangten 120 nach Uganda, 93 nach Nordrhodesien, dem heutigen Sambia, und Südrhodesien, dem heutigen Simbabwe, und 83 nach Kenia. Die restliche Zahl verteilte sich auf andere Länder. Etliche Staaten werden erst gar nicht genannt, was vermuten lässt, dass die Zahlenangaben nur als Annäherung gelten können. Fakt ist, dass nur eine geringe Zahl der jüdischen Flüchtlinge, nämlich weniger als ein Prozent, in Afrika Zuflucht fand. Afrika war ein allerletzter Ausweg für jene, die sonst keine Alternative für ihre Rettung gefunden hatten.

⁷ Magnus Brechtken, „Madagaskar für die Juden“. Antisemitische Idee und politische Praxis 1885–1945, München 1997.

⁸ Robert Gerwarth, Reinhard Heydrich. Biographie, München 2011, S. 221–228.

⁹ Margit Franz, Heimo Halbrainer (Hg.), Going East – Going South. Österreichisches Exil in Asien und Afrika (im Erscheinen).

¹⁰ Shirli Gilbert, Jews and the Racial State: Legacies of the Holocaust in Apartheid South Africa, 1945–60. In: Jewish Social Studies 16/3, 2010, S. 32–64, hier S. 36 f.; Richard Mendelsohn, Milton Shain, The Jews in South Africa. An Illustrated History, Johannesburg/Kapstadt 2008, S. 105–133.

¹¹ Jonny Moser, Demographie der jüdischen Bevölkerung Österreichs 1938–1945, Wien 1999, S. 69.

Hauptdestinationen der Flucht nach Afrika südlich der Sahara waren sogenannte Siedlerkolonien im Osten und Süden, in denen es einen Bedarf an Arbeitskräften gab. Kolonien, in denen eine Ansiedlung von europäischen Siedlern und Siedlerinnen seitens der Kolonialmächte bewusst vermieden wurde, blieben für Flüchtlinge eher unzugänglich. Ein Beispiel dafür wäre das derzeit Malawi genannte Gebiet, in dem einer der Autoren dieses Bandes, Norbert Abeles, lebt.¹² Die wenigen in dem damals Njassaland genannten britischen Protektorat lebenden Kolonialisten wehrten sich gegen eine Einwanderung von Flüchtlingen mit dem Argument, das Land könnte die Flüchtlinge angesichts der prekären agrarischen Verhältnisse nicht versorgen.¹³

Tabelle: „Gesamtauswanderung“ jüdischer Flüchtlinge aus Österreich in afrikanische Länder

	A	B	C
Ägypten	78	78	98
Algerien	3	6	26
Äthiopien	15	14	15
Belgisch-Kongo	7	10	8
Kenia	83	74	83
Liberia	1.658*	12	6
Marokko	24	58	100
Rhodesien	93	91	93
Südafrika	332	134	332
Sudan	4	6	4
Tanganjika (Tansania, Festland)	10	10	10
Tunesien	176	87	150
Tanger	0	0	80
Uganda	112	84	120
Summe Afrika	2.595	664	1.125

*Die hohe Zahl beruht auf „liberischen Gefälligkeitsvisa“, die im Zuge illegaler Palästina Transporte ausgegeben wurden.

A = Israelitische Kultusgemeinde Wien, 26. Oktober 1939: Gesamtauswanderung vom 15.3.1938–25.10.1939 („Glaubensjuden“ und „Nichtglaubensjuden“).

B = Israelitische Kultusgemeinde Wien, Statistik vom 31. Dezember 1945: Gesamtauswanderung der „Glaubensjuden“ von 1938 bis 1945.

C = Zusammenstellung von Jonny Moser: Schätzung auf Grundlage unterschiedlicher Zahlengaben.

Quelle: Jonny Moser, *Demographie der jüdischen Bevölkerung Österreichs 1938–1945*, Wien 1999, S. 65 u. 69.

¹² Mit Norbert Abeles gibt es auch ein Interview: USC Shoah Foundation: Visual History Archives, Interview Code 47536, und lebensgeschichtliche Aufzeichnungen am Institut für jüdische Geschichte Österreichs.

¹³ Robin Palmer, *White Farmers in Malawi: Before and After the Depression*. In: *African Affairs* 84/335, 1985, S. 211–245, hier S. 223–225.

Verschiedene Migrationsgeschichten

Berührungspunkte: Zwischenstationen

Abgesehen von einer Flucht, die zunächst in Afrika endete, gab es auch ganz andere, nur vorübergehende Berührungspunkte mit Afrika, wie dies der Filmklassiker „Casablanca“ über die in Marokko gestrandeten Flüchtlinge schon 1942 thematisierte. Afrika war für viele Flüchtende Teil des Weges in die rettende Emigration; dies zeigt die Geschichte von Hanns Fischer in diesem Band. Seine Flucht aus Frankreich führte ihn von Portugal aus auf dem Seeweg rund um den afrikanischen Kontinent und schließlich per Bahn nach Palästina. Ähnliche Umschiffungen Afrikas mussten zum Teil Flüchtlinge auf ihrem Weg nach Shanghai in Kauf nehmen. In ihrem Buch „Shanghai Passage“ beschrieb Franziska Tausig eindrücklich ihre Flucht rund um Afrika mit einem von Nationalsozialisten kontrollierten Schiff.¹⁴

Migrieren, ein Leben lang

Dass der 1919 in Ljubljana geborene, 1938 in Wien verhaftete, mehrere Jahre in Italien internierte Alfred Paul Hitschmann 1948 nach Südrhodesien (Simbabwe) auswanderte und schließlich 2007 nach Spanien migrierte, verdeutlicht beispielhaft, dass der hier besprochene Personenkreis ein Leben lang mit der Möglichkeit einer nochmaligen erzwungenen Migration im Falle von politischer Instabilität leben musste.¹⁵ Diese Mischung aus erzwungenen und mehr oder weniger freiwilligen Migrationen begleitet mehrere Lebensgeschichten. Susanne Wolff wollte gerne in Kenia bleiben, aber sie verließ das Land wegen der Aufstände gegen das britische Kolonialsystem. Wer den Lebenslauf von Norbert Abeles verfolgt, wird sehr viele Stationen finden: 1938 Schottland, 1951 England, 1956 als Kolonialbeamter in Nigeria, 1965 Australien als Lehrer in einer Technischen Hochschule, 1967 Kenia, 1972 mit der UNESCO (United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization) wieder in Nigeria und schließlich 1979 mit der ILO (International Labour Organization) nach Malawi, erst in der Hauptstadt Lilongwe, dann in Blantyre, 1987 wieder in Lilongwe und seit 1994 im Ruhestand in Nkhotakota am Malawisee. Die Emigration nach Afrika begründete er folgendermaßen: „Meine Frau und ich gingen 1956 nach Afrika, weil wir

¹⁴ Franziska Tausig, *Shanghai Passage. Emigration ins Ghetto*, Wien 2007, S. 63–93.

¹⁵ Der Autor führte am 18. April 2009 ein Interview mit Judith Gertrude Almeleh, die in hohem Alter aus Simbabwe nochmals emigrieren musste und nach Südafrika auswanderte. Das Interview wird in der Österreichischen Mediathek archiviert werden.



Landschaft in der Gegend
von Isiola, Kenia, vor 1945



Siedlung in der Nähe
der Stadt Bulawayo,
Simbabwe, August 1939

uns als ‚Ausländer‘ in Großbritannien nicht zu Hause fühlten, aber wir wegen meiner britischen Berufsausbildung in Österreich damals kein Weiterkommen sahen.“ Er ist ein Beispiel für jene Flüchtlinge, die erst nach Ende des Zweiten Weltkrieges in ein afrikanisches Land migrierten. Auch die in der vorliegenden Sammlung vertretenen Autorinnen Alice Goldin-Coates¹⁶ und Madeleine Lopato¹⁷ wanderten erst in den Nachkriegsjahren nach Südafrika aus.

Sonderfall: Internierung in Mauritius

Afrika südlich der Sahara spielte, wenn auch in eingeschränktem Ausmaß, nicht nur als Zufluchtsort eine Rolle in der Exilgeschichte, sondern auch als Internierungsort. Berühmt-berüchtigt wurde die im Indischen Ozean gelegene britische Kolonie Mauritius. Die Briten hatten vor Palästina drei Schiffe mit Flüchtlingen abgefangen, die illegal einzuwandern versucht hatten. Deren Insassen sollten mit dem Transportschiff „Patria“ auf die Insel Mauritius deportiert werden. Ein Anschlag der paramilitärischen jüdischen Untergrundorganisation Hagana sollte die Deportation verhindern. Die Sprengkraft zur Lahmlegung des Schiffes wurde offensichtlich falsch eingeschätzt, denn die vor Haifa gelegene „Patria“ sank am 25. November 1940 innerhalb kurzer Zeit. Ca. 270 Menschen konnten das sinkende Schiff nicht mehr rechtzeitig verlassen und kamen ums Leben. Das Flüchtlingsschiff „Atlantik“ hatte den Hafen als letztes erreicht. Zum Zeitpunkt des Anschlages lief gerade das Verfrachten der Flüchtlinge von der „Atlantik“ auf die „Patria“. Personen, die den Anschlag auf die „Patria“ überlebten, konnten in Palästina bleiben. Jene, die sich noch an Bord der „Atlantik“ befanden, wurden nach Mauritius deportiert. Nach mehrwöchiger Fahrt kamen am 26. Dezember 1940 1.581 Flüchtlinge¹⁸ auf zwei Schiffen in Mauritius an, wo sie in der Stadt Beau Bassin interniert wurden, unter ihnen auch Amnon Berthold Klein und Chava Guez. Sie waren zum Zeitpunkt der Internierung zwölf bzw. vier Jahre alt und beschreiben in diesem Band die jahrelange Internierung aus damaliger Kindersicht. Die internierten Männer wurden in einem ehemaligen Gefängnis untergebracht, die von ihnen getrennten Frauen in angrenzenden Gebäuden. Erst später wurde die Trennung der Geschlechter aufgehoben.¹⁹

¹⁶ Mit Alice Goldin-Coates führten der Autor und Michael John Interviews in Kapstadt durch, eines davon am 11. Jänner 2007. Das Interview wird in der Österreichischen Mediathek archiviert werden.

¹⁷ Vgl. auch Interview mit Madeleine Lopato: USC Shoah Foundation: Visual History Archives, Interview Code 4485.

¹⁸ Die Zahlenangaben schwanken leicht.

¹⁹ Vgl. Geneviève Pitot, *The Mauritian Shekel. The Story of the Jewish Detainees in Mauritius 1940–1945*, Oxford 2000.

Kulturschock

Die urplötzliche Entrechtung, Verarmung, die verzweifelte Suche nach Auswegen, das Zurücklassen von Familienmitgliedern und im Fall des Fluchtkontinents Afrika das Aufeinandertreffen völlig fremder Lebenswelten führten zu einer Schockkumulation.²⁰ Schon auf der Flucht wurden die Flüchtlinge nicht nur mit ihrer eigenen Armut konfrontiert, sondern auch mit einer Armut der afrikanischen Bevölkerung, die sie verunsicherte. Susanne Wolff beschreibt, wie ihr in Port Said die Augen aufgingen: „Da hab ich erst angefangen, das richtige Leben zu sehen.“

Die Flüchtlinge kamen in eine koloniale Lebenswelt mit klar verteilten Rollen, an die sie sich gewöhnen mussten. Kindern fiel es offensichtlich leichter, sich anzupassen, und sei es nur, die Sprache der autochthonen Bevölkerung aufzuschnappen und einen weitaus unbefangeneren Umgang mit ihr zu pflegen. Im Oscar-prämierten Film „Nirgendwo in Afrika“ (2001) wird dies am Beispiel des Umgangs des Flüchtlingsmädchens mit schwarzen Hilfskräften thematisiert. In den hier publizierten Texten werden die unterschiedlichen Lebenswelten allerdings selten angesprochen, zum Beispiel von Susanne Wolff: „Jeder hat einen *boy* gehabt. Du konntest gar nicht so arm sein, dass du nicht einen *boy* gehabt hättest.“²¹ In der Geschichte von Susanne Wolff werden das Aufeinanderprallen ihrer Vorstellungswelt mit der Wirklichkeit und das Zerschlagen ihrer Träume besonders drastisch nachvollziehbar: Die bei ihrer Flucht nach Afrika 18-Jährige stammte aus einer reichen Familie. Ihre vormals morphiumsüchtige Mutter konnte ihr wenig Praktisches mit auf den Weg nach Afrika geben.²² Ihre Vorstellung, in Afrika ein Filmstar werden zu können, endete in einer von Gewalt geprägten Ehe in Kenia, aus der sie sich nur schwer befreien konnte. Darüber hinaus war sie, wie auch andere, mit Armut und unvorstellbar schwierigen Wohnverhältnissen konfrontiert. Sie beschreibt dies mit Ratten im Zimmer und gefährlichen Insekten. Hinzu kamen Krankheiten wie Typhus oder Malaria, die in den beiden Berichten über die Internierung auf Mauritius beschrieben sind. Derartige Krankheiten konnten tödlich enden. Amnon Berthold

²⁰ Wer im Detail nachlesen möchte, kann dies in Tagebucheintragungen und Briefen, die Stefanie Zweig über die Flucht ihrer Familie nach Kenia veröffentlichte, tun: Stefanie Zweig, *Nirgendwo war Heimat. Mein Leben auf zwei Kontinenten*, München 2012.

²¹ Ähnlich in einem Brief von Walter Zweig aus Mombasa an seine Ehefrau in Breslau im Jänner 1938: „Ja, ich habe schon einen eigenen Boy. ... aber es heißt gar nichts, wenn man einen Boy hat. Du kannst also deine Sorgen um ein Dienstmädchen sofort einstellen.“ Zweig, *Nirgendwo war Heimat*, S. 89.

²² Über ihre Mutter vgl. Regina Thumser-Wöhls, *Spuren der Sucht. Praktiken und Netzwerke von MorphinistInnen und KokainistInnen im 19. und frühen 20. Jahrhundert unter besonderer Bedachtnahme auf KünstlerInnen*, Linz 2012, S. 388 ff., bes. S. 392–396.

Kleins Mutter war eine von 127 Personen, die während der Internierung in Mauritius starben und an die heute noch ein Friedhof erinnert.²³ Der 1928 geborene Amnon Berthold Klein war danach völlig auf sich gestellt bzw. auf die Fürsorge der erwachsenen Flüchtlinge angewiesen.

Abgesehen von den schwierigen Lebensbedingungen schockierte der rassistische Hochmut der ansässigen Weißen gegenüber der schwarzen Bevölkerung. Alice Goldin-Coates erschrak aber auch über die abwertenden Bemerkungen seitens weißer Passagiere gegenüber der schwarzen Bevölkerung, als sie Ende 1947 nach Südafrika fuhr. Eigene Erfahrungen mit Rassismus feiten nicht davor, gegenüber der schwarzen Bevölkerung von Vorurteilen geprägt zu sein. Beeindruckend beschreibt dies die als Kind in Mauritius internierte Chava Guez. Sie sollte den Dieb oder die Diebin eines Goldkettchens und eines Medaillons identifizieren. Ihr Blick fiel auf eine schwarze Hilfsschwester, weil sie der weißen Schwester einen Diebstahl nicht zutraute: „Selbst heute kann ich mir diese Ungerechtigkeit nicht verzeihen.“

Über das Erinnern

Die hier versammelten Texte haben unterschiedliche Textkonsistenzen, sie entstanden im Kontext von Interviews, wurden für die eigene Familie geschrieben oder in der Hoffnung auf ein breiteres Publikum bzw. für den Nationalfonds verfasst. Schon der Umfang von Texten bestimmt mit, wie viele Details dargestellt wurden, wie viel Raum für Reflexion gegeben wurde. Die fünf Autorinnen und vier Autoren gehören zu den damals jungen Flüchtlingen, das heißt, die Erfahrungen der älteren Generation sind nur dann ablesbar, wenn über sie geschrieben wird.

Erinnerungen werden überlagert, umsortiert, neu geordnet, wirken manchmal verdächtig klar eingraviert im Gedächtnis. Sie sollen helfen, Bilder und Geschichten zu beschreiben, Erfahrungen und Gefühle wiederzugeben.²⁴ An einer Stelle blitzt der berechtigte selbstkritische Zweifel am Funktionieren dieses Erinnerungsprozesses auch in diesem Buch auf, wenn Chava Guez über die Ankunft auf Mauritius schreibt:

²³ Françoise Lionnet, „Dire exactement“: Remembering the Interwoven Lives of Jewish Deportees and Coolie Descendants in 1940s Mauritius. In: Yale French Studies 118/119, 2010, S. 111–135, hier S. 124 f.

²⁴ Vgl. z. B. Astrid Erll, Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung, Stuttgart/Weimar 2005.

„Eine kurze Fahrt, und dann hohe, schwarze Mauern, ein Turm darüber, und da steht dieser Inder mit weißem Turban und dem Schlüssel in der Hand. Oder hab ich den Inder und den Schlüssel nur geträumt? Vielleicht, aber das Ganze ist so in meine Erinnerung eingraviert, als wäre es tatsächlich so gewesen. Und wer weiß, vielleicht war es ja auch wirklich so.“

Sie nimmt diese Irritation zum Glück locker, sonst hätte sie vielleicht erst gar nicht darüber geschrieben. Die Texte ließen sich detailliert analysieren, in ihrer fragmentarischen Komplexität, in dem, was sie ansprechen oder aussparen, um die Lesenden mit der Wucht an Gewalterfahrungen zu konfrontieren oder sie zu schonen. Die Geschichte von Susanne Wolff zeigt, dass diese Erfahrungen mit der Flucht nicht immer vorbei waren, sondern auch Gewalt in ehelichen Beziehungen folgen konnte. Die Geschichte von Madeleine Lopato hingegen gibt einen Einblick in die Realität des Überlebens, dem ein „*survive the survival*“ folgt. Ihre Überlebensgeschichte ist beklemmend: Ihre hochschwangere Schwester und deren Ehemann wurden ermordet. Ihr eigener Ehemann wurde 1942 während einer Razzia festgenommen, nach Auschwitz deportiert und ermordet. Sie war schwanger, ohne dass er je davon erfahren hatte. Das Kind in ihrem Bauch, so beschreibt sie es in einem Interview, rettete ihr Leben, denn sie sah sich gezwungen, überleben zu müssen: „My life was a drama ...“, heißt es genau an jener Stelle, an der sie ihre Kinder und Enkelkinder als Motivation für das Schreiben nennt. An anderer Stelle schreibt sie über die Erfahrungen nach der Befreiung: „Here in Africa, my life was very difficult ...“

Wenn wir unsere Zeit betrachten, befinden wir uns an einer Schnittstelle, an der die inzwischen globalisierte Erinnerung an den Holocaust sich neu formatiert. Die umfangreichen Sammlungen von Erinnerungen an den Holocaust sind wichtige Grundlagen für die Aufarbeitung der Erinnerungen anderer Menschen, die später Gewalterfahrungen im Rahmen von Massengewalt oder anderen Genoziden machen mussten. Dies betrifft besonders Menschen in Afrika. Es ist kein Zufall, dass die von Steven Spielberg initiierte USC Shoah Foundation nun auch Überlebende des Genozids in Ruanda dokumentiert und andere Projekte sich ebenfalls darum bemühen.²⁵ Es werden also unterschiedliche Erinnerungswelten miteinander verbunden

²⁵ Unter den anderen Projekten sei besonders „Voices of Rwanda“ hervorgehoben: <http://voicesofrwanda.org/> (23.12.2013).

und neu geordnet. Das Cape Town Holocaust Centre ist dafür ein Beispiel, weil es eine Begegnung der Rassismus-Erfahrungen im Nationalsozialismus mit jenen während der Apartheid ermöglicht.²⁶ Erinnerungen wie die hier versammelten wollen und können die Geschichten von Kolonialismus, Postkolonialismus und dem Überleben der NS-Genozide nicht verknüpfen, aber sie bringen sie räumlich nahe. Sie erinnern auch daran, dass die Geschichte noch oft umgeschrieben werden wird. Die Lebensgeschichten werden dafür historisch wichtige Dokumente bleiben.²⁷



Univ.-Prof. Dr. Albert Lichtblau, Professor am Fachbereich Geschichte der Universität Salzburg und stellvertretender Leiter des Zentrums für jüdische Kulturgeschichte der Universität Salzburg. Mitarbeit an zahlreichen Forschungsprojekten über jüdische Geschichte und die Geschichte des Antisemitismus. Lehrveranstaltungen zu qualitativen Methoden und neuen Arbeitstechniken in der Geschichtswissenschaft, Migration, Rassismus, Erinnerungspolitik, afrikanische Geschichte; Mitinitiator von www.UniTV.org.

²⁶ Vgl. http://www.ctholocaust.co.za/cape-town/cape_town-main.htm (25.12.2013).

²⁷ Michael Rothberg, *Multidirectional Memory. Remembering the Holocaust in the Age of Decolonization*, Stanford, Cal. 2009; Aleida Assmann, *Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention*, München 2013.



Anlegemanöver in der Hafenanlage in
Durban, Südafrika, August 1939



FOTOS: WELTMUSEUM WIEN

Bahnhofshalle in
Johannesburg, Südafrika,
August 1939



Antique globe,
Vienna Globe Museum

"Here in Africa, my life was very difficult ..."

Seeking refuge from Nazi terror in Sub-Saharan Africa

Albert Lichtblau

Colonial and post-colonial Africa

The European attitude towards Sub-Saharan Africa and its peoples was characterised by colonial, religious and cultural missionary zeal. This went hand in hand with a sense of superiority designed to legitimize the claim to power. Austrian refugees from Nazi terror were no exception to this rule. Before their exile they had had little reason to take a serious interest in the African continent and its populations. Black people were more or less a complete novelty to them, lacking as they did the familiarity enjoyed by citizens of colonial powers such as England or France. Minuscule but nevertheless impressive elements of an exotic pictorial language had shaped their typically European ideas about Africa: dangerous animals; primitive, uncivilized "savages", whose nakedness merely served to titillate sexual fantasies; intrepid warriors with archaic weapons and the like.¹ At that time dark-skinned individuals were seen as exotic attractions in Central Europe. So-called human zoos (or Negro villages), which drew their audience by pandering to such clichés, were still common.² Susanne Wolff is presumably representative of the majority of those who sought refuge in one of the African countries – they knew next to nothing about these countries: "And then all of a sudden a letter arrived from Kenya. We had to resort to the atlas; we had no idea where Kenya was."³

¹ Cf. e.g. Reimer Gronemeyer (ed.), *Der faule Neger. Vom weißen Kreuzzug gegen den schwarzen Müßiggang*, Reinbek near Hamburg 1991.

² Cf. e.g. Werner Michael Schwarz, *Anthropologische Spektakel. Zur Schaustellung „exotischer“ Menschen, Wien 1870–1910*, Vienna 2001.

³ Susanne Wolff's words translated from the German original.

In the 1930s Africa still bore the scars of the late nineteenth century colonialist “scramble for Africa”, which had seen the continent carved up into colonial territories by Europe’s great powers with no consideration of local peculiarities, power structures or ethnic groupings. Without prior warning the refugees from Nazi Austria found themselves confronted on their arrival with this kind of colonial power constellation.⁴ Wartime refugees who wanted to set up home in an African country and those who arrived at a later stage were equally exposed to processes of decolonisation that followed radically different scenarios. Both the process of decolonisation and the ensuing “negative cycle” of the formation of African nations were accompanied by bouts of violence.⁵ In countries with a substantial share of white settlers this violence was often directed against them as they were regarded as representatives of colonial rule. In addition to this, the continent was used as a pawn in the Cold War, adding to the destabilisation of the process of African nation building.⁶

African Plans

Africa had played an important role in Jewish history even before the Nazi era as the north of the continent was home to several important Jewish communities. The discovery of a black Jewish population (Beta Israel) in Abyssinia (Ethiopia) prompted much speculation about its origins in Jewish media.⁷ Moreover, as early as 1903 the British Colonial Administration had offered the Zionists in search of a suitable country a region in modern Kenya as part of the so called Uganda Plan. While Theodor Herzl initially welcomed the offer as an interim solution, it met with criticism from other Zionists and was eventually turned down. During World War II the Nazis themselves had toyed with colonialist ideas about the African continent. After their preliminary military success in Western Europe they briefly mooted the so called Madagascar Plan in summer 1940, providing for the foundation of a “*Judenreservat*” (a reservation for Jews) in the French colony and proposed in all seriousness to transfer the entire Jewish population to Madagascar after the conclusion of peace. The idea of re-settling the Jewish population in climatically forbidding regions in Africa had been mooted in anti-Semitic circles even

⁴ On the history of people from Africa in Austria cf. above all works by Walter Sauer, e.g. Walter Sauer (ed.), *Von Soliman zu Omofuma. Afrikanische Diaspora in Österreich*, Innsbruck/Vienna/Bolzano 2007.

⁵ Thomas Spielbüchler, *Afrikanischer Teufelskreis? Ein roter Faden durch die postkoloniale Geschichte des Kontinents*. In: *Zeitgeschichte* 26/1, 2009, pp. 4–19.

⁶ Crawford Young, *The Postcolonial State in Africa. Fifty Years of Independence, 1960–2010*, Madison, Wisc. 2012.

⁷ Cf. Richard Hull, *Jews and Judaism in African History*, Princeton, NJ 2009; for Egypt cf. Alisa Douer, *Ägypten – die verlorene Heimat. Der Exodus aus Ägypten, 1947–1967*, Dissertation, Vienna 2012.

in the pre-Nazi era.⁸ The Madagascar Plan, developed by agencies close to the Nazi leadership and explicitly approved by Adolf Hitler, was dropped in the end because of its obvious impracticality. The categorical rejection of the “territorial solution of the Jewish question” paved the way for the planning of the “final solution” and ultimately led to genocide.⁹

Sub-Saharan destinations for refugees

A detailed history of the exile of European Jews in African countries still remains to be written; more specifically, documents concerning colonial administrations, Jewish organisations and African-Jewish communities still await sifting.¹⁰ Apart from studies dealing with countries such as South Africa and the history of Jewish internees in Mauritius life-historical texts like those assembled in this volume continue to be an important research resource.

Regardless of the restrictions hampering the immigration of Jewish refugees, which were in force in South Africa from 1937 onwards¹¹, it can be seen from data provided by the Jewish Community Vienna and from calculations made by the historian Jonny Moser that 332 Jews from Austria found refuge in this country.¹² One of the authors of the personal histories assembled in this volume, Doris Lurie, managed to flee to South Africa long after that country had closed its borders to Jewish refugees from Europe. This was because South Africa happened to be her mother’s country of birth. The total number of Austrian Jewish refugees to Sub-Saharan Africa amounted, according to Jonny Moser, to 671 women and men. Out of that total, 120 ended up in Uganda, 93 in Northern Rhodesia, today’s Zambia, and in Southern Rhodesia, today’s Zimbabwe, and 83 in Kenya, with the remainder scattered among other countries. Several states are not even named, which suggests that these data should be read as approximations rather than hard facts. What has been established beyond doubt is that only a very small number of Jewish refugees, less than one per cent of the total number, found refuge in Africa. Africa was the last resort for those who had found no alternative salvation.

⁸ Magnus Brechtken, „Madagaskar für die Juden“. *Antisemitische Idee und politische Praxis 1885–1945*, Munich 1997.

⁹ Robert Gerwarth, Reinhard Heydrich. *Biographie*, Munich 2011, pp. 221–228.

¹⁰ Margit Franz, Heimo Halbrainer (ed.), *Going East – Going South. Österreichisches Exil in Asien und Afrika* (forthcoming).

¹¹ Shirli Gilbert, *Jews and the Racial State: Legacies of the Holocaust in Apartheid South Africa, 1945–60*. In: *Jewish Social Studies* 16/3, 2010, pp. 32–64, esp. p. 36 f.; Richard Mendelsohn, Milton Shain, *The Jews in South Africa. An Illustrated History*, Johannesburg/Cape Town 2008, pp. 105–133.

¹² Jonny Moser, *Demographie der jüdischen Bevölkerung Österreichs 1938–1945*, Vienna 1999, p. 69.

The most important destinations for Jews fleeing Austria for Sub-Saharan Africa were the so-called settler colonies in the east and south, where there was a demand for labour. Colonies that were deliberately kept free from European settlers by the colonial powers were more or less equally inaccessible for refugees. A case in point is today's Malawi, home of one of the authors of this volume, Norbert Abeles.¹³ The few colonials in the British protectorate then called Nyasaland objected to the immigration of refugees on the grounds that the country's precarious agrarian conditions did not allow an increase in the number of mouths to be fed.¹⁴

Table: "Total emigration" of Jewish refugees from Austria to African countries

	A	B	C
Egypt	78	78	98
Algeria	3	6	26
Ethiopia	15	14	15
Belgian Congo	7	10	8
Kenya	83	74	83
Liberia	1,658*	12	6
Morocco	24	58	100
Rhodesia	93	91	93
South Africa	332	134	332
Sudan	4	6	4
Tanganyika	10	10	10
(Tanzania, mainland)			
Tunesia	176	87	150
Tanger	0	0	80
Uganda	112	84	120
Sum total Africa	2,595	664	1,125

*The high number is due to Liberian "courtesy visas" issued in the context of illegal transports to Palestine.

A = Jewish Community Vienna, 26 October 1939: total emigration between 15 March 1938 and 25 October 1939 ("religious Jews" and "assimilated Jews").

B = Jewish Community Vienna, statistic dated 31 December 1945: total emigration of "religious Jews" between 1938 and 1945.

C = Computation by Jonny Moser: estimate based on different data.

Source: Jonny Moser, *Demographie der jüdischen Bevölkerung Österreichs 1938–1945*, Vienna 1999, pp. 65 and 69.

¹³ There are a recorded interview with Norbert Abeles: USC Shoah Foundation: Visual History Archives, Interview Code 47536, and life-historical records at the Institute for Jewish History in Austria.

¹⁴ Robin Palmer, *White Farmers in Malawi: Before and After the Depression*. In: *African Affairs* 84/335, 1985, pp. 211–245, esp. pp. 223–225.

Different migration stories

Provisional contacts: intermediate stops

Apart from escapes that ended with domicile or at least an extended stay in Africa, there were other, more explicitly temporary possibilities of contact with the continent. This was illustrated as early as 1942 by “Casablanca”, the film classic centring on refugees stranded in Morocco. For many refugees Africa was only a staging post on their way to a safe haven, as becomes apparent in Hanns Fischer’s story in this volume. His flight from France took him to Portugal and from there by boat all the way round Africa and, on its last leg, by train to Palestine. Similar circumnavigations of Africa were in store for some refugees seeking to make their way to Shanghai. Franziska Tausig’s book “Shanghai Passage” contains a very effective account of her voyage round Africa on board a boat controlled by Nazis.¹⁵

Migration as a way of life

Alfred Paul Hitschmann, born in Ljubljana in 1919, was arrested in Vienna in 1938 and spent several years interned in Italy. In 1948 he emigrated to Southern Rhodesia (Zimbabwe), which he left for Spain in 2007. His life is a clear example how people, once they had been uprooted from their native soil, were forced to live out all their lives under the threat of having to move on again whenever political instability broke out.¹⁶ This mixture of enforced and more or less voluntary migration runs as a common thread through several personal histories. Susanne Wolff would have loved to remain in Kenya but decided to leave because of the uprisings directed against the British colonial system. Likewise, any-one studying the résumé of Norbert Abeles will find a plethora of stopping-off points: 1938 Scotland; 1951 England; 1956 Nigeria, as a colonial administrator; 1965 Australia, as a teacher at a College of Technology; 1967 Kenya; 1972 Nigeria again, on the staff of UNESCO (United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization); and finally, in 1979, Malawi, on the staff of the ILO (International Labour Organization), at first in the capital, Lilongwe, then in Blantyre, 1987 back to Lilongwe and since 1994 in Nkhotakota on Lake Malawi as a retiree. The reason for his emigration to Africa? “My wife and I moved to Africa in 1956 because, being ‘foreigners’,

¹⁵ Franziska Tausig, *Shanghai Passage. Emigration ins Ghetto*, Vienna 2007, pp. 63–93.

¹⁶ On 18 April 2009 the author conducted an interview with Judith Gertrude Almeleh, who was forced in her old age to emigrate from Zimbabwe to South Africa. The interview will be archived in the *Österreichische Mediathek*.

Livingstone reservation
in Zimbabwe, August 1939.



we did not feel at home in Great Britain; on the other hand, given my British professional training, we did not see much of an opening for us in Austria either, at that time.”¹⁷ He is an example of those refugees who did not migrate to an African country until after the end of World War II. The same is true of two other authors included in this volume, Alice Goldin-Coates¹⁸ and Madeleine Lopato¹⁹, who both emigrated to South Africa in the postwar years.

A special case: internment on Mauritius

Sub-Saharan Africa played a role in the history of Jewish exile not only as a place of refuge but also, if only to a limited extent, as a place of internment. Mauritius in the Indian Ocean, then a British colony, acquired a certain notoriety in this context. The British had intercepted three boats off the coast of Palestine. The refugees on board these boats intended to enter the country illegally. To prevent them from doing so they were to be deported to Mauritius on the ocean liner “Patria”. In a bid to prevent the refugees’ deportation the paramilitary Jewish underground organisation Haganah sought to cripple the liner. A miscalculation of the explosive required for this led to the sinking of the ship in Haifa on 25 November 1940. The refugee ship “Atlantik” had been the last to reach the port of Haifa and, at the time of the dynamiting of the “Patria”, refugees from the “Atlantik” were boarding the “Patria”. Almost 270 people died. Those who survived were allowed to remain in Palestine; those who were still on board the “Atlantik” and were unharmed, were deported to Mauritius. After a voyage lasting several weeks two boats arrived in Mauritius on 26 December 1940 carrying 1,581 refugees²⁰, who were interned in Beau Bassin. The internees included Amnon Berthold Klein and Chava Guez, twelve and four years old at the time. Their accounts describe the years of internment from a child’s perspective. The men were housed in a former prison, the women were segregated from them and put up in adjoining buildings. After some time the segregation of the sexes was abandoned.²¹

Culture shock

The sudden deprivation of all rights, the loss of material possessions, the desperate search for a way out, the separation from family members and, in the case of Africa as

¹⁷ Quotation translated from the German original.

¹⁸ Alice Goldin-Coates was interviewed several times in Cape Town by the author and by Michael John. One of these interviews took place on 11 January 2007. The interview will be archived in the *Österreichische Mediathek*.

¹⁹ Cf. the interview with Madeleine Lopato: USC Shoah Foundation: Visual History Archives, Interview Code 4485.

²⁰ The numbers here vary slightly.

²¹ Cf. Geneviève Pitot, *The Mauritian Shekel. The Story of the Jewish Detainees in Mauritius 1940–1945*, Oxford 2000.

a continent of refuge, the clash with alien lifestyles exposed the refugees to shock upon shock.²² Even before their flight had ended, they found themselves confronted not just with their own poverty but with the destitution of the African population, which was a deeply unsettling experience. Susanne Wolff describes how the scales fell from her eyes in Port Said: “It was then that I began to see what real life looked like.”

The refugees arrived in a colonialist lifeworld, where everyone was assigned their own clear-cut roles. This was a state of affairs that required a great deal of getting used to. Obviously it was much easier for children, if only because they were in a better position to pick up the language of the indigenous population and to engage in much more relaxed interchanges with them. In the Oscar winning film “*Nirgendwo in Afrika*” [Nowhere in Africa] (2001) this is illustrated by the ease with which the refugee girl interacts with the black staff. Only a few texts in this volume address the topic of the different lifeworlds directly. Susanne Wolff for instance says: “Everyone had a boy. There was no way you could be so poor as to not have a boy.”²³ Susanne Wolff’s story provides an especially drastic object lesson in how the world of her imagination clashed with everyday reality, shattering her dreams in the process. Eighteen at the time of her flight to Africa, Susanne had grown up in a wealthy family. Her mother, formerly a morphine addict, had little to tell her that was of practical use in Africa.²⁴ In Kenya her hopes of a career as an African film star lured her into a marriage, which was soon to be overshadowed by violence. Struggling out of it took a supreme effort. In addition to this she, like many others, was confronted with poverty and unbelievably inferior housing, infested with rats and dangerous insects. This was exacerbated by diseases such as typhoid fever and malaria, both of which feature in the two accounts of internment on Mauritius. Such diseases were often fatal. Amnon Berthold Klein’s mother was one of 127 persons who died during internment on Mauritius and are remembered at the local cemetery.²⁵ Amnon Berthold, who was born in 1928, was largely left to his own devices by the death of his mother and depended for his welfare on other grown-up refugees.

²² Anyone who wants to read up on this in detail is well served by the diary entries and letters that Stefanie Zweig published on her family’s flight to Kenya: Stefanie Zweig, *Nirgendwo war Heimat. Mein Leben auf zwei Kontinenten*, Munich 2012.

²³ Walter Zweig similarly writes in a letter from Mombasa to his wife in Wrocław in January 1938: “Sure, I have already got my own boy. ... but having a boy really means nothing. This is just to stop you worrying your head off about a maid.” Zweig, *Nirgendwo war Heimat*, p. 89. Quotation translated from the German original.

²⁴ For her mother, cf. Regina Thumser-Wöhls, *Spuren der Sucht. Praktiken und Netzwerke von MorphinistInnen und KokainistInnen im 19. und frühen 20. Jahrhundert unter besonderer Bedachtnahme auf KünstlerInnen*, Habilitation thesis, Linz 2012, pp. 388 ff., esp. pp. 392–396.

²⁵ Françoise Lionnet, “Dire exactement”: *Remembering the Interwoven Lives of Jewish Deportees and Coolie Descendants in 1940s Mauritius*. In: *Yale French Studies* 118/119, 2010, pp. 111–135, esp. pp. 124 f.

Another shock, over and above the difficult living conditions, was the racist arrogance shown by local whites to the black population. When Alice Goldin-Coates travelled to South Africa in late 1947, she was deeply shocked by derogatory remarks made by white passengers about blacks. It was obvious that people's own experiences with racism did not guarantee that they would not themselves lapse into prejudices against the black population. This is impressively described by Chava Guez, who was interned as a child on Mauritius. She was asked to identify the man or the woman who had stolen her gold chain with a trinket attached. Her eyes fell on a black assistant nurse for the simple reason that she did not believe that one of the white nurses was capable of theft: "Even today I cannot bring myself to forgive myself for this injustice."

Memories

The texts assembled here differ in texture. Some are the product of interviews, some were written as memoirs for next of kin or a hoped-for wider readership or for the National Fund. The length of a text determines the scope that can be given to details and how much space there is for reflection. The five female and four male authors belonged to the younger generation of refugees, which means that the experiences of the older generation only come into view at second hand and then only when they are explicitly described.

Memories tend to get buried under newer experiences, to be sorted into new rubrics and rearranged; sometimes they appear to have been engraved with almost suspicious clarity. They are supposed to help us describe pictures, tell stories, reproduce experiences and feelings.²⁶ In one passage in this book there is a flash of justified self-critical doubt about how the process of remembering functions, when Chava Guez writes about her arrival on Mauritius:

"A drive and then tall black walls, a tower above and there stands the Indian fellow with a white turban holding the key. Or did I dream this about the Indian fellow, the key? Perhaps I did, but it still is engraved upon my memory as if it actually happened. After all, who knows, it just might have."

²⁶ Cf. e.g. Astrid Erll, *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*, Stuttgart/Weimar 2005.

It is fortunate that she takes this moment of irritation in her stride; otherwise she might never have mentioned it in the first place. It would be possible to subject the fragmentary complexity of these texts to a detailed analysis and to spell out what they address and what they omit, as part of the writers' intention to confront readers with the rawness of the experience of violence or to spare them that particular ordeal. Susanne Wolff's story demonstrates that flight did not necessarily put a stop to this kind of experience and that it was possible for more violence to follow as part of a marital relationship. Madeleine Lopato's story on the other hand affords insight into the reality of survival and its possible sequel, the "survival of survival". The story of her survival is harrowing enough: her heavily pregnant sister and her brother-in-law were murdered. Her own husband was arrested in 1942 during a raid, deported to Auschwitz concentration camp and murdered. She was pregnant, a fact he did not live to even become aware of. The child in her womb, as she says in the interview, saved her life because she simply felt compelled to stay alive: "My life was a drama ...," she says in the passage where she names her children and grandchildren as her motivation for writing this memoir. Elsewhere she says about her experiences after liberation: "Here in Africa, my life was very difficult ..."

When we look at the present moment we will find we are at a crossroads where the memory of the Holocaust, which has become globalised over time, is acquiring a new format. The extensive collections of memories of the Holocaust provide an important foundation on which to base the reprocessing of the memories of other people who were subjected, in the context of mass violence or other genocides, to the experience of violence. This is of special relevance to people in Africa. It is no coincidence that the USC Shoah Foundation initiated by Steven Spielberg now documents survivors of the genocide in Rwanda and that other projects are following a similar line.²⁷ This amounts to establishing links between different worlds of experience and to reordering them. The Cape Town Holocaust Centre is a case in point because it enables an encounter and comparison between the different sets of experiences of racism under the Nazis and under the Apartheid regime respectively.²⁸ Memories such as those assembled in this volume are not capable of linking together histories of colonialism, post-colonialism and the survival of the Nazi genocides nor is that part of their intention.

²⁷ One remarkable project among others is "Voices of Rwanda": <http://voicesofrwanda.org/> (23 December 2013).

²⁸ Cf. http://www.ctholocaust.co.za/cape-town/cape_town-main.htm (25 December 2013).

What they do achieve is a spatial approximation. They are also a reminder that history will still have to be rewritten many times. For this undertaking, these personal histories are indispensable as historically important documents.²⁹



Professor Dr. Albert Lichtblau, holds a chair at the *Fachbereich Geschichte* of the University of Salzburg and is the Deputy Director of the Centre of Jewish Cultural History at Salzburg University. He has been a collaborator on a wide range of research projects on Jewish history and the history of anti-Semitism and teaches courses on qualitative methodology and new research techniques in historiography, including such areas as migration, racism, politics of memory and African history; he is a co-founder of www.UniTV.org.

²⁹ Michael Rothberg, *Multidirectional Memory. Remembering the Holocaust in the Age of Decolonization*, Stanford, Cal. 2009; Aleida Assmann, *Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention*, Munich 2013.



Paris

Wien

Portugal

Palästina

Ägypten

Sudan

Kenia

Mosambik

Südafrika



Hanns Fischer 1948 als Soldat
der „Israel Defence Forces“

Hanns Fischer was born in 1926 into a Jewish family from Lower Austria. His flight from the Nazis with his family first took him to France, where his father was imprisoned. In 1940 the Fischer family traveled by ship from Portugal to South Africa. South African Jews provided them with financial assistance, enabling them to reach Cairo by air within four days, traveling via Mozambique, Kenya, and the Sudan. From there they took a train to Palestine, finally arriving at Easter in 1941. Mr. Fischer returned to Austria in 1959 to assist his father in his work.

Als Kind empfindet man das ja ganz anders

Hanns Fischer Österreich, geboren 1926 Austria, born 1926

Hanns Fischer wurde 1926 in Niederösterreich in eine jüdische Familie geboren. Die Flucht vor den Nationalsozialisten führte ihn mit seiner Familie zunächst nach Frankreich, wo sein Vater interniert war. 1940 kam Familie Fischer mit dem Schiff von Portugal aus nach Südafrika. Mit der finanziellen Unterstützung südafrikanischer Juden gelang es ihnen, per Flugzeug in vier Tagen von Südafrika über Mosambik, Kenia und den Sudan bis nach Kairo zu kommen. Von dort aus ging es mit der Bahn weiter nach Palästina, wo die Familie endlich zu Ostern 1941 ankam. Herr Fischer kehrte 1959 wieder nach Österreich zurück, um seinen Vater beruflich zu unterstützen.

Hanns Fischer, der eineinhalb Jahre lang Schüler des Akademischen Gymnasiums am Beethovenplatz im ersten Wiener Gemeindebezirk gewesen war, berichtete 2010 im Rahmen eines Schulprojektes SchülerInnen dieses Gymnasiums von den damaligen Verhältnissen in der Schule und der Odyssee nach Palästina.¹

Wie haben Sie sich heute gefühlt, als Sie nach 72 Jahren wieder in diese Schule gekommen sind?

Es wurden Erinnerungen wieder geweckt. In erster Linie habe ich mir überlegt, was sich in den 72 Jahren verändert hat. Und ich habe gesehen, dass sich die Welt total verändert hat. Sie haben heute andere Möglichkeiten. Heute sind die Möglichkeiten, die uns allen offen stehen, ganz andere. Also, die Welt steht einem offen. Wenn Sie – sagen wir – hier in Österreich aufwachsen, steht nicht fest, dass Sie Ihren Lebensabend in Österreich abschließen müssen. Sie können überall auf der ganzen Welt sein.

[...]

Wie waren damals die Lehrer im Akademischen Gymnasium und die Lehrmethoden?

Ich war eineinhalb Jahre in der Schule. Es war eine reine Bubenschule, es gab keine Mädchen; außerdem war es so, dass die Buben nach ihrer Religion aufgeteilt wurden. Die C-Klasse war die Judenklasse, ganz einfach. Die Zeit war nicht schön. Es hat Austrofaschismus geherrscht und die Kirche war sehr stark: Es gab einen Zwang durch die Religion. Die Schüler mussten am Montag in der Schule beweisen, dass sie in der Kirche waren – alle haben eine Bestätigung mitbringen müssen. Das gleiche galt auch für Juden. Natürlich hat einer die Karte für den anderen mitgenommen und nicht jeder war in der Kirche oder in der Synagoge. Das ist klar.

Damals war der Professor der liebe Gott. Es gab verschiedene Schichten und Kasten – man kann sagen, die Schüler haben sich immer benachteiligt gefühlt. Und man konnte nicht mit dem Professor debattieren.

¹ Das vollständige Interview, bearbeitet von Marcus Hübsch, wurde erstmals in der Zeitschrift Gedenkdienst, Nr. 1a/2010, S. 8 f. veröffentlicht.

In dem Schülerkatalog des Akademischen Gymnasiums von 1938 steht, Sie hätten eine Stunde im Karzer (Raum für Arreststrafen, Anm.) verbringen müssen, weil Sie einem Mitschüler etwas angetan hätten. Können Sie sich erinnern?

Bei Gott nicht. Aber irgendwas wird schon vorgefallen sein. Wir waren eine reine Bubenklasse. Wahrscheinlich hat es eine Rauferei gegeben. Was anderes kann ich mir nicht vorstellen.

Und eine zweite Eintragung hat es dann auch noch gegeben. Abgemeldet im März 1938 aus gesundheitlichen Gründen.

Ich glaube, dass wir uns offiziell nicht abgemeldet haben, weil wir so geschwind wegmussten. Irgendwas muss man ja reinschreiben, damit man auf die Frage etwas weiß, was mit den Schülern passiert ist.

Was war Ihr Lieblingsfach in der Schule?

Geographie. Ich hab es gerne, fremde Länder zu sehen. Das hat mich immer interessiert. Ich hatte wenig übrig für Chemie, das war mir zu abstrakt. Physik ist schon gegangen. Und Geschichte war interessant.

Haben Sie im Unterricht über Politik gesprochen?

Nein. Man hat ja nicht gewusst, mit wem man sprach. Und wenn ein schiefes Wort gesagt worden wäre, hätte es schlecht ausgehen können.

Gab es Widerstand gegen den Nationalsozialismus in der Schule?

Ich glaube nicht. Wer sollte in der Schule Widerstand leisten? Wir waren damals zehn bis elf Jahre alt.

Haben Sie gemerkt, dass Freunde antisemitischer geworden sind?

Nein. Im Gegenteil. Die größten Antisemiten sind ja die, die in ihrem Leben noch keinen Juden gesehen haben. Tiroler zum Beispiel. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Wir haben eine Bedienerin gehabt, nachdem wir zurückgekommen sind, das war in den 60er-Jahren. Und meine Frau hat immer gleich gesagt: „Sie sind hier in einem jüdischen Haus. Ich sage es Ihnen gleich, falls es Ihnen nicht passen sollte.“ Die Bedienerin hat gesagt: „Das stimmt ja nicht – Sie sind nicht jüdisch – Sie haben ja keine Hörner.“

Sie haben nie persönlich Antisemitismus gespürt?

Nein. Ich hab es nicht gespürt, aber es hat mich dann sehr interessiert, nachdem unsere Töchter acht Jahre hier im Gymnasium Klostergasse waren. Sie haben nie eine antisemitische Bemerkung gehört, nie. Also in der Hinsicht hat es eine Aufklärung gegeben, auf jeden Fall ein gegenseitiges Verständnis. Obwohl sie in der ganzen Schule die einzigen jüdischen Schülerinnen waren.

Wie religiös waren beziehungsweise sind Sie?

Ich würde sagen, ich bin unreligiös. Natürlich müssen Sie an etwas glauben – Sie können nicht im leeren Luftraum leben: Sie müssen irgendwo hingehören. Aber es war ein Unterschied, ob Sie die Religion ausüben oder nicht.

Haben Sie daran gedacht, Ihre Konfession zu ändern?

Nein, eigentlich nicht. Ich habe mir nie Gedanken darüber gemacht – so ist man halt geboren. Wenn Sie etwas ändern, brauchen Sie ja einen Grund. Da müssen Sie wissen, warum Sie es ändern.

Wer war Ihr bester Freund im Akademischen Gymnasium?

Ich sage aufrichtig, es gab damals nicht diese Freundschaft, die es heute gibt. Man ist in die Schule gekommen, man musste lernen und ist nachhause gegangen. Man ist viel weniger beweglich gewesen. Man hat sich nicht so, wie es heute ist, gegenseitig besucht. Das ist dann in den späteren Jahren, also in der 5., 6., 7. Klasse Gymnasium sicher anders gewesen. Aber mit zehn, elf Jahren ist man schön brav nachhause gegangen.

Wofür haben Sie sich interessiert?

Für Fußball. Mein Bruder hat mich immer mitgenommen auf den Fußballplatz. Der war Admira-Anhänger. Ich war Austria-Anhänger. Da haben wir uns schon mal ein bisschen gestritten. Unser Chauffeur war Rapid-Anhänger. Also, das war damals der Lebensinhalt – Fußball. Aber es gab ja keine anderen Möglichkeiten. Für Theater bin ich zu jung gewesen und Jugendklubs in dem Sinne hat es noch nicht gegeben.

Welchen Wunschberuf hatten Sie, als Sie in der Schule waren?

Mit zehn, elf Jahren hat man noch keinen Wunschberuf. Da hat man vielleicht Flausen im Kopf – ich will Astronaut werden, aber das hat es damals noch nicht gegeben. Ich hab

mir nicht ernstlich Gedanken gemacht, was ich arbeiten will. Da ist man zu jung dazu gewesen. Vor 70 bis 80 Jahren hat es ja nicht diese Vielfalt von Möglichkeiten gegeben, wie Sie sie heute haben. Es gibt heute Berufe, über die man vor 50 Jahren überhaupt noch nichts gewusst hat.

Welche Gefühle hatten Sie, als Sie Wien verlassen mussten?

Als Kind haben Sie keine Gefühle. Als Kinder waren wir immer daran interessiert, etwas Neues zu sehen, was Neues zu hören und so weiter. Also ich muss sagen, ich habe nie etwas Negatives gespürt. Ich habe mich genauso – entschuldigen Sie – sauwohl gefühlt, wie ich mich in Wien gefühlt habe. Man muss sich halt adaptieren. Andere Sprache, andere Kultur, andere Freunde, aber man hat sich arrangiert. Als Kind ist das nicht so arg.

Haben Sie Ihre ehemaligen Mitschüler wieder einmal getroffen?

Nein, nie. Ich bin dann so viele Jahre nicht in Österreich gewesen und ich habe nie jemanden getroffen. Das ist nicht der Fall gewesen.

Können Sie etwas über Ihre Flucht erzählen?

Zunächst sind wir nach Frankreich emigriert. Dort bin ich weiter ins Gymnasium gegangen. Mein Vater war in Westfrankreich interniert. Natürlich haben wir nicht mit ihm korrespondieren können und als dann die Deutschen vor Paris gestanden sind, hat meine Mutter gesagt, wir müssten weg, sonst hätten wir die gleiche Misere wie in Österreich. Da gab es eine besetzte und eine unbesetzte Zone in Frankreich. Wir sind von der besetzten Zone, die ungefähr durch die Mitte Frankreichs gegangen ist, in die unbesetzte Zone gekommen. Das war in der Nähe von Bordeaux und wir haben abgewartet, wie es weitergeht. Über den Vater haben wir nichts mehr gehört.

Wir versuchten nach Palästina weiterzukommen. Im Mai 1940 sind wir in der Stadt Porto, in Portugal, gelandet. Später konnten wir Kontakt in Paris aufnehmen, der Vater hat ja nicht gewusst, wo wir sind. Wir konnten ihn dann brieflich ausforschen und er ist dann schwarz über die Pyrenäen nach Portugal gekommen. Da war die Familie wieder mehr oder weniger vereint. Und unser Wunsch war: Wir wollen nach Palästina.

Man hat gesagt, da gebe es eine Möglichkeit: Übers Mittelmeer per Schiff. Das ist aber nicht gegangen, weil das faschistische Italien mit Griechenland Krieg geführt hat



Hanns Fischer
1943 als Kadett in
der Marineschule



Hanns Fischer war
in Palästina auf der
Marineschule, wo er
als Schiffsmechaniker
ausgebildet wurde.

– also war das Mittelmeer gesperrt. Weil wir keine andere Möglichkeit hatten, sind wir mit dem Schiff nach Südafrika gereist. Um Weihnachten 1940 sind wir dann in Lourenço Marques, das ist die Hauptstadt, die heute Maputo heißt, in Moçambique gelandet. Eine Verbindung durch den Suezkanal gab es nicht, denn die Deutschen sind eigentlich schon vor den Toren Kairos gestanden. So wollten wir es mit dem Schiff probieren. Geld hatten wir aber keines. Südafrikanische Juden waren uns aber sehr behilflich, sie hatten uns Geld geborgt, das waren damals 125 Pfund Sterling pro Person und wir waren vier Personen. Daraufhin sind wir vier Tage geflogen von Moçambique, also von Südafrika über Moçambique, über Kenia [und] Khartum [Hauptstadt des Sudan] nach Kairo. Flugplätze hat es ja noch keine richtigen gegeben. Das waren alles Wasserflugzeuge. So sind wir dann mit Müh und Not in Kairo angekommen und per Bahn nach Palästina gefahren: Ostern 1941 kamen wir an.

Und dann bin ich dagestanden und hab gesagt, ich muss irgendeinen Beruf oder irgendwas machen, also habe ich mich in die Marineschule eingeschrieben. Und habe dort Schiffsmechanik gelernt. Nach dem Krieg gab es aber keine Schiffe mehr, darum war ich in der metallverarbeitenden Industrie tätig.

Wie ist es Ihnen auf der Flucht ohne spezielle Sprachkenntnisse gegangen?

Als Kind lernt man ja leicht Sprachen. Und wenn man in einem neuen Land ist, geht es noch rascher. Ich habe nach ein paar Monaten französisch gesprochen, ohne Wiener Aussprache und ohne Akzent. Die älteren Leute haben sich natürlich sehr schwer getan.

Warum sind Sie wieder nach Österreich zurückgekommen?

Mein Vater hatte früher zwei Firmen. Eine produzierte Autokühler für die Firma Steyr, die andere Möbelbeschläge. Sie befanden sich im 20. Wiener Gemeindebezirk am Höchstädtplatz. Die Firmen, die der Vater gehabt hat, waren durch Aktiengesellschaften aufgeteilt, die Aktien waren bei der österreichischen Nationalbank deponiert. Die Deutschen sind ganz einfach zur Nationalbank gegangen, haben die Aktien behoben und haben gesagt, so, die Firma gehört jetzt uns. Und jetzt fängt die Misere an: Das war ein Österreicher, der mehr oder weniger der Geldgeber war, der Nazi war der Deutsche. Und wie es dann nach dem Krieg zur Restitution gekommen ist, haben die Russen gesagt, das kommt ja gar nicht in Frage. Alles, was deutsch ist, gehört uns. Es ist sogar so weit gekommen, dass die Russen einen Putsch veranstal-

Bemerkungen über besondere Fähigkeiten
des Schülers, über Fleiß, Bes-
trafen, Strafen usw.

H. Karsch

seiner Behandlung
einer Abteilungs-
und einer Disziplin-
arbeit

5. Februar 1938
Aufsichtsrat zur Krankmeldung
abgemeldet: 31. III. 1938.

Auf Grund d. 9. d. allg.
Schulordnung gestrichen.
21. April 1938

Abgemeldet am 15. April
1938

versäumte Lektionen 47



Hanns Fischer als Zeitzeuge in der 4C des Akademischen Gymnasiums in Wien, 2010

„Man hat gesagt, da gebe es eine Möglichkeit: Übers Mittelmeer per Schiff. Das ist aber nicht gegangen, weil das faschistische Italien mit Griechenland Krieg geführt hat – also war das Mittelmeer gesperrt. Weil wir keine andere Möglichkeit hatten, sind wir mit dem Schiff nach Südafrika gereist.“

tet haben und alle erzeugenden Firmen im 20. Bezirk gezwungen haben, Maschinen abzubauen und nach Russland zu verschicken. Zu dem ist es nicht gekommen, weil wir gute Beziehungen zur Belegschaft gehabt hatten. Die haben die Maschinen vergraben und die Tore verbarrikadiert, damit ja nichts geschieht.

Später wurden die Firmen wieder zurückgegeben und mein Vater sagte, dass er den Betrieb allein nicht führen könnte und ich sollte nach Österreich zurückkommen. Das war im Jahr 1959. Inzwischen hatte ich 1950 geheiratet. Meine Frau stammt aus Dresden und wir haben zwei Töchter. Also sind wir nach Österreich gekommen. 1960 ist mein Vater verstorben und ich stand da mit den beiden Firmen. Es war nicht leicht, weil wir haben insgesamt über 500 Arbeiter und Angestellte gehabt. Und um zu überleben, mussten wir rationalisieren. Ich hab es dann so weit gebracht, dass wir nach 40 Jahren auf 200 Leute gesunken sind, obwohl der Umsatz gestiegen ist. Nachdem meine Töchter nicht in Österreich leben, habe ich ungefähr 2000 beschlossen, die Firma zu veräußern. Das war nicht so einfach, aber es ist mir dann gelungen. Und so bin ich eigentlich seit 2003 ein Rentner und in den Ruhestand getreten.

Hat es für Sie auch schöne Erlebnisse gegeben während der Zeit, als Sie fliehen mussten?

Als Kind empfindet man das ja ganz anders. Die Eltern haben die Sorgen gehabt. Die Kinder haben die Gaudi gehabt. Man hat ja gar nicht gespürt, dass man verfolgt wurde. Wir sind ja nicht verfolgt worden. Im Gegenteil: In Frankreich hat man das Leben genossen. Und dann: Für mich war jeder Aufenthalt, ob in Portugal, ob es in Afrika war, hochinteressant. Mir hat das viel gebracht. Also ich habe das eigentlich nicht als schlimme Zeit empfunden. Es hat uns nichts gefehlt. Zu essen haben wir gehabt, Schlafgelegenheit haben wir gehabt. Und als Kind empfinden Sie nicht, dass Sie sich den Kopf zerbrechen müssen.

[...]

Haben Sie gewusst, was mit Juden in den Konzentrationslagern passiert oder haben Sie das erst später erfahren?

Wir haben natürlich mehr gewusst als unsere Mitbürger nichtjüdischen Glaubens. Ich will nicht sagen, sie haben weggeschaut, aber sie haben feststellen müssen, dass

die Nachbarn nicht mehr da sind. Aber sie sind der Sache nicht auf den Kern gegangen, was mit denen wirklich geschehen ist. Dass es so schlimm werden könnte, dass es eine industrielle Vernichtung gab, das konnte man sich selbst nicht vorstellen.

Was ist eigentlich mit Ihrer Wohnung in Wien, Ihren Besitztümern, die Sie zurückgelassen haben, passiert?

Weil die Wohnung gut ausgestattet war, ist sie sicher geplündert worden. Da haben sich die Nachbarn wahrscheinlich schon vorher informiert. Genauso wie jüdische Geschäfte in Wien geplündert worden sind. In Deutschland gab es Disziplin. Der Jude ist deportiert worden, das Geschäft wurde nicht angerührt. Die Mentalität war eine andere.

Die Firmen und das Haus in Hinterbrühl wurden uns nach dem Krieg rechtmäßig, nach einem Wiedergutmachungsprozess, wieder zurückgegeben.

Es gibt nach wie vor Prozesse gegen ehemalige Nazi-Verbrecher. [...] Wie denken Sie über diese späte Gerechtigkeit?

Natürlich haben diese Leute Unrechtes getan. Aber eine angemessene Strafe für diese Verbrechen gibt es gar nicht. Das waren schwache Charaktere, die haben halt mitgemacht. Es gibt natürlich auch solche, die es aus Überzeugung gemacht haben. Aber der Großteil hat es – wie man so sagt – geduldet.

Hanns Fischer ist im September 2013 verstorben.



Hanns Fischer mit seiner Frau in Dresden

„Als Kind haben Sie keine Gefühle. Als Kinder waren wir immer daran interessiert, etwas Neues zu sehen, was Neues zu hören und so weiter. Also ich muss sagen, ich habe nie etwas Negatives gespürt.“



Schottland

England

Wien

Nigeria

Kenia

Malawi

Norbert Abeles
1939 in
Nordschottland



Ich glaube, dass ich **im Großen und Ganzen** noch Glück gehabt habe

Norbert Abeles Malawi, geboren 1923 Malawi, born 1923

Norbert Abeles wurde am 17. September 1923 in Wien geboren. Als Jude wurde ihm bald nach dem „Anschluss“ der Schulbesuch untersagt. Herr Abeles konnte Wien im Dezember 1938 mit einem Kindertransport nach Großbritannien verlassen, seine Mutter wurde 1943 deportiert und überlebte den Holocaust nicht. Herr Abeles wurde 1940 als deutscher Staatsangehöriger in England interniert. Nach dem Krieg heiratete er in Großbritannien seine erste Frau, die Österreicherin war; 1956 wanderten die beiden nach Afrika aus. Norbert Abeles lebt heute in Malawi und ist in zweiter Ehe mit einer Malawierin verheiratet.

→ ● **Australien**

Norbert Abeles was born on 17 September 1923 in Vienna. Shortly after the "Anschluss", he was prevented from further attending school because he was Jewish. Mr. Abeles was able to leave Vienna in December 1938 on a *Kindertransport* bound for Great Britain; his mother was deported in 1943 and did not survive the Holocaust. In 1940, Mr. Abeles as a German citizen was interned in England. After the war, he married his first wife in Great Britain, an Austrian, and together they emigrated to Africa in 1956. Today, Norbert Abeles lives in Malawi with his second wife, a Malawian.

Der Einmarsch [der deutschen Truppen in Österreich] ereignete sich neun Monate nach dem Tod meines Vaters, gerade als meine Mutter und ich (damals 14 ½ Jahre) uns von diesem Schlag erholt hatten.

Die erste Folge war das Ausbleiben der Witwen- und Waisengabe der Israelitischen Kultusgemeinde, wo mein Vater in der Wander- und Flüchtlingsfürsorge gearbeitet hatte. Meine Mutter und ich mussten von 80 Schilling [entspricht heute etwa € 240,-] im Monat, die wir von der Versicherung bekamen, auskommen. Weiters wurde meine Schulung – ich war damals in der fünften Klasse des Bundes-Realgymnasiums, Wien II – beendet. Ich wurde mehr als einmal tätlich angegriffen, aber weil ich noch jung war, wurde ich nicht, wie meine Verwandten, verhaftet. Etwa im Juli begann ich einen Umschulungskurs als Landarbeiter in der Nähe von Floridsdorf. Zur Zeit der „Reichskristallnacht“ waren meine Mutter und ich vier Tage in Haft. Meine Mutter und ich wurden aus unserer Wohnung gekündigt, kurz vor meiner Ausreise. Meine Mutter verlor dann unser Hab und Gut, wurde 1943 deportiert und ist verschollen. Die Waisenpension von der Versicherung kam nach meiner Ausreise auf ein Sperrkonto.

Ich fuhr am 10. Dezember 1938 mit einem Kindertransport von Wien-Hütteldorf nach England. Dort herrschte gerade eine Kältewelle; mangels anderer Unterkunftsmöglichkeiten wurden Hunderte von Kindern (4–16 Jahre) in hölzernen Badehütten am Meer untergebracht. Die Meeresbucht war gefroren, und die Wärmeflaschen waren in der Früh festes Eis. Kinder, die in diesem Lager gewesen waren, konnte man noch sechs Monate später an den zerkratzten Ohrmuscheln erkennen – sie hatten alle Erfrierungen erlitten.

Nach ein paar Tagen holte mich meines Onkels Frau und brachte mich nach Edinburgh in Schottland. Mein Onkel – ein Lungenspezialist – war [bereits] früher nach Großbritannien gegangen, denn dort war ein Mangel an Spezialisten. Damals lebten er und seine Familie von Unterstützungen, denn er musste erst die britische Zulassungsprüfung ablegen. Ich wurde in einer Farnschule untergebracht. Das Ziel dieser Institution war es, junge Leute für *Kibbuzim*¹ in Palästina auszubilden – ein

¹ Mehrzahl von *Kibbuz* (hebr., „Sammlung, Versammlung“), ländliche Kollektivsiedlungen in Israel, geprägt durch gemeinsames Eigentum und basisdemokratische Strukturen.

Verzeichnis über das Vermögen von Juden

nach dem Stand vom 27. April 1938

des minderjährigen Sohnes Norbert Abeles Mittel Schuler
 der (3. und Vorrname) (Beruf oder Gewerbe)
 in Wien IX. Haben - 7. Straß, Platz Nr. 16/8
 (Wohnort zum gemeldeten Nachschuß)

Angaben zur Person

Ich bin geboren am 14. September 1913
 Ich bin Jude (§ 5 der Ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 14. November 1935, Reichsgesetzbl. I S. 1333) und — deutscher¹⁾ — deutscher — Staatsangehörigkeit¹⁾ — Rechtslos¹⁾ —.

Da ich — Jude deutscher Staatsangehörigkeit¹⁾ — Rechtsloser Jude¹⁾ — bin, habe ich in dem nachstehenden Vermögenverzeichnis mein gesamtes inländisches und ausländisches Vermögen angegeben und bewertet¹⁾.

Da ich Jude fremder Staatsangehörigkeit bin, habe ich in dem nachstehenden Vermögenverzeichnis mein inländisches Vermögen angegeben und bewertet¹⁾.

Ich bin verheiratet mit geb. (Nachname der Ehefrau)

Mein Ehegatte ist der Rasse nach — jüdisch¹⁾ — nichtjüdisch¹⁾ — und gehört der Religionsgemeinschaft an.

Angaben über das Vermögen

I. Land- und forstwirtschaftliches Vermögen (vgl. Anlage 3 Z. 9)

Wenn Sie am 27. April 1938 land- und forstwirtschaftliches Vermögen besaßen (gepachtete Ländereien u. dgl. sind nur aufzuführen, wenn das der Bewirtschaftung dienende Inventar Ihnen gehörte):

Lage des eigenen oder gepachteten Betriebs und seine Größe in Hektar? (Gemarkung — Katastralgemeinde — und Hofnummer, auch grundbuch- und katastermäßige Bezeichnung)	Art des eigenen oder gepachteten Betriebs? (z. B. landwirtschaftlicher, forstwirtschaftlicher, gärtnerischer Betrieb, Weinbaubetrieb, Fischereibetrieb)	Handelte es sich um einen eigenen Betrieb oder um eine Pachtung	Wert des Betriebs RM	Bei eigenen Betrieben: Wenn der Betrieb noch anderen gehörte: Wie hoch war ihr Anteil? (z. B. 1/3)
1	2	3	4	5

II. Grundvermögen (Grund und Boden, Gebäude)

Wenn Sie am 27. April 1938 Grundvermögen besaßen (stehend unter III bezeichneten Vermögen gehörten):

Lage des Grundstücks? (Gemarkung, Straße und Hausnummer, bei Beurlaub auch grundbuch- und katastermäßige Bezeichnung)	Art des Grundvermögens? (z. B. Einfamilienhaus)
1	2

¹⁾ Nichtzutreffendes ist zu durchstreichen.

Vermögensverzeichnis (WD n. 25, 4, 36).



Vermögensanmeldung für den minderjährigen Norbert Abeles, 1938.

Blick aus dem Fenster von Norbert Abeles in Wien, 1938. Am Haus gegenüber sind Hakenkreuzfahnen zu sehen.



Siegfried Abeles,
der Vater von
Norbert Abeles



Sabine Abeles, die Mutter
von Norbert Abeles



Norbert Abeles im
Matrosenanzug, 1930



Norbert Abeles (1. Reihe sitzend, 2.v.r.)
im Rainergymnasium

Ziel, das mich wenig begeisterte. Die Ausbildung bestand aus Feld- oder Hausarbeit für Kost und Quartier und der Unterricht meist aus ideologischer Schulung.

1940 war ich drei Monate lang als „feindlicher Ausländer“ interniert. 1941 ging ich nach Glasgow, um mich als Facharbeiter für die Rüstungsindustrie auszubilden. Ich erhielt 27 Shilling [entspricht heute rund € 65,-] in der Woche, wovon ich 21 für Kost und Quartier bezahlen musste. Dies bestand aus einem Zimmer mit drei Doppelbetten, in dem zwölf Personen wohnten – sechs in Tagschicht und sechs in der Nachtschicht. Anfang 1942 fand ich eine Stelle als Schlosserlehrling – ich hatte Tierarzt werden wollen. Neben der Arbeit ging ich in die Abendschule und erwarb das schottische *Certificate of Fitness*, d. h. ich durfte auf die Universität gehen – wenn ich das Geld gehabt hätte. Bei der Arbeit erwies ich mich als so tüchtig, dass mein Ansuchen, in die Armee zu gehen, abgewiesen wurde, mit der Begründung, ich sei von der Arbeit unabkömmlich.

Im August 1950 heiratete ich meine erste Frau. Sie war eine Österreicherin aus Felixdorf, Niederösterreich. Sie war während des Krieges auf der „anderen“ Seite gewesen und ist 1948 zur Arbeit nach England gekommen. Trotz unseres unterschiedlichen Hintergrundes waren wir bis zu ihrem Tod 1976 glücklich verheiratet. Unsere zwei Kinder leben heute in England.

Ich glaube, dass ich im Großen und Ganzen noch Glück gehabt habe. Die Nachteile waren der Verlust der Mutter und anderer Angehöriger, das Zuhause, die materiellen und anderen Verluste, die nervliche und geistige Belastung, die Mühen, die mit meiner Ausbildung verbunden waren, das verspätete Erreichen derselben und dessen negative Auswirkung auf meine Karriere. Meine Frau und ich gingen 1956 nach Afrika, weil wir uns als „Ausländer“ in Großbritannien nicht zu Hause fühlten, aber wir wegen meiner britischen Berufsausbildung in Österreich damals kein Weiterkommen sahen. Ohne all diese Hindernisse hätte ich es weiterbringen können, und ich könnte jetzt bequemer und sorgenfreier leben.

Seitdem ich im Ruhestand bin, wohne ich in meinem eigenen Haus in einem größeren Dorf am Lake Malawi. Ich bin mit einer verwitweten Malawierin verheiratet und habe ihre zwei Kinder adoptiert.



Norbert Abeles
mit seiner
ersten Frau
Gertrude

it of identity is issued with the
kingdom to young persons to be
purposes under the care of t

THIS DOCUMENT RECO

PERSONAL PA

Name ABELES, Norbert

Sex Male Date of Birth 17.11.

Place Vienna

Full Names and Address of Parents

Abeles, Sabine
9 Haining

Gertrude Abeles, die erste
Frau von Norbert Abeles



approval of His Majesty's Government in
be admitted to the United Kingdom for
the Inter-Aid Committee for children.

REQUIRES NO VISA.

PARTICULARS.

1923...

FOTOS: PRIVATARCHIV NORBERT UND KARIN ABELES



Britischer Identitätsausweis
für Norbert Abeles

Ich bin schon lange im sub-saharen Afrika und habe mich deshalb entschlossen, meinen Lebensabend hier zu verbringen, obwohl ich Österreich sehr liebe. Seit Jahrzehnten höre ich täglich Radio Austria International, und alle paar Jahre fahre ich mit meiner Frau nach Wien, wo ich noch Freunde habe. Ich bin aber dem Stress und der supermodernen Lebensweise und dem Klima in Österreich nach vierzig Jahren in Afrika leider nicht mehr gewachsen. Es war aber ein sehr schwerer Entschluss.

Die Erstveröffentlichung dieses Textes erfolgte in: Parlamentsdirektion (Hg.), Parlament Transparent. War nie Kind. Beiträge zu den Gedenkveranstaltungen gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus, Wien, Jg. 3, Nr. 1–2/2008, S. 25–27.

Addendum vom 22. Juli 2013

Ein Bild meiner Karriere

In meiner späteren Laufbahn war ich in verschiedenen technischen Hochschulen in Australien, Kenia und Malawi in Posten von Dozent bis Direktor tätig. Außerdem war ich in Afrika in der Privatindustrie sowie bei UNESCO² und ILO³ jahrelang tätig. Ich hoffe, dass das ein Bild meiner Karriere gibt.

Eine Änderung

Die Änderung ist nötig, denn das Geschehene ereignete sich, NACHDEM ich die Lebensgeschichte geschrieben hatte. Die Einzelheiten sind folgende:

Ich habe nämlich drei, nicht zwei Kinder meiner damals verwitweten malawischen Frau adoptiert. Als ich sie heiraten wollte, riet ihr ihr Vater, mir nichts über ihren ältesten Sohn (damals 5 Jahre) zu sagen, denn er dachte, dass ich ein männliches Kind nicht gerne annehmen würde, weil es als männliches Kind Vorrecht über meine zwei Töchter von meiner verstorbenen ersten Frau haben würde. Meine Frau gehorchte ihrem Vater, aber nach zwei Jahren beichtete sie mir alles [...].

² United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization: Sonderorganisation der Vereinten Nationen für Bildung, Wissenschaft, Kultur und Kommunikation.

³ International Labour Organization: Sonderorganisation der Vereinten Nationen, die zuständig ist für die Formulierung und Durchsetzung internationaler Arbeits- und Sozialstandards.



Norbert Abeles
1939 in
Schottland

This side is reserved for official use only:—

LEAVE TO LAND GRANTED AT HARWICH
THIS DAY ON CONDITION THAT THE HOLDER
DOES NOT ENTER ANY EMPLOYMENT
PAID OR UNPAID WHILE IN THE UNITED
KINGDOM.



Gartenarbeit
in Nigeria



Norbert und
Gertrude Abeles
im Country Club
in Lagos, Nigeria,
ca. 1962/63



Das Haus von Norbert Abeles in Lagos, Nigeria



Britischer Identitätsausweis für Norbert Abeles mit Einreisestempel vom Dezember 1938



Registration-Certificate
No. 450963, issued at
Haddington, East Lothian,
on 22-9-39. G.B. D/S



Die älteste Tochter von Norbert Abeles zu Weihnachten 1963 beim Weihnachtsmann im Kaufhaus Kingsway, Lagos, Nigeria.

Norbert Abeles mit einigen Studenten im Yaba Technical Institute in Lagos, Nigeria.

[Als] ich davon hörte, adoptierte ich den Bub, aber leider hatte er [keine] frühe Schulbildung [bekommen], und das war schwer aufzuholen. Glücklicherweise war der Junge intelligent. Heute ist er verheiratet, hat drei Kinder, ist ein Transporteur und [handelt mit] Mais, Reis und Erdnüssen. In meinem Alter – ich bin bald 90 – ist er meine wichtigste Stütze in allen Angelegenheiten.

Diese Sache zeigt, wie verschieden menschliche Ansichten sind; da muss man sich halt zurechtfinden, so gut es geht, ohne Vorurteil!

Addendum vom 12. August 2013

Edel sei der Mensch, hilfreich und gut

Da ich jetzt schon bald seit 60 Jahren in Afrika, südlich der Sahara lebe, sind mir die Verhältnisse in dieser Gegend sehr nahe. In Europa ist man sich als Folge des Holocausts und Ähnlichem immer mehr bewusst, dass Minoritäten dieselben Rechte haben [sollen] wie die Majorität. Hier in Afrika ist dem bei weitem nicht so und die Ungerechtigkeiten, die [daraus] folgenden Unzufriedenheiten, Aufstände und meist unschuldigen Opfer übertreffen allmählich all das, was einst in Europa geschah. Über die Gründe wird viel geschrieben, aber wenig [dagegen] getan. Zweifelsohne sind die Gründe in der Geschichte zu suchen. Gutes Regieren, besonders gutes demokratisches Regieren erfordert Wissen, Erfahrung und vor allem guten Willen aller Betroffenen. Deshalb beginnen sich langsam – viel zu langsam – die Anfänge der ersten Erfolge abzuzeichnen, z. B. in Ghana und Tansania. Es hängt am meisten von der Einstellung der Millionen von Individuen ab, die den Staat bilden. Für diese hat der berühmte deutsche Dichter Goethe eine einfache Regel erdacht, die im Stiegenhaus meiner Volksschule (Schubert-Schule, Wien 9) in Blockbuchstaben zu lesen war. Sie hieß: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“. Diese einfache Regel, die ich vor 83 Jahren [das erste Mal gelesen] habe, verdient viel mehr Beachtung, als ihr gegeben wird, wenn wir wirklich eine bessere Welt haben wollen.



Jane Abeles, die zweite Frau von Norbert Abeles, vor ihrem Guest House in Malawi, 2012



Das Haus von Norbert Abeles in Malawi



Norbert Abeles mit seiner zweiten Frau Jane in Nkhotakota, Malawi im März 2008



Norbert Abeles, Malawi 2012



Norbert und Jane Abeles, Malawi 2012



London
Wien
Schweiz
Frankreich

Johannesburg
Durban



Doris Lurie in
London, 1940

Doris Lurie wurde als Doris „Dossy“ Ehrenstein am 26. Februar 1928 in Wien geboren und musste Österreich aufgrund ihrer jüdischen Abstammung 1938 mit ihrer Mutter verlassen. Die beiden flohen zunächst über die Schweiz nach Frankreich, wo der Vater von Frau Lurie damals arbeitete. Nach dem Kriegsausbruch emigrierte Doris Lurie mit ihrer Mutter weiter nach Großbritannien und 1940 nach Südafrika, wo Frau Lurie heute noch lebt.

Her passport was due to expire in two days

Doris Lurie Südafrika, geboren 1928 South Africa, born 1928

Doris Lurie was born Doris "Dossy" Ehrenstein on 26 February 1928 in Vienna and had to leave Austria with her mother in 1938 due to her Jewish descent. Initially, both fled via Switzerland to France, where Mrs. Lurie's father was working at the time. After the outbreak of war, Doris Lurie and her mother first emigrated to Great Britain in 1940. From there, they continued to South Africa, where Mrs. Lurie lives today.

I was ten years old on 26 February 1938. Some days before the “*Anschluss*” I was no longer allowed to attend school. When Jewish-owned shops were attacked, when Jews were assaulted in the streets and forced to efface plebiscite slogans painted with indelible road paint¹, when it became suddenly dangerous to use public transport, my mother decided to leave Vienna.

My mother was a psychologist and was treating a young man from England. The day after the “*Anschluss*” my mother suddenly thought that should the need arise, she had better collect our passports from the lawyer. With the many new restrictions with respect to officialdom, her patient volunteered to accompany her to the lawyer’s offices. There were already two men in Nazi uniform guarding the entrance to the lawyer’s building, prohibiting entry. Her patient engaged them in conversation while she slipped through the gate.

Upstairs she found the office door ajar. Behind it sat the lawyer, ashen-faced and terrified that she had come. He told her that on pain of death he may not hand over any documents in his keep. She managed to persuade him to give her at least our passports, saying that no one will ever know... On her way out of the building, her patient was still distracting the guards – they had not seen her. In the taxi on the way back to our apartment she checked the expiry date of her passport and found that it was valid for only two more days, the time needed to reach France where my father was working at the time. My mother and I had to leave immediately on 16 March 1938. We locked up our apartment with all its contents and gave the keys to a friend. Apart from two small suitcases, we abandoned everything.

All communication with the outside world by phone or telegram was cut off during this period. No Austrians were allowed to leave the country any more. On that day, the last train left Vienna to repatriate foreign tourists. It was our only chance. We boarded without official permission. Soon after the journey began, a *Gestapo* man came to check our residential address in a very large, heavy book and crossed something out – presumably our name and address. He told us that we may never return to Austria. During the journey some Nazi youths came to our compartment. They proudly wore

¹ Jewish men and women were forced by members of the Storm Division, the Hitler Youth and by Nazi sympathizers to clean the cross potentis and Schuschnigg campaign slogans from the sidewalks and buildings.

RENSEIGNEMENTS SUR LE CONJOINT

Nom: *Chelmiter*Prénoms: *Fais* 1813Né le *14 Août 1885*à *Vermeil*Nationalité: *Indonésienne*

ENFANTS dispensés de la carte d'identité

Prénoms	Date et lieu de naissance	Nationalité
<i>Fais</i>	<i>14 Août 1885</i>	<i>Indonésienne</i>

Lieu
du mresse
la carte
Indonésienne

REPUBLIQUE - FRANÇAISE 8 REPUBLIQUE - FRANÇAISE
REPUBLIQUE - FRANÇAISE **Visas** REPUBLIQUE - FRANÇAISE

*Reproduire dans chaque visa le nom
du détenteur du titre.*

Permitted to land at FOLKESTONE

on 19th June 1939 on

condition that the holder does not
remain in the United Kingdom longer
than **THREE WEEKS.**



Doris in Durban with wild zebras,
December 1943

Doris with her mother
Edith Ehrenstein in
Johannesburg, 1950



Doris and her mother
Edith Ehrenstein, Vienna
1937

Doris with her parents
and a cousin in Lyon
in 1939 before the
outbreak of war



Seen at the British Consulate
Lyon on the Twenty fourth day
of August, 1939. Good for a
single journey to the
United Kingdom.



J. J. J. J.
H.B.M. Consul

One of the British visas received
by Doris Lurie and her mother
before their flight to England
in December 1939



The Catholic boarding school in Johannesburg attended by Doris from 1940 to 1944

Doris with her mother Edith Ehrenstein and her two children Peter and Carol in traditional Austrian dresses in South Africa



Doris in November 2007 in front of the school in Johannesburg, which she attended from 1940 to 1944



a swastika armband and threatened us with fists and guns, as well as with arrest “or worse” if we did not cooperate by handing over money, jewellery and papers. My mother had only her wedding ring and the 25 Schillings permitted travel allowance. Although we were both travelling with Austrian passports, my mother also showed her British passport which had become invalid when she married an Austrian. This confused the Nazi officials who harassed us.

After a harrowing journey, we arrived in Zürich and had just enough money left over to send a telegram to my father for money to continue the journey to France. He was shocked when told why we abandoned our home. We arrived in Lyon on 18 March 1938 to join my father. Soon I was sent to school until September 1939. When war broke out, everything changed again. As my father was Austrian, he was interned as an “enemy alien”. There were rumours that women would also be interned while children would be sent to a separate camp.² With no means of support, we had to abandon our second home. We travelled to Paris to try to get him released, but to no avail.

As my mother’s Austrian passport was no longer valid, a British consul provided us with a “travel document” entitling us to go to England. On Friday the 13 December 1939 we crossed the Channel³, through a minefield. We stood on the deck wearing cork lifebelts, ready to jump into the icy sea, should the ship be blown up. We saw a mine right in the path of the ship. Just as we were going to collide, a destroyer came out of the thick fog and exploded the mine harmlessly. This was our second emigration.

We stayed with my mother’s brother for a month, then went to London where my mother stayed in a small boarding house, her accommodation paid for by her brother. I went to a charity school for one month to learn English, then was accepted as a non-paying refugee at a school in Chelmsford, Essex. In May 1940 our school was bombed and we were evacuated to the west of England. With an Austrian passport we could not remain in Great Britain as my mother was not allowed to work and we had no income.

² This separate camp might have been Rieucros, a camp only for women and children.

³ The English Channel was scene of fierce battles between the German and British/US navies.

In early June another charitable organisation supplied us with two one-way tickets to South Africa where my mother was born. We left Southampton on 4 June 1940 on the “Winchester Castle” which was transporting 2,000 troops and ammunition. The journey took three weeks. We travelled in convoy as German U-boats were following our ship. We arrived in Durban, South Africa on 27 June 1940, where an identity card was issued to me as a foreigner. This was our third emigration. By this time we were destitute.

My mother’s relations had to guarantee a large sum of money for me – a child of twelve – so that I would not be a burden to the State. My mother who was in a poor state of health due to all the stress and deprivation, had to go out to work – hard physical work, in order to support us. Again I was accepted as a non-paying boarder, this time at Parktown Convent, Johannesburg, where I attended school for four and a half years, finishing in December 1944. In 1945 I entered the University of the Witwatersrand on a municipal bursary and completed my degree in science in 1948.

My mother’s instinct and courage in leaving Austria so precipitously on 16 March 1938 was justified because otherwise we would have shared the fate of our many relatives who lost their lives in concentration camps.

The German version of the life story of Doris Lurie entitled “*Ihr Reisepass lief in zwei Tagen ab*” has already been published in: Renate S. Meissner im Auftrag des Nationalfonds (ed.), *Erinnerungen. Lebensgeschichten von Opfern des Nationalsozialismus*, Volume 2, Vienna 2012, p. 154–161.

Doris in
Johannesburg,
December 2007





London

Wien

Johannesburg

Pretoria

Kapstadt



Alice Goldin-Coates
1934

Alice Goldin-Coates was born on 20 July, 1922 in Vienna. In May 1938 she fled with her parents and her sister to Great Britain. In 1948 she emigrated to South Africa where she still lives. Alice Goldin is a famous painter and her greatest wish to once again return to the city of her childhood and to present her art here, has become reality: In May 2012 she came to Vienna for the opening of the exhibition "Alice Goldin – To celebrate her 90th birthday" in the *Künstlerhaus*.

... darum **verdanken** **wir** ihr **unser Leben**

Alice Goldin-Coates Südafrika, geboren 1922 South Africa, born 1922

Alice Goldin-Coates wurde am 20. Juli 1922 in Wien geboren. Sie konnte noch im Mai 1938 mit ihren Eltern und ihrer Schwester nach Großbritannien fliehen. 1948 emigrierte sie nach Südafrika, wo sie auch heute noch lebt. Alice Goldin-Coates ist eine bekannte Künstlerin, und ihr großer Wunsch, noch einmal in die Stadt ihrer Kindheit zurückzukehren und auszustellen, hat sich erfüllt: Im Mai 2012 war sie zur Eröffnung der Ausstellung „Alice Goldin – Anlässlich ihres 90. Geburtstages“ im Künstlerhaus in Wien zu Gast.

Der „Anschluss“ war im März 1938, und ich verließ Wien im Mai, daher habe ich wenig Erinnerungen an diese Zeit, ich war auch sehr jung.

Mein Vater wurde zweimal in der Mitte der Nacht von der SS zum Verhör weggeführt. Es war ein Wunder, dass er unversehrt zurückkam. Er war ein aktives Mitglied der Union österreichischer Juden¹ und der B'nai B'rith². Mein Vater war ein patriotischer Österreicher und wollte seine Heimat nicht verlassen. Meine Mutter sah die Situation viel klarer und hat meinen Vater überzeugt, dass er so rasch wie möglich das Land verlassen muss, darum verdanken wir ihr unser Leben. Wer von unserer Familie zurückgeblieben ist, ist umgekommen: die ganze Familie meiner Mutter – sie hatte zwei Brüder und deren Frauen in Wien, und eine Schwester und ihre Eltern in Brünn; sie starben alle in Auschwitz und Theresienstadt. Eine Nichte hat sie herausgebracht, und ihre jüngere Schwester ist nach Amerika ausgewandert.

Mein Vater war Handlungsreisender und Spezialist im Export von Textilien und hatte Kontakte in England – er verließ Wien Ende März, und meine Mutter, meine Schwester und ich folgten Ende Mai.

Als *émigrés* [Emigranten] in England war es sehr schwer für meine Eltern, sich an ein neues Leben zu adaptieren. Materiell hatten meine Eltern natürlich [fast] alles verloren – manche ihrer Möbel kamen noch mit einem Transport nach England, aber vieles wurde gestohlen, und alles Geld, das zurückgeblieben war, wurde konfisziert von den Nazis.

Sie mussten eine neue Sprache lernen und versuchen, ein neues Heim für ihre Kinder zu schaffen. Ich erinnere mich besonders an den fortwährenden Kummer meiner Mutter über ihre ganze Familie, die zurückgeblieben war und wo aller Kontakt unmöglich war. Meiner Eltern Generation war es, die die tiefsten Leiden der Judenverfolgung spürte, und ich glaube, dass diese Wunden nie vollkommen geheilt sind. Für uns Kinder war es ganz anders. Wir adaptierten uns viel leichter an unser neues Leben in England, wir hatten auch das Glück, liebende Eltern und ein Heim zu haben.

¹ In Reaktion auf den aufkommenden politischen Antisemitismus in Österreich war 1884 die Union österreichischer Juden als Organisation zur Vertretung der Interessen der österreichischen Jüdinnen und Juden gegründet worden.

² B'nai B'rith (hebr., „Söhne des Bundes“): eine der größten internationalen jüdischen Organisationen, die sich unter anderem für Toleranz, humanitäre und soziale Ziele einsetzt.

Hier möchte ich noch erwähnen, dass ich eine Tante hatte – ihr erster Mann war ein Onkel meines Vaters, Nettie Kunitzer, später Königstein – sie war zweimal Witwe, und am 14. März 1938 hat sie sich das Leben genommen. Ihr erster Mann, Dr. Kunitzer, hat eine Zeit lang in Amerika gelebt und war Doktor der Guggenheims³ – er kam als sehr reicher Mann nach Wien zurück und hatte ein fürstliches Haus in der Nähe der Votivkirche. Es war voll von herrlichen Gobelins und alten Möbeln. Ihr Eigentum wurde, da sie Jüdin war, nach dem „Anschluss“ Österreichs von den Nazis konfisziert.

Alice Goldin-Coates describes her and her families' fate in English language, too.

My parents' great hardship

I do not know how my late father Eduard Widrich was involved, politically; I think he was an active member of an Austrian-Jewish organisation and the B'nai B'rith⁴ in Vienna, he was a great patriot. I do know that immediately after the „*Anschluss*“ in March 1938 he was twice arrested and interrogated by the *Gestapo*. On his release my mother, with great foresight, persuaded him to leave right away for England, where he had business connections (he had been exporting Austrian textiles). My mother, sister and I followed in May 1938.

It was, of course, traumatic for my parents to leave their beloved home and emigrate, losing all their possessions and savings, going to a strange country, where they did not even speak the language. Mixed with their great relief that their own family was safe was the great worry for the loved ones left behind. My mother's two brothers and their wives lived in Vienna, and her parents and sister lived in Brno – they all perished in concentration camps. My father's aunt Nettie Königstein (formerly Kunitzer) committed suicide the day after the „*Anschluss*“ on 14 March, 1938. As her second husband had recently died she was in a state of depression at that time of the „*Anschluss*“, which probably was partly the reason for her suicide.

³ Die Familie Guggenheim ist eine ursprünglich aus der Schweiz stammende, amerikanische Industriellenfamilie, die im Bergbau reich geworden war und unter anderem mit kunstsammlerischen und philanthropischen Tätigkeiten bekannt geworden ist.

⁴ B'nai B'rith (Hebrew, „Sons of the Covenant“): one of the largest international Jewish organizations promoting tolerance and pursuing humanitarian and social aims.



Sketch of Alice by her
grandfather Samuel
Brunner, 1930

The following text comes from a book from the year 2012 in which Alice Goldin-Coates published her entire life story, and it gives a much more detailed insight into her life.⁵

Vienna: Early Memories

[...]

I was born in Vienna in 1922. One of the earliest memories of my childhood in Vienna was the arrival of my baby sister, Sue, in 1927. She was five years younger than I and grew up to be a real tomboy – quite different to me. I was rather a shy child and a very good little girl – with one exception. I hated food, and meals were a pain. I was rather pale and thin and was given spinach and liver regularly. Milk had to be boiled (because it was not pasteurised), so that there was skin on top and it was particularly repulsive! To this day I refuse to drink milk, nor do I like liver or spinach.

I remember my first school days at primary school just around the corner, and later I went to the Döblinger [19th District of Vienna] girls' high school. I did well at school but I was shy and did not have many friends. In addition my parents were very protective. We lived in a flat in Währing [18th District of Vienna], and one of the early walks that I remember was to Schubert Park, where both Schubert and Beethoven were originally buried. On Sundays I would walk with my father to Türkenschanz Park and inevitably had to guide him to go the right way out as he was completely devoid of a sense of direction. I loved my father: he was my best friend always.

In the summer school holidays we went to a farmhouse in the mountains that took paying guests, and my father would join us for short breaks to get away from the heat of Vienna. There was beautiful scenery. There were stables with cows that we were allowed to watch at milking time – a great change from our usual town life. My sister, who later became a vet, loved being around the stables but I'm afraid I was always rather nervous. I preferred to go with my father up the mountain tops – happy memories indeed!

[...]

⁵Jeremy Lawrence (ed.), *Alice Goldin*, Cape Town 2012.

When I was in high school I was sometimes able to go to the opera in the afternoon. I would stand in line to get in cheaply and remain standing all through the performance. In this way I heard a wide range of operas, and I also saw many plays at the Burgtheater. When I was fourteen my parents felt it would be appropriate for me to have dancing lessons, so I went to a place in the centre of Vienna called Ellmayer, which was also used as a riding-school for Lipizzaner horses. The boys attending had to wear white gloves as we learnt to waltz. It is a funny, curious memory of something that happened so long ago.

So life continued until 11 March 1938, when I woke up to the roar of German planes flying in formation over Vienna. I looked out of the window and saw many youngsters emerging from a basement on the opposite side of the street, dressed in khaki uniforms with swastika armbands. It was the *Anschluss*: Austria became part of the German Reich, and life as we had known it came abruptly to an end. My father, who had a senior position in the *Bund der Österreichischen Juden*⁶, a very patriotic organisation, was twice taken to be interrogated in the middle of the night by a young SS lieutenant who had arrived in Vienna on 16 March: Adolf Eichmann⁷. When he was interrogated a second time my mother insisted that he would not be so lucky a third time, and he therefore left immediately for England where he had been on business shortly before, exporting Austrian textiles. My mother, sister and I followed soon afterwards. We were now refugees from Nazi oppression! All my mother's family and many, many others we knew were to perish in concentration camps.

Refugee in England

[...]

Arriving in England in May 1938, we were most grateful to escape Austria and to be in safety. We were among the many who were fortunate to find refuge in England at that time. My parents of course had to adjust to their new surroundings. My father was lucky enough to have work, but it took some time for him to learn a for-

⁶ Meant is: *Union österreichischer Juden* (Union of Austrian Jews). The Union of Austrian Jews was founded in 1884 as an organization representing Austrian Jewry in response to emerging political anti-Semitism.

⁷ Adolf Eichmann (1906–1962), *SS-Obersturmbannführer*, was one of the major organizers of the Holocaust, facilitating and managing the logistics of the mass deportation of Jews to the ghettos, concentration and extermination camps. After World War II, he fled to Argentina, where in 1960 he was captured by the Israeli secret service Mossad and taken to Israel to face trial. He was sentenced to death and executed by hanging in 1962.



Alice with her
parents and her
little sister Sue,
walking in the
mountains on
holiday, 1932



Alice enjoyed
hiking.



Alice and her sister
Sue in the 1930s



Alice's parents in a game of bridge, on holiday in Pörschach (Carinthia), 1935



Alice "Gigi" and her sister Sue "Susi" with their mother



Alice (sitting, far right) on a school outing, 1934

eign language. Somehow as children (I was fifteen and my sister ten) we were never allowed to be aware of those difficulties. However, I am sure it was not an easy time for my parents. I remember that we always had a secure home, went to school and settled down very quickly in our new environment. In fact we were much protected and our lives continued normally.

At the outbreak of war in September 1939 I was on holiday in Wales, and as an enemy alien I had to report to the nearest police station. This was always a happy experience as the English police were most kind and courteous. We had to report any change of address and had a curfew of our movements at night. So when I took the train back from Wales, I had to spend some hours on the railway bench and then report to the police before I could go on my way. Very soon tribunals were organised and we became friendly aliens without any restriction whatsoever. I immediately fell in love with London and the English. War-time challenges brought out the very best in them: they dropped their usual reserve and never did I see anyone afraid, even when the bombs started to fall. After the all-clear siren sounded people would emerge from their underground shelters, saying things like “It was quite a noisy night last night”. They never lost their sense of humour.

The worst were the fire bombs and the “doodlebugs”, which were unmanned missiles that would come down and explode when the engine stopped. Many cities were devastated, especially the East End of London and industrial and strategic cities like Coventry, Plymouth and Bristol. There was a total blackout, food and clothes rationing, and also tight control of water and heating. Before leaving Vienna I had quite seriously considered going to art school but that now seemed irrelevant. Instead I trained as a children’s nurse to help look after evacuated children who were taken to the country for safety. Later I worked in a day-nursery in London so as to free other women doing war work.

Then after the war I took a secretarial course and worked for the Council of Christians and Jews⁸. It was a very happy time for me as our office was near the Strand [street in London] and I could spend my lunch hours at the National Gal-

⁸The Council of Christians and Jews (CCJ) is a voluntary organization in the United Kingdom and was founded in 1942 by Chief Rabbi Joseph H. Hertz and Archbishop William Temple. It is composed of Christians and Jews working together to counter anti-Semitism and other forms of intolerance in Britain.

lery and get to know its treasures [...]. My parents had a flat in St John's Wood and I always walked to work, which I loved, particularly the walk across Regent's Park; I especially loved the splendour of the rose garden in summer. After the war my father bought a secondhand car, a Hillman Minx, and I remember that my driving lessons took place around the Albert Hall – where I went to many Promenade concerts. How wonderful it all was to be young and to be able to enjoy London!

The war in Europe had ended on 8 May 1945 amid great celebrations – and although rationing continued, that was unimportant when one was young.

South Africa

My father had a brother who in 1934 married a South African and settled in Johannesburg. For some time he had invited me to come and visit him and to meet my cousins, so at the end of 1947 I agreed, a little reluctantly, to make the journey. I was already on my way from London to Johannesburg when I was shocked by certain remarks made by South African passengers which made me aware of their attitude to the black population in South Africa. My work with the Council of Christians and Jews in London was especially intended to fight against any kind of discrimination on grounds of religion and colour. So right away I was made aware of the prevailing racial problems and prejudices and was impatient to return to England as soon as possible.

Fate, however, decreed otherwise. At a party for ex-servicemen I met Harry Goldin. He decided I was the girl he had always been waiting for, and I was very happy in his company, so after a fairly brief period of courtship we were married. It was all rather strange for me. I knew no one and I was in a different kind of world – but I knew that this was right for me.

Harry [...] was born in 1900. He had studied dentistry in Michigan, for at the time there had been no dental school in South Africa.

We were married early in 1948 in Johannesburg. My parents came to the wedding, which was a small family affair. It had been a difficult decision for me to make – to live far away from my close friends in a strange country – but I always felt sure this was the right way for me to go. As Harry's dental practice was in Pretoria we settled there



Alice, when she was pregnant with Jaqui, Pretoria 1950



Alice worked as a children's nurse and helped evacuated children, e.g. taking them down to the shelter when the siren sounded, London 1943.

With friends in Hyde Park; Chong is doing a handstand, London 1944.



Harry Goldin's field dental surgery during his time at the medical corps of the South African Army, 1942



Alice and her husband Harry, 1948

A letter written by Alice in Pretoria to her parents

*What a
Thurs
little girl
I can find
have each the
girls not
though
has not
nearly for a while*

*before we knew it
you are such wonderful parents*

in a lovely Norman Eaton house⁹ up on the hill of Waterkloof Ridge. Nothing could have been more different from my previous life in England. Harry's family in Pretoria were most welcoming and were delighted that Harry was married at last!

In the beginning I knew no one and was very homesick for London. But help was at hand. My sister-in-law Lilian Solomon, who was just a year older than Harry, was a very bright personality who actively supported the arts. She was also a wonderful hostess; her husband Ivan Solomon was a lawyer and had been the mayor of Pretoria in the 1930s. She took me under her wing and I was introduced into their hectic social life. I was taken regularly to lectures at the Pretoria Women's Club, and to leave visiting-cards at the homes of newly arrived members of the Diplomatic Corps. In due course I was even invited to the Governor General's garden-party!

[...]

Being pregnant and having children came very easily to me, especially as I had worked with children throughout the war years in England. Having my first child, Alan Robert, was an experience I could never forget. I was conscious of the presence of another sphere around and within me – it was wonderful and exhilarating to be witness to the birth of my first child. I felt the same when my daughter Jacqueline Ann was born in 1951, and later with the arrival of two more sons, Ian Andrew in 1955 and Sven Erik in 1965.

Art School

When I was expecting my daughter I decided that this might be a good time to fulfil my early dream and study art. [...] From that time my whole life was changed. Apart from art I had other responsibilities but I managed to combine both. I was lucky that I could interrupt my work and later continue where I had left off. If I had waited for a quiet moment in my life I would not have been able to do anything at all!

I joined the South African Arts Association, made friends with artists and worked with them on the Hanging Committee¹⁰. It all gave my life a new vision and purpose that has remained a vital part of me ever since.

⁹ Norman Eaton (1902–1966) was a South African Architect.

¹⁰ A group of people that selects and hangs works of art to exhibit.



The painting "View from My Window",
tempera, emulsion and oil, 2005



Alice in the front room of
her home in Newlands,
Cape Town

[...]

Sadly in 1958 my beloved son Alan died of leukaemia, and my dear husband Harry Goldin died two years later in 1960. I was blessed that I was able to learn to cope with the many new challenges that I now had to face for myself – and for my children.

[...]

The mystery of art

One of the advantages of not having had a formal art education is that I have not been brainwashed by teachers who insist on pupils doing what is currently considered relevant. Many times in my life, and now in my old age, art has become the core of my life and the centre of my existence, in so many ways an inspiration. [...] There is a driving force within us, but it remains impossible to understand how it works: we have the instinctive knowledge of right and wrong within us, and there is the constant search for the rhythm and harmony that relates to all of life. The older I get, the more mysterious and wonderful I find this life force, the spirit within and around us. [...] Whenever I work I put on a CD of my favourite music – classical (especially Mozart) – and I feel an uplifting peace that is at one with life and the harmony of the universe we inhabit.

My sister, Sue Hart

Since Sue was born she was a part of my life and now, as time goes by, I miss her more and more: she died in January 2010. We lived mostly apart, but we were always in touch – sometimes it was just a short “Hello” and at other times a long talk about our lives and our concerns. It always amazed me how even as children when we lived together we were very different. Perhaps because I was five years older my Austrian heritage has remained part of me all my life. [My sister, Sue, by contrast, always considered Africa her home – she loved her life here, the wild animals, the bush, the wild. She always wanted to be a vet. She studied at the Royal Veterinary College in England, and in her subsequent career she was a pioneer as a women vet in Africa.]

“Only now I understand fully my parents’ great hardship – somehow my father earned enough for us to survive – my parents managed to give me, my sister a secure environment, protecting us from the traumas of emigration, the horrors of Nazism.”

Only now I understand fully my parents’ great hardship – somehow my father earned enough for us to survive – my parents managed to give me, my sister a secure environment, protecting us from the traumas of emigration, the horrors of Nazism.

I still speak German and have never forgotten the ties that link me with Europe, and that remain important to me. I treasure its old buildings and artifacts and although my home has been in South Africa for a long time I still miss that part of my former life.



Alice and her sister (2nd from left) during the opening of an exhibition in Cape Town, 1982



Alice and her sister Sue Hart, having breakfast together in Sue's home in White River, 2003

“Many times in my life, and now in my old age, art has become the core of my life and the centre of my existence, in so many ways an inspiration.”



One of Alice's woodcut prints

10/15/1969 Goldin

Alice Goldin



Alice in her studio in Newlands, Cape Town

“Whenever I work I put on a CD of my favourite music – classical (especially Mozart) – and I feel an uplifting peace that is at one with life and the harmony of the universe we inhabit.”





Amnon Berthold Klein
als Kind in Wien

Amnon Berthold Klein was born on 16 November 1928 in Vienna. His parents were Jewish. In September 1940 he and his mother fled Vienna by ship to Palestine, from where they were both deported to Mauritius. Once there, they were kept in a prison which served as a detention camp. His mother died of typhoid fever in 1941. Amnon Berthold Klein's father did not manage to leave Vienna in time and in May 1942 he was deported to Minsk and murdered. Today, Amnon Berthold Klein lives in Israel.

So hab' ich **meine Familie verloren**

Amnon Berthold Klein Israel, geboren 1928 Israel, born 1928

Amnon Berthold Klein wurde am 16. November 1928 in Wien geboren. Seine Eltern waren jüdisch. Im September 1940 floh er mit seiner Mutter von Wien mit dem Schiff nach Palästina, von wo die beiden nach Mauritius deportiert wurden. Dort kamen sie in ein Gefängnis, das als Internierungslager diente. Seine Mutter starb dort 1941 an Typhus. Der Vater von Amnon Berthold Klein konnte Wien nicht mehr verlassen und wurde im Mai 1942 nach Minsk deportiert und ermordet. Heute lebt Amnon Berthold Klein in Israel.

Die kursiv gedruckten Textpassagen stammen aus einem Interview, das Amnon Berthold Klein im Rahmen des Projekts „Neue Heimat Israel“ (www.neue-heimat-israel.at) gegeben hat.

1938, im März, als Hitler einmarschierte, war ich noch ein Kind und musste zuschauen, wie meine Mutter mit der Zahnbürste in der Josefstädter Straße (beim Gürtel) Kruckenkreuze wegputzen musste.¹

Sie hat dort in dem Caféhaus den Boden reiben müssen. Sie war nicht die einzige. Da war diese Frau, die dann auch abgeholt worden ist, und noch einige Juden. Und die mussten dort den Bretterboden auf der Terrasse reiben und die Straße und so weiter und so weiter, ja. Und dann am Abend wurde sie entlassen und konnte nach Hause kommen. Und das war dann der Wendepunkt, wo sie gesagt hat, ich will Selbstmord. Sie wollte das Gas aufdrehen.

In der „Kristallnacht“ im November 1938 wurden wir aus der Wohnung ausgewiesen, und das Geschäft meines Vaters und seines Bruders in der Lerchenfelder Straße wurde konfisziert. Ich musste die Schule verlassen, und wir übersiedelten in die Wohnung meines verstorbenen Großvaters.

Ich habe einen Freund gehabt, der hat, das heißt der Vater, ein Farbengeschäft dort am Gürtel gehabt, Oswald. Also das war der beste Freund sozusagen. Und wenn ich zu ihm gekommen bin, hat er Trompete geübt, und das war ganz normal. Aber was sich dann herausgestellt hat: Das waren schon illegale Nazis, der Vater und die. Und er war dann bei der Hitlerjugend als Trompeter, ja. Das waren die Übungen. Und gleich zwei Tage später hat er mir gesagt: „Hör zu, du komm nicht zu mir nach Hause, weil du bist a Jud.“ Fertig, aus. Das war dann sozusagen in der Schule überhaupt, dass die ganzen Kinder, die haben sich dann abgewendet, so wie wenn einer, wie heißt das, die Pest hat oder so was.

Ich ging dann in die Kleine Sperlgasse in die Judenschule.

Vater wurde eingesperrt, weil er versuchte, illegal Papiere für Amerika zu bekommen. Wir – Mutter und ich – haben Österreich im September 1940 mit dem Do-

¹ Jüdische Männer und Frauen wurden von SA-Mitgliedern, Angehörigen der HJ und NS-Sympathisanten gezwungen, mit Reib- und Zahnbürsten Kruckenkreuze und Schuschnigg-Wahlparolen von Gehsteigen und Hauswänden zu waschen.



Amnon Berthold Klein
als kleines Kind in Wien



Amnon Berthold Klein mit seinen
Eltern Valerie und Salomon Klein
in Wien, ca. 1930



Amnon Berthold
Klein als Baby

Amnon Berthold Klein als
Baby mit seinem Vater
Salomon Klein



Familie Klein mit
Verwandten aus
Amerika beim
Besuch in Schön-
brunn, ca. 1935,
vorne Amnon Bert-
hold Klein, links
von ihm sein Vater
Salomon Klein



ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE

Auswanderungsabteilung (Gruppe Abfertigung).

Wien I.**ANSUCHEN**

Ich - der Valerie Lane Klein
 wohnhaft I Bezirk Trichlandten Straße Nr. 19 Tür 7
 frühere Wohnung VIII Josefstädterstr 105/24.
 um einen Beitrag zu den Reisespesen für sich und für die mitreisenden Familienmitglieder.

Name:

Adresse:

Verwandtschaftsgrad:

Berthold Israhel Klein I Trichlandten 19/7. Sohn

Ich - Wir - beabsichtige(n) am _____ nach _____
 auszuwandern. Ich bin - Wir sind - im Besitze eines gültigen
 Reisepasses und eines Einreisevisums nach _____
 mit einem Durchreisevisum _____

Bolivien
Permits
Bolivien

Derzeit stehen mir - uns - zur Verfügung RM _____

in Worten: _____

Ausreiseansuchen für Amnon Bert-
 hold Klein und seine Mutter Valerie
 für die Ausreise nach Bolivien vom
 August 1940

Der seinerzeit bei der Kultusgemeinde eingereichte Emigrationsfragebogen trägt die Nr. _____

Wien, am

9. Aug. 1940

Valerie Lane Klein
 Unterschrift.

Von der Partei nicht auszufüllen!

Eingelaufen am _____

Zur Recherche am _____

Vorgeladen für den _____

Erledigt unter W _____

Nur einzureichen, wenn bereits eine Einreisemöglichkeit (gültiger Reisepaß und Einreise-
 visum) vorhanden ist.

nauschiff „Uranus“ verlassen. Vater wurde nicht herausgelassen. So fuhren wir ein Jahr nach Kriegsanfang über Pressburg² bis Tulcea³ und von dort weiter Richtung Palästina.

Wir waren dann auf Kreta und haben Kreta verlassen, kurz bevor es von den Deutschen besetzt wurde. Wir wurden schiffbrüchig vor Zypern. Von den Engländern wurden wir unter Bewachung nach Palästina gebracht. Das Schiff „Patria“ explodierte,⁴ und wir wurden nach Atlit⁵ gebracht.

Nach zwei Wochen wurden wir nach Mauritius deportiert, wo wir vom 25. Dezember 1940 bis August 1945 eingesperrt waren.

Es waren Blechbaracken mit glaube ich 15 oder 20 Betten. Da waren die Frauen mit den Kindern zusammen. Jeder hat ein Bett gehabt. Das waren solche Pritschen. Moskitonetz, weil es hat ja sehr viel Malaria dort gegeben. Ich selbst hab ja 45 Anfälle gehabt, Malariaanfälle.

Ich war dann mit der Mutter. Mutter hat Typhus bekommen, die ist dann gleich ins Spital. Da bin ich dann ins Kindercamp gekommen [...].

Meine Mutter ist dort im Mai 1941 an Typhus gestorben.

Und nachdem meine Mutter gestorben ist, da wurde ich dann gleich ins, wie heißt das, Männercamp gebracht. Hab dort eine Zelle bekommen und war dann, wie heißt das, mit den Männern. Es war schlimm, ja. Es war dann sozusagen, ich war ganz allein. Aber auf jeden Fall, es ist irgendetwas, wenn man ein Kind ist, so, es ist wieder diese Sache mit, man kommt mit Kindern zusammen, man spielt mit Kindern, also diese Zeit hat man irgendwie vergessen.

² Das heutige Bratislava.

³ Stadt an der Donau in Rumänien.

⁴ Mit der „Patria“ sollten jüdische Flüchtlinge, denen von der britischen Mandatsregierung die Einreise nach Palästina verweigert worden war, nach Mauritius deportiert werden. Um dies zu verhindern, schmuggelte die jüdische Widerstandsgruppe Hagana Sprengstoff an Bord, um das vor Haifa liegende Schiff seeuntüchtig zu machen. Bei der Explosion der – falsch bemessenen – Sprengladungen am 25. November 1940 kamen rund 270 Menschen ums Leben.

⁵ Britisches Internierungslager südlich von Haifa, das eingerichtet wurde, um jüdische Flüchtlinge davon abzuhalten, nach Palästina einzureisen.



Amnon Berthold Klein mit Ehefrau
Bracha Betty Klein nach ihrer
Heirat, ca. 1951/52



Detainment Camp,
Beau-Bassin,
23rd April, 1945



Bracha Betty (rechts),
die spätere Gattin
von Amnon Berthold
Klein, im Kibbutz Neot
Mordechai beim Militär,
ca. 1950

This is to certify that the
person named herein worked in the Camp
Garage from the 1st September, 1943, till
the 31st October, 1944.

Berthold KLEIN - Apprentice



Amnon Berthold
Klein (2.v.r.) im
Kindercamp in
Mauritius

Conferees
Area Commandant,
Detainment Camp.

Arbeitsbestätigung des Lagers in
Mauritius für Amnon Berthold Klein





FOTOS: PRIVATARCHIV AMNON BERTHOLD KLEIN

Amnon Berthold
Klein kurz nach
seiner Ankunft in
Palästina, 1945

Mein Vater wurde im Mai 1942 von Wien nach Minsk deportiert und dort ermordet. So hab' ich meine Familie verloren und bin seit meinem 13. Lebensjahr allein geblieben. Gott sei Dank habe ich 1951 geheiratet und eine Familie aufgebaut.

Ich bin dann österreichischer Staatsbürger geworden, und da habe ich das Dokument bekommen: „Sie haben wieder ihre Staatsbürgerschaft erworben.“ Und da habe ich dem Gesandten, dem Botschafter gesagt: „Hören Sie zu, schreiben Sie nach Wien, dass nicht ich es erworben hab, sondern es gebührt mir. Weil ich bin Staatsbürger gewesen, wie sie es mir weggenommen haben. Also ich hab's nicht erworben, sondern ich bin's gewesen.“ Und da hab ich dann auch einen Brief bekommen von der MA 61: „Sie haben ihre Staatsbürgerschaft nie verloren, und dadurch ist ihre Frau Staatsbürgerin.“ Das, das ist auch, ich hab angesucht, hat man mir gesagt, sie muss zwei Jahre in Wien leben, damit sie sie bekommt. Aber dann nach dem Brief, hab ich, das heißt haben die Kinder die Staatsbürgerschaft bekommen, ich hab die Staatsbürgerschaft bekommen. Und ich hab gesagt, es gebührt mir so, wie den anderen, die in Wien gelebt haben, dass die Kinder auch Staatsbürger sind. Obwohl ich, sie leben hier. Aber auf jeden Fall, ich sag: „Was mir genommen wurde, gebührt mir.“



Das Grab von
Valerie Klein,
der Mutter von
Amnon Berthold
Klein, auf dem
Friedhof in
Mauritius

A photograph showing a person's arm and hand resting on a light-colored, tufted sofa. The hand is open, with fingers slightly spread. The person is wearing a light-colored, short-sleeved shirt with thin blue and red vertical stripes. In the background, a dark wooden chair is visible on the left, and a framed picture hangs on the wall. The overall scene is indoors, with a plain, light-colored wall.

So hab' ich meine Familie verloren und bin seit meinem
13. Lebensjahr allein geblieben. Gott sei Dank habe
ich 1951 geheiratet und eine Familie aufgebaut.

Amnon Berthold Klein
bei einem Interview





Brüssel Polen

Frankreich

Kapstadt



In 1950 Madeleine, her second husband Tobias Heitner and her son René emigrated to South Africa on the ship "Klipfontein".

Madeleine Lopato wurde 1918 in Piotrków Trybunalski in Polen geboren. 1924 wanderte die Familie nach Belgien aus. In Brüssel lernte Madeleine ihren ersten Ehemann Max Mantel kennen. Erst nachdem ihr Mann 1942 nach Auschwitz deportiert worden war, bemerkte sie, dass sie schwanger war. Sie übergab ihren Sohn, der seinen Vater nie kennenlernte, einige Zeit nach der Geburt der Familie einer Freundin und musste selber versteckt leben. Erst mit Kriegsende 1945 konnte sie ihren Sohn wieder zu sich nehmen. Mit ihrem zweiten Ehemann Tobias Heitner, der ihren Sohn adoptierte, wanderte sie 1950 nach Südafrika aus. Madeleine Lopatos Sohn, Dr. René Heitner, wurde ein anerkannter Arzt.

I must be made out of iron

Madeleine Lopato Südafrika, geboren 1918 South Africa, born 1918

Madeleine Lopato was born in Piotrków Trybunalski, Poland, in 1918. In 1924, the family moved to Belgium. In Brussels, Madeleine met her first husband Max Mantel. It was not until after her husband had been deported to Auschwitz in 1942 that she realized that she was pregnant. Three days after his birth, she gave her son, who never got to meet his father, to the family of a friend as she had to live in hiding. She was not able to be reunited with her son until after the war in 1945. In 1950, she emigrated to South Africa with her second husband, Tobias Heitner, who adopted her son. Madeleine Lopato's son, Dr. René Heitner, became a respected doctor.

The italicized passages of Madeleine Lopato's story have already been published in the book "Breathing Through Buttonholes".¹ The other parts of her life story are taken from letters she has written to the National Fund.

I was born in Poland, a country that didn't like Jewish people particularly, on 21 May 1918, and was a Polish citizen from birth 1918 until July 1957. My parents were Polish citizens as well, until they passed away.

Madeleine Lopato's father left Poland in the early 1920s in order to avoid being drafted into the Polish army, and settled down in Brussels. In 1924 the family followed him. Some years after moving to Belgium, Madeleine's parents separated due to her father's gambling addiction. She missed him terribly and always remembered the qualities that so endeared him to her. Madeleine's grandparents remained in Poland where her grandma Bobbe died in 1939 – officially she fell down the stairs but Madeleine always suspected that she had been murdered. In Brussels, Madeleine became close friends with Aloy Herman, the chief of the police of Schaerbeek, a municipality located in the Brussels-Capital Region. He saved her life on many occasions and helped her to escape from the Gestapo, Nazi Germany's secret police.

When Belgium was invaded [by the Germans] on the 10 May 1940, we – my mother, sister and I – went to Paris to be with [my uncle's] family. A few days later [as we were illegal immigrants] we were sent to Brittany² in a camp. We stayed there, helped by the Swiss and French Red Cross. We had to leave in 1941 when the *Gestapo* told us, "No more help – go back to your home." We moved to no. 19 Place Ernest Solvay in Schaerbeek, Brussels, Belgium, because our apartment was ransacked during our absence.

Falling in love

They became acquainted with their new neighbors in their new building – Sachie Mantel, called "Papa Mantel" and his two sons, Frans, and Max, with whom she immediately fell in love.

¹ Jennifer Skutelsky, *Breathing Through Buttonholes. The Story of Madeleine Heitner and Max Mantel*, Johannesburg et al.: The Life Story Project 2003.

² Brittany is one of the 27 regions of France, lying in the northwest of the country.

Max was a very good dancer. He took me to listen to music, and to cabarets, planning, it seemed, to take me to a new place each time we saw one another. When we danced, he held me close and whispered the lyrics of whatever song was playing. We carried torches as we walked stealthily through the streets, and although we violated the curfew, we were never stopped. I was 24 and he was 31, but I never felt the age gap. Everything about him was boyish – his long, athletic stride that spoke of places to go and things to do, his open smile and the laughter that leapt so often in his eyes.

A few weeks after we had met, we walked home together and I spotted Frans on the Mantels' third floor balcony. Max looked up when I did, turned me towards him and kissed me. It was our first intimate kiss, and it felt more like strategy than passion. Frans immediately went inside. Lightly, I slapped Max across the face, and ran home alone. "Madeleine," Mama said. "What's the matter with you?"

"Max just kissed me in front of the whole world. Right here – in the middle of the street. I slapped him."

"You slapped him?" Mama asked. "For what did you slap him? People in love kiss sometimes. Don't you tell me now you aren't in love with him. So what's a kiss? We see it all the time, even in the street. What we don't see is too many girls slapping the boys." [...]

I had not seen Max for days, and I missed him terribly. But I shrugged, and tried to appear nonchalant. "Who knows? We'll just have to wait and see."

Eventually, Papa Mantel came to our flat to find out why Max had not come to visit either of us. "He kissed her in the middle of the street," Mama said, "and she smacked him. So now they're not talking. They're like children, both of them."

"Is that all?" Papa Mantel asked. "You're sure? Wait. Just wait. I'll be back."

He returned a while later with Max, who presented Mama with flowers and gave me a kiss. We sat and chatted as though nothing at all had happened.

In January 1942 I got married to Max Mantel – he was born in Belgium, but his parents were from Galicia, which at that stage belonged to Austria.



Madeleine and Max at their wedding on 11 January 1942



Madeleine Lopato with her mother and little sister Marjem



Madeleine and her friend Regine, wearing the Jewish badge ("yellow star") as a gesture of solidarity



Madeleine's sister Marjem and Bernard just prior to their wedding in April 1941



Madeleine and Max's son René was born on 25 April 1943.

Our civil wedding took place on 11 January 1942. I had not known Max for long, but there was no doubt in my mind that he was the man I wanted. I think I had known that from the moment he first sat beside me at Papa Mantel's apartment. A photograph was taken of us on the steps outside the Mayor's office in Schaerbeek. Mama, Marjem and Bernard [Madeleine's sister and her husband], and Papa Mantel stood beside us, smart and smiling. [...] Family and friends who attended the ceremony came back to Mama's apartment with us for something to drink and eat. The chupah [Jewish wedding] would be held the next day.

Max rented a suit, Mama rented my wedding dress, and we used shiny copper curtain rings, instead of gold, as wedding bands.

The chupah was much the same as Marjem's had been, only we used a different carpet for the canopy. We sang and danced, and many of the guests remarked that it was as good a wedding as any shtetl, the little Polish-Jewish communities that we had left behind, could have organized. Again, the Rabbi was the first to leave, and as soon as Max stood on the glass, both Mama and Marjem wept. I had finally made it.

Some of the guests were afraid to go home, as they had lingered after curfew, so we managed to borrow mattresses, blankets and cushions in order to accommodate them. Max and I stayed at night too, and we all crammed into Mama's bedroom, where we slept on the floor. It was no hardship – we spent a good deal of the night telling stories and jokes, and laughing.

Living in occupied Brussels

Our lives assumed a rhythm that allowed us to pretend we were safe. Mama, Papa Mantel, Bernard and Marjem, and Max and I ate together often, trying to ignore the threat that filtered out of our radios, off the streets and into our homes.

The Gestapo were tightening their grip on Brussels, and on the Jews who still tried to live and work there. Jewish children were expelled from the public school system, and on 17 January 1942, a decree was issued prohibiting Jews from leaving Belgium.

Germans were taking over Jewish businesses. The keys had to be turned in to the Gestapo; all assets declared and relinquished. The gloves factory where Bernard and Marjem



Tobias Heitner's (standing)
factory was also confiscated
by the Germans. He was
Madeleine Lopato's second
husband.



“Germans were taking over Jewish businesses. The keys had to be turned in to the *Gestapo*; all assets declared and relinquished. The gloves factory where Bernard and Marjem worked, was one of the first to go.”



Madeleine Lopato
and her first hus-
band Max Mantel,
Brussels 1942

worked was one of the first to go. He and Marjem were without work. Bernard decided to smuggle fish from the coast and sell it to the restaurants, and if he did well, Marjem could join him. Together, they soon built up a decent customer base.

With her mother not earning enough to make a living and Max having had his sewing machines confiscated by the Gestapo, Madeleine began smuggling food as a way of bringing in some extra money. She was fortunate enough to keep her job, while Max stayed at home and looked after the house.

On my afternoon off each week, I went by train to the surrounding farms, bought food and packed it into a suitcase, which I gave to Marjem. She sold the bacon, white flour, chickens and fresh eggs that I smuggled into Brussels, and gave me enough money to cover my expenses.

Sundays were picnic days. Marjem, Bernard, Mama, Max and I, and Papa Mantel, packed a basket of food and cold drinks (beer for the men), a deck chair for Mama, and visited the Solarium, a public swimming bath not far from where we lived. It was a luxury that was not to last long. After a few visits, we were asked to show our identity documents, and with our yellow cards and red Jude [Jew] stamps, we were no longer allowed in.

The yellow star

In accordance with another decree issued in May 1942, Jews were ordered to wear yellow stars. We had to sew them onto our clothing so that they could be clearly seen – over our hearts, on the left side of our bodies.

The first day I wore my star to work, Mr. Puissant [Madeleine's boss] called me over. My overalls covered it, but he must have seen my dress before I concealed it. "What's this?" he asked. Without waiting for an answer, he turned away and muttered something to himself. The face he showed me was furious. "You listen to me now, Madeleine. You tell your husband to get as many stars as he can lay his hands on, you hear? I'll have every member of staff wearing one before the week is out."

He was true to his word. We were required to leave our overalls off and display our stars, until Mr. Puissant received visit from the Gestapo. They ordered him to close the shop, as it

appeared to be full of Jews. He told them we all wore stars in order to show solidarity with the Jewish customers, but no, there were no Jews who worked in the shop.

Off came the stars. Mine too.

Caught in a raid

On the 6 August 1942 my husband Max Mantel was arrested by the *Gestapo* in a raid in the street in Brussels. A few years later I received a death certificate: died in Auschwitz on the 9 December 1942. My sister Marjem, seven months pregnant, was also arrested on the 11 August 1942 with her husband Bernard and we never heard of them again.

Madeleine arrived at the train station just in time to see Max and could talk to him briefly before the train filled with prisoners left the station. Madeleine received a few letters from Max before they lost contact some months later. In his last letter from Sangatte, a commune near Calais in northeastern France, he wrote:

“Sangatte, 26/8/42. My darling, I can only send with the woman from Brussels – I told her to warn you, you must hide with non-Jews, don’t let them catch you. My darling, I think we are leaving this place on 15th September 1942. We are leaving with Armenians to go to Saint-Omer. Now my darling, do not worry, do not lose courage. I won’t get lost. You know me. Tell everybody to hide, even with communists. Here we are all very sad. I have confidence in you, my darling. Write to me urgently, before we leave, and send me food, jam and money if you can. Where we are going now will be barracks. We won’t work with Flemish people anymore. Send the letter to Calais. I have made contact to get the parcel urgently from the person that brought me the suitcase. I managed to get the guard at the gate to take the parcel for me. You were right, rewards later. I exchanged the cigarettes for bread. My darling, a few weeks have passed since I left you, and it seems a century. The fire burns, all is wet. We live here a dog’s life. The sluts [I knew he meant the Germans] are here as well. Why grumble, we are 300 in the same camp. I am depressed. I am going to work now. I must finish this letter and get it to you. I love you, my darling. Your little man, Max Mantel.”

The story of Madeleine and her son

When my husband Max Mantel was arrested, I was pregnant, but did not know it.



Madeleine Lopato with
her four-year-old son
René in Brussels

He never knew, never met his son, and my son who was born on the 25 April 1943 never knew his father but just Tobias Heitner, who adopted him.

I was running day after day to different places of shelter. Not only the *Gestapo* tried to get me, but also nasty Jews or Belgians from Léon Degrelle's³ clique. If they could catch a Jew, the *Gestapo* paid them 500 Francs per head.

I never knew in the morning where I would sleep at night and that went on from October 1942 when I was called to go to Malines⁴. I did not go when I discovered I was pregnant. The midwife from the clinic was German and she told me I will never have my child if he is a boy. My son was born on 25 April 1943. I took my baby out of the clinic and ran away from the nursing home when they heard I was Jewish. I was afraid. This is why my mother managed to find a room – three walls and one window – and I was hidden with my mother in different places. Gentile people helped us, we always managed to be on our own. I handed over my son to a gentile family, the parents of my friend Jeanne Hofstadt, [...] until the end of the war in 1945.

One evening, after Jeanne had returned from work, she said, "Madeleine, I'm sorry. You're going to have to be very careful. Some high-ranking German officer has moved into the building, and we're all at risk. They have placards on the walls now saying that whoever shelters Jews will be hanged in a public place."

Jeanne and her family couldn't risk their lives for us. It was too much to ask, and it was not something I expected of her. My despair immobilized me. I could no longer go on like this.

"I think," I said slowly, "we'll have to turn ourselves in." Jeanne's eyes grew wide.

"We can't live like this anymore. We've been lucky so far. We've cheated the Germans ... many times. But I can't anymore. There's nowhere to hide."

³ Léon Degrelle (1906–1994) was a Belgian politician who founded the Rexist Party – a nationalist and anti-Communist Belgian political movement of the extreme right, which was active from the 1930s to 1945. He also joined the *Waffen-SS*, the armed wing of the Nazi Party's *Schutzstaffel* (SS), which was involved in massive war crimes and the Holocaust.

⁴ In the Belgian city of Malines/Mechelen the SS established a detention and deportation camp for Belgian Jews and Roma. Between 1942 and 1944 more than 25,000 people were deported from there, most of them to the extermination camp Auschwitz-Birkenau.

The next day, Jeanne returned from work and told me that Aloy Herman had visited the shop. He'd asked after me, and she'd told him I was staying temporarily with her. "He told me to tell you that the war is nearly over," she said. "He asked that you be patient a little longer. He's right. How will Max find you and his son if you hand yourselves over to the Germans?"

Madeleine could no longer stay with Jeanne because it had become too dangerous. So, once more, she had to seek another place to stay. After a nighttime raid by the Gestapo – she told them in Flemish that her son René's father was in Germany – Madeleine decided to accept Jeanne's offer to let her parents take care of René for as long as was necessary.

"Madeleine," Jeanne said. "I've spoken to my parents. They're happy to look after René for you." I tried to speak, but couldn't form any words. "I know, I know," she said. "It must be terribly hard for you – I can't imagine how hard. But it's for the best."

I nodded. "They asked if they could have food coupons for him," she said. "And my mother will tell her neighbors that he is my child. I could always say that I had twins. There's only five days between René and Nicole."

That evening, she and her parents came to fetch René. Just before Christmas of 1943, I handed my son over to them. He was fast asleep and I laid him in his pram, and I wept without restraint. [...] Their names were Antoine and Regine Swinnens, and they took René to live with them at 105 Rue Van Elewyck in Wemmel, a few miles out of Brussels.

I dyed my hair blond and put a lot of make-up to disguise myself. I only spoke Flemish [...]. I was just lucky [to survive].

Madeleine survived the war hidden in Brussels with the help of friends and left Belgium with her second husband Tobias Heitner and René in 1950 to South Africa.

A new life in South Africa

I met Tobias Heitner in 1947. I still hoped to see the father of my son, but I got married to Heitner in October 1949. We left Belgium in 1950 to join the whole Heitner



Delivré en exécution de
l'article 16 de la Constitution

Afgeleverd overeenkomstig
artikel 16 van de Grondwet

*né à Budzanow, Galicie
Sirovecé Parc Chajsz Liba
Jenta, décédés - Et -*

*née à Piotrkow, gouverneur
veuve de Max Mantel*

Conventions matrimoniales :
Huwelijksvoorwaarden:

rien.



Madeleine and Tobias Heitner's
marriage certificate, 1949

VILLE DE BRUXELLES - STAD BRUSSEL

= district

= district



Nous, soussigné, certifions que

Wij, ondergetekende, bevestigen dat

Eobias

Heitner

Orientale, Autriche, le 29 septembre 1898

Rejman, fils de Mendel Heitner et de Chana

Machel

Migdal

nement de Piotrkow, Russie, le 21 mai 1918

fille de Gerszon Migdal et de Basza Baun

ont contracté mariage devant Nous, Officier de
l'Etat Civil de Bruxelles *première* district

vóór Ons, Ambtenaar van de Burgerlijke
Stand van Brussel district

le 15 octobre 1949

op

in het huwelijk

getreden zijn,

M. R. Van den Heuvel

family in South Africa. We arrived in Cape Town on the 24 August 1950 and Tobias opened a raincoat factory. In 1957 I became a South-African citizen by naturalization. Tobias' elder brother Max and his wife Ella had come to South Africa in 1936.

One of the neighbors who visited us the next day [...] was Eva. She came with her husband Dori and infant son, Henry. She was to become my confidante, my best friend – and she still is. She'd lived in Brussels and in Antwerp and spoke French, Yiddish and Flemish. It was Eva who introduced me to the shops in the neighborhoods – where I could buy live chickens, the shohet [ritual slaughterer] who would slaughter them for me and the woman who would pluck the feathers. Yiddish was widely spoken, and most of our neighbors were Lithuanian.

Shortly after we'd arrived, I heard the bell ring and opened the door to find a black man standing there with a bucket, a broom and a feather duster. He had huge holes in his ears with decorated plates in them, and he indicated to me that he wished to clean. Tobias was out with René and Max, so while he was in one room, I locked myself in the other. Then we switched places. Later, Eva laughed at me. "He's a Zulu⁵, Madeleine. Very honest and hardworking. He services our apartment. You don't need to be afraid of him."

As Tobias Heitner was childless, he adopted my son in Johannesburg. He never wanted my son to know about his birth. In Belgium he would never have had a chance to adopt my son. My father-in-law from my marriage to Max Mantel, who was arrested and murdered, would have objected to any adoption, as my son was the only one and the last one to carry the name Mantel, but my in-laws, the Heitners, would have taken me to court had I gone back to my previous name.

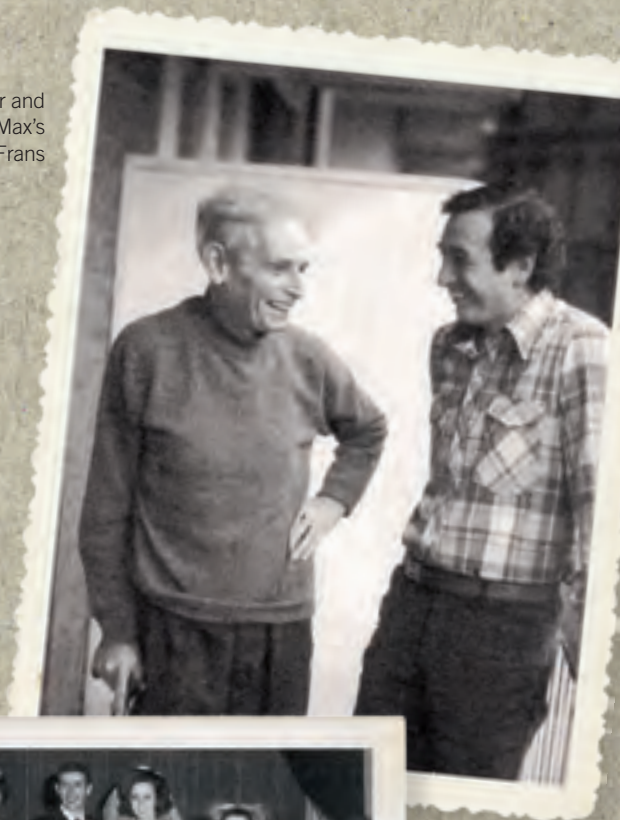
Before I met Tobias Heitner, I had already asked for compensation as a survivor of the Holocaust, for me as a widow and my son as an orphan. When I married Tobias Heitner, he forbid me to carry on with my demands of compensation, he did not want my son to know about the past. To him he had to know he is a born Heitner, later on in life his birth certificate could not lie. This is why I stopped all my claims. Tobias Heitner had destroyed any document related to my life and

⁵ The Zulu (Zulu: *amaZulu*) are the largest ethnic group in South Africa, with an estimated 10-11 million people living mainly in the province of KwaZulu-Natal.



Madeleine Lopato
with her mother

René Heitner and
his uncle, Max's
brother Frans



Madeleine's close friend and main
source of support during the war,
Jeanne Hofstadt-Swinens



Madeleine
and her
mother (right)
at René's
wedding



Madeleine and her son René



his. When Heitner passed away in 1955, I started to collect as many documents to prove that I too was helped by gentiles, and that I handed over my son to them [...]. I went to the Jewish Board of Deputies⁶ to carry on what I had started in Belgium, giving them the few documents I managed to hide from Heitner, but I was told I was too late, the date had expired.

My marriage to Tobias Heitner was only from the 19 October 1949 to the 19 October 1955. Eventually, a few months after Tobias Heitner passed away, I told my son who his real father was, and that he was born René Leon Mantel, which was changed when we arrived in South Africa to René Leon Heitner.

In January 1960 I was remarried to Isaac Lopato, he too passed away, in 1962, he had cancer. This made me again a widow [...].

My life was a drama, I am writing my life story for my grandchildren and great grandchildren to learn about their roots. I suffered a lot during the war, never knew if I will be able to sleep in the same place for a few days.

Here in Africa, my life was very difficult. I was the only one speaking English, what I learned in Brussels, and also German. My husband Tobias Heitner only spoke French to me and my son – “his” son. But with the Heitner family, it was only German.

I have been working in the same place for 35 ½ years and I got notice in November 1997, due to being replaced by one of my African workers. I was supervising a block of 60 flats: collecting rent, making wages – all the work of an estate agent.

I must be made out of iron to have resisted my life out of the camps during the last war. I just moved to a retirement home, in case I need care. I try to manage with my South African pension and a little help.

With her fourth husband Michel, Madeleine “found the love, friendship and sense of belonging that eluded me for so many years,” as she describes in

⁶ The central representative institution of the South African Jewish community.

her book, which “has been printed with my tears and not with ink”. The book ends with the following sentences:

My story is not finished. I look forward, and less and less back. It is a life that has been worth fighting for.

René Heitner

Madeleine Lopato’s son Dr. René Heitner – the former hidden child – became a well-respected paediatrician and researcher in Gaucher’s disease, an autosomal recessive disease and the most common lysosomal storage disorder. Many children who would otherwise have died are now benefiting from therapies introduced as a result of Dr. Heitner’s persistence and devotion to his patients. He was granted an Honorary Fellowship of the Royal College of Paediatrics and Child Health.

René, “our son”, became a very nice young man. His ambition was to be a doctor. He was Elizabeth [Taylor] and [Richard] Burton’s doctor when they were remarried in Botswana. René was chosen among his colleagues. To the whole world he became the best paediatrician. He travelled non-stop to give talks about the “Gaucher disease”, not only in children, but also in adults. Mother Teresa helped children with food, shelter etc., René saved lives ... What Hitler would have had destroyed ... He has three children and six grandchildren.

René saved hundreds, if not thousands of people, mainly children. I saved him from the claws of the *Gestapo*. When he came back to me from where he was in hiding with Catholic people, he called me “Madam who cry [sic!] when she sees me”.

I worked like a slave to give him a good and happy life and especially a good education. And this is what he did for his children. Unfortunately he had no time for himself and neglected his health. He passed away on the 13 January 2011 in Johannesburg – he had told all his friends, family and doctors not to tell me how dangerously ill he was. I only discovered two weeks before he passed away what was wrong with him. He is missed by the whole world as the best paediatrician and doctor. He has not been replaced.

Madeleine Lopato on 21 May 2013, celebrating her 95th birthday. She is proud that she still drives her car.



To My Fellow Nonagenarian, Madeleine

It is my privilege to wish you a very happy birthday and it is my wish that I will greet you again when we both turn 100!

Best wishes.

Mandela

Birthday card from Nelson Mandela

Righteous Among the Nations

The following passage about how Madeleine Lopato was helped by her friend Jeanne Hofstadt-Swinnens was taken from the website of Yad Vashem, Israel's official memorial to the victims of the Holocaust.⁷

Madeleine Mantel (later Lopato) worked at the Uniprix Department Store, in Brussels – the only Jew on the staff of more than 200, during the occupation period. Her close friend Jeanne Hofstadt worked in the same department and was to become her main support during the war. It is told that when the yellow star badge edict came into force in May 1942, the director, Mr. Puissant, ordered all personnel to wear it for a couple of days as a token of solidarity. As for Madeleine, she continued to work there for the rest of the war, and whenever danger threatened, she was helped by Jeanne and other workers to hide or flee in time. Madeleine's husband, Max Mantel, whom she had married in 1942, was arrested on August 6, 1942 and sent to a forced labor assignment in northern France. In September 1942, she received a summons to report to Malines/Mechelen camp, when a stranger delivered her a note from her husband in Calais (working on the Atlantic Wall), urging her to go into hiding. She was at the time pregnant, and her son René was born on April 25, 1943. She had no further word from her husband, who was later deported to Auschwitz, and did not return. As for her baby, he was hidden in the countryside home of Jeanne Hofstadt's parents, in Wemmel (a northern suburb of Brussels). Madeleine and her mother were at times hidden in Jeanne's home and other locations, whenever the need arose. At times, Jeanne would take care of Madeleine's baby, telling people that it was a twin to her own daughter.

On August 25, 1988, Yad Vashem recognized Jeanne Hofstadt-Swinnens as Righteous Among the Nations.

⁷ <http://db.yadvashem.org/righteous/family.html?language=en&itemId=4015286> (9 August 2013).



● Wien

● Italien

● Spanien

● Simbabwe



Alfred Paul Hitschmann was born in Ljubljana (Laibach) in today's Slovenia in October 1919 to Jewish parents. He lived in Vienna and escaped to Italy with his mother and his brother in 1938. In November 1940, he was arrested in Milan and incarcerated, initially in a prison and later in the Tortoreto internment camp (Province of Teramo). In June 1943 he was moved to the Istonio Marina camp (Province of Chieti). In September 1943, he managed to flee the camp. He lived in hiding in the Gran Sasso mountains until the war was over. Later, he served in the 8th Army of the British Army which conducted campaigns in North Africa and Italy, and as an investigative officer for war crimes at the Judge Advocate General HQ. In 1948 he emigrated to present-day Zimbabwe. Today, Mr. Hitschmann lives in Spain.

Mein „holpriges“ Deutsch

Alfred Paul Hitschmann Spanien, geboren 1919 Spain, born 1919

Alfred Paul Hitschmann wurde im Oktober 1919 als Sohn jüdischer Eltern in Ljubljana (Laibach) im heutigen Slowenien geboren. Er lebte in Wien und flüchtete 1938 mit seiner Mutter und seinem Bruder nach Italien. Im November 1940 wurde er in Mailand festgenommen und zunächst in einem Gefängnis und später im Internierungslager Tortoreto (Provinz Teramo) festgehalten. Im Juni 1943 wurde er in das Lager Istonio Marina (Provinz Chieti) verlegt. Im September 1943 konnte er aus dem Lager flüchten. Bis zum Kriegsende lebte er versteckt in den Gran-Sasso-Bergen. Er diente später in der 8. Armee des Britischen Heeres, die in Nordafrika und Italien eingesetzt wurde, und als Untersuchungsoffizier für Kriegsverbrechen beim *Headquarter des Judge Advocate General*, des britischen Militärgerichts. 1948 emigrierte er in das heutige Simbabwe. Heute lebt Herr Hitschmann in Spanien.

Die hier abgedruckten Erinnerungen von Alfred Paul Hitschmann wurden bereits im Rahmen eines Artikels von Renate S. Meissner veröffentlicht.¹

Mein Bruder und ich wurden mehrere Male während des März 1938 in Wien von der NSDAP verhaftet und mussten Trottoirs und Mauern waschen oder die Slogans² abkratzen. Es gelang uns sowie unserer Mutter, ein Ausreisevisum zu bekommen, und wir fuhren nach Mailand. Mein Vater gab seine Rechtsanwaltskanzlei in Wien auf und emigrierte nach Prag, [in] seine Heimatstadt. Er war in Böhmisches Leipa geboren. Am Anfang war es ihm möglich, uns Geld zu schicken, bis er verhaftet und in das KZ Theresienstadt gebracht wurde. Wir haben ihn nie wiedergesehen.

Die Lebensverhältnisse wurden dann ziemlich schwer bis November 1940, als mein Bruder und ich ins Gefängnis von Mailand kamen. Nach drei Jahren im KZ³ und unserer Befreiung dienten wir beide in der englischen Armee. Die italienischen KZ-Verhältnisse waren primitiv und das Essen sehr einfach. Wenn man kein Geld hatte, musste man den Gaben der italienischen Bevölkerung dankbar sein. Die Zeit der Flucht in den Bergen war schwer, und da ich Malaria bekam und keine Medizin bekommen konnte, waren es wieder die italienischen Bauern, die mein Leben retteten.

Meinem Vater gelang es von Prag aus, uns temporäre tschechische Pässe zu verschaffen, die natürlich dann vom deutschen Konsul in Mailand eingezogen wurden. Mein österreichischer Pass wurde mir bei der Verhaftung in Mailand abgenommen.

1948 emigrierte ich mit meiner Frau und meinem Sohn nach Südrhodesien⁴. Da ich keinen Pass hatte, gaben mir die italienischen Behörden einen Nansen-Pass.⁵ In Südrhodesien wurde ich eingebürgert, und im Oktober 1979 erwarb ich wieder die österreichische Staatsbürgerschaft. Obwohl ich in Laibach geboren wurde, bin ich nie jugoslawischer Staatsbürger gewesen.

¹ Renate S. Meissner, „Entheimatet“. Erinnertes Leben – erzähltes Gedächtnis aus fünf Kontinenten. In: Institut für Geschichte der Juden in Österreich (Hg.), *Juden in Mitteleuropa*, Ausgabe 2006, S. 67–78.

² Jüdische Männer und Frauen wurden von SA-Mitgliedern, Angehörigen der HJ und NS-Sympathisanten gezwungen, mit Reib- und Zahnbürsten Kruckenkreuze und Schuschnigg-Wahlparolen von Gehsteigen und Hauswänden zu waschen.

³ Mit KZ sind hier und im Folgenden die italienischen Internierungslager gemeint.

⁴ Das heutige Simbabwe.

⁵ Ein 1922 vom Forscher und Hochkommissar des Völkerbundes für Flüchtlingsfragen, Fridtjof Nansen, entworfenen Pass für staatenlose Flüchtlinge und Emigranten, für den er mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde.

Magistrat der Stadt Wien

Magistrats-Abteilung 61, Bevölkerungswesen

67366

M.-Abt. 61 -

Zum Amtsgebrauch für

S5.- Verwaltungsabgabe entrichtet.

Wien, am 14. JULI 1948



Auszug aus der Heimatrolle

Vom Magistrat der Stadt Wien wird bestätigt, daß

Alfred Paul Hitschmann

Beruf:

Textiltechniker

Stand:

angest. verh.

geboren am:

20. Sept. 1919

in

Laibach

pol. Bezirk:

Laibach

Land:

Jugosl.

am*)

13. März 1938

das

Heimatrecht in Wien

PAH - 7713/25

) besessen hat.



Der Bürgermeister:

L.A.:

Auszug aus der Heimatrolle von Alfred Paul Hitschmann, in dem sein Heimatrecht in Wien bestätigt wird. Dieses Dokument entspricht dem heutigen Staatsbürgerschaftsnachweis.

*) Zum Nachweis der Staatsbürgerschaft gemäß § 1 des Staatsbürgerschafts-Überleitungsgesetzes vom 10. VII. 1945, St. G. Bl. Nr. 59, ist u. a. der Besitz des Heimatrechtes am 13. III. 1938 erforderlich.

Die Einfügung eines nach dem 30. VI. 1939 legenden Datums ist ungesetzlich, weil mit diesem Tage das Heimatrecht abgeschafft wurde.

SOUTHERN

RHODESIA

ALFRED PAUL HITSCHMANN



PERMANENT RESIDENCE PERMIT

No. **1132**

Office of Issue

Year

1948

Place and date of issue



The bearer is permitted to enter Southern Rhodesia on any date before the **Tenancy 1949** for permanent residence therein (subject to compliance with the provisions of the Immigrants' Regulation Act [Chapter 60], as amended from time to time) through one or other of the undermentioned ports of entry, that is to say:

Victoria Falls,
Bulawayo,
Beit Bridge,
Chirundu.

Umtali,
Salisbury,
Mtoko.

W. W. Zand
Chairman,
Alien Immigrants Selection Board.



- Particulars of the Permit
No. **EINGEINGANG**
Place of Issue **6. MAI 1957**
Date of Issue **6. MAI 1957**
- Arrived on _____ (date)

Immigration Officer.

Alfred Paul Hitschmann

Herrn Hitschmanns Aufenthaltsbewilligung für das
ehemalige Südrhodesien (heutiges Simbabwe)

„Die Zeit der Flucht in den Bergen war schwer, und da ich Malaria bekam und keine Medizin bekommen konnte, waren es wieder die italienischen Bauern, die mein Leben retteten.“

Ich möchte noch erwähnen, dass meine Mutter von italienischen Freunden aufgenommen wurde und glücklicherweise den Krieg überlebte. Es gelang mir, sie nach Südrhodesien zu bringen, und sie war mit uns bis zu ihrem 80. Lebensjahr.

Ich möchte noch mitteilen, dass mir nach zirka sechzig Jahren ein Opferausweis⁶ zugestellt wurde. *I am also very grateful to the Nationalfond[s] of Österreich for this sincere gesture of goodwill⁷ and also that the Heimat hat uns survivors noch nicht vergessen [Ich bin dem Nationalfonds von Österreich auch sehr dankbar für diese aufrichtige Geste des guten Willens und auch dafür, dass die Heimat uns Überlebende noch nicht vergessen hat].*

Bitte entschuldigen Sie mein „holpriges“ Deutsch, ich habe wenig Gelegenheit, es zu sprechen. Vielen Dank für das Interesse an den *survivors* [Überlebenden]!

⁶ Personen, die nach dem österreichischen Opferfürsorgegesetz als Opfer des Nationalsozialismus anerkannt werden, haben die Möglichkeit, einen Opferausweis zu erhalten. Damit gehen kleinere finanzielle Vorteile und verschiedene Bevorzugungen bei behördlichen Stellen einher.

⁷ Der Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus leistet unter anderem eine symbolische „Gestezahlung“ in Höhe von je 5.087,10 Euro an überlebende Opfer des Nationalsozialismus als Anerkennung für erlittenes NS-Unrecht.





Susanne Wolff kurz
bevor sie Wien
verlassen musste

Susanne Wolff was born in Vienna on 1 November 1920 and grew up in an upper class family. After the "Anschluss", she was able to flee to Kenya. Once there, she had to marry a stranger in order to be able to stay. It was an unhappy marriage which ended in divorce. Susanne Wolff married a second time and, when the war was over, emigrated to Great Britain with her husband and children. In 1960 she returned to Austria and passed away in Kitzbühel in 2008.

Meine sogenannte Emigration

Susanne Wolff Österreich, geboren 1920 Austria, born 1920

Susanne Wolff wurde am 1. November 1920 in Wien geboren und wuchs in großbürgerlichen Verhältnissen auf. Nach dem „Anschluss“ konnte sie nach Kenia flüchten. Dort musste sie, um bleiben zu können, einen Mann, den sie nicht kannte, heiraten. Die Ehe war nicht glücklich und wurde später geschieden. Susanne Wolff heiratete erneut und übersiedelte nach dem Krieg mit ihrem zweiten Ehemann und ihren Kindern nach Großbritannien. 1960 kehrte sie nach Österreich zurück, wo sie 2008 in Kitzbühel verstarb.

Beim nachfolgend abgedruckten Text handelt es sich um eine redigierte Fassung eines Interviews, das Univ.-Prof. Dr. Albert Lichtblau 1997 mit Susanne Wolff in Kitzbühel geführt hat.¹ Der Nationalfonds bedankt sich bei der USC Shoah Foundation (<http://sfi.usc.edu>) für die Erlaubnis zur Verwendung des Interviewtranskripts.

Können Sie mir Ihren Namen sagen?

Mein Name ist Susanne Wolff. [...]

Hatten Sie noch andere Familiennamen?

Mein Geburtsname war Weiss. Ich war zweimal verheiratet. Mein erster Mann hieß Seemann. [...]

Und wann sind Sie geboren? Und wo sind Sie geboren?

Ich bin geboren am 1. November 1920. Ich bin in Wien geboren. Wien, Österreich. [...]

Haben Sie Ihre Großeltern gekannt?

Also meine Großeltern mütterlicherseits hab ich sehr wohl gekannt. Die Eltern meines Vaters hab ich nur ganz wenig gekannt, weil meine Mutter sich sehr früh hat scheiden lassen, als ich zwei Jahre alt war, und später, als ich sechs, sieben Jahre alt war, hab ich sie dann manchmal besucht. Ich glaube, sie kamen aus Leipzig oder Dresden, er war Großholzhändler, und sie haben dann in Wien gelebt. Wann sie nach Wien gekommen sind, weiß ich nicht. Das war eine große Familie, mit vielen Schwestern und Cousins, aber die hab ich alle nur sehr oberflächlich gekannt, leider. Mein Großvater ist noch vor Hitler gestorben, meine Großmutter ist dann zu ihrer Tochter, meiner Tante, nach Košice² gegangen und ist verschleppt worden, umgekommen, mit meiner Tante und ihrem Mann und deren Tochter.

Und wie ist es bei den mütterlichen Großeltern?

Meine Großmutter war eine geborene Regensteif, Großvater war aus Prag. Sein Name war Paul Hasterlik, er war Arzt in Wien. Er hat unter Billroth³ studiert und war

¹ USC Shoah Foundation: Visual History Archive, Interview Code 32292. Transkript Freie Universität Berlin, 2012 (eingeschränkter Zugang über <http://www.vha.fu-berlin.de>).

² Stadt in der Slowakei.

³ Theodor Billroth (1829–1894), bedeutender deutsch-österreichischer Chirurg.

ein sehr angesehener Mann. Meine Großmutter war eine wunderbare Klavierspielerin, sie haben immer sehr viel musiziert, haben in der Wickenburggasse gewohnt, und das war ein sehr, sehr schönes bürgerliches Haus. Meine Großmutter ist noch vor Hitler gestorben. Mein Großvater ist verschleppt worden nach Theresienstadt.

Haben Sie ihn gut gekannt?

Ja, sehr gut. Er war überhaupt meine Lieblingsperson in meiner Jugend. Er hat sich manchmal um mich gekümmert.

Können Sie ihn beschreiben? Was war er für ein Charakter?

Er war ein stattlicher, großer Mann mit weißem Bart und an allem interessiert. Er hat sehr viel gelesen, liebte die Natur und die Tiere und hat sehr viele Freunde gehabt. Und dann wurde er pensioniert. Er ist Zahnarzt gewesen. Er hat die meisten Leute umsonst behandelt, und er war ein angesehener, wunderbarer Mensch. Er hat nie an Schlechtes gedacht. Und wie der Hitler gekommen ist, sagte er: „Das kann nicht sein. Das gibt es nicht, dass es so schlechte Menschen gibt. Das wird sich alles ändern.“ Und er hat eine Jugendliebe gehabt, und die hat keine Möglichkeit gehabt wegzugehen, und er ist wegen ihr geblieben. Die Frau ist verschleppt worden, und er ist dann auch verschleppt worden. Also das war tragisch. Man hat schon ein Affidavit [Bürgerschaftserklärung] gehabt für ihn und seine zwei Töchter, meine Mutter und die andere Tochter, die mit Heimito von Doderer⁴ verheiratet war. Die waren schon im Ausland und haben alles versucht, ihn rauszukriegen. Aber aus Liebe zu dieser Frau ist er nicht weggegangen. Ich habe noch viele Briefe, in denen er immer noch Hoffnung zeigt und meint, dass alles wieder gut wird, und er alle beruhigt. Und einmal hat man ihn sogar aus der Tramway hinausgeschmissen, und er hat sich dabei die Hüfte gebrochen. Er hat Freunde gehabt in Wien, die arisch waren und auf ihn aufgepasst haben. Und nie hat er in seinen Briefen irgendetwas erwähnt. Er war ein Heiliger. Das war das Traurigste in unserer Familie.

Ich habe noch eine kleine Schwester, die ist die Tochter von meinem Stiefvater, die ist fünf Jahre jünger als ich. Sie ist katholisch erzogen worden und ist mit 13 zu einer Pfarrersfrau in die deutsche Schweiz gekommen.

⁴ Österreichischer Schriftsteller (1896–1966).

Sie haben erwähnt, dass sich Ihre Eltern getrennt haben. Was war Ihr Vater?

Mein Vater war Bankier, wahrscheinlich in einer Privatbank. Einmal hab ich gehört, dass er diese Bank zugrunde gerichtet hat. Das waren meistens Verwandte, die ihr Geld dort angelegt haben. Also ich hab immer Negatives über meinen Vater gehört von meiner Mutter, die hat ihn scheinbar nicht sehr gern gehabt.

Haben Sie ihn gekannt?

Ich hab ihn gekannt. Er war ein schlanker, rothaariger, eleganter Herr, der meistens im Sanatorium war zur Erholung. Angeblich war er Spieler, er ist zu Pferderennen gegangen und war sehr viel im Kaffeehaus. [...] Ich glaube, dass wir in der Felix-Mottl-Straße in einer kleinen Villa gewohnt haben. Und meine Mutter hat mir später erzählt, dass er nie Geld gehabt hat für die Kohle [zum Heizen] und dass er, wenn er spät aus dem Kaffeehaus gekommen ist, mich seinen Freunden gezeigt hat und mich dann aus der Wiege genommen hat und dann auf dem Tisch liegen gelassen hat und solche Sachen. Also er war weder ein guter Vater noch ein guter *provider* [Versorger]. Aber er war ein interessanter Mann scheinbar, intelligent, mit viel Humor. Ich habe nicht viel mit ihm zu tun gehabt. Nur als ich dann ausgewandert bin, da musste er mir eine Bestätigung geben, dass ich noch unter 18 das Land verlassen kann. Da hab ich ihn gesehen. Einmal noch vor meiner Abreise bin ich in die Wickenburggasse gegangen, da war ein Kaffeehaus rechts, da ist er dringesessen, hat auf mich gewartet, und ich bin an ihm vorbeigegangen. Schrecklich, was man so macht. Weil ich wusste durch die ganzen Jahre hindurch, dass er ein Antipode [hier: Mensch von entgegengesetzter Geisteshaltung] in unserer Familie war. Und ein Kind spürt das, wenn sich sein Vater nicht um es kümmert. So bin ich vorbeigegangen. Und er ist dann elend zugrunde gegangen. In Wien noch.

Er ist nicht aus Österreich, oder aus Wien, weggekommen?

Er ist erstickt, mit einem kleinen Petroleumofen in einer Toilette oder irgend so etwas Furchtbares.

Hat er Selbstmord begangen?

Das weiß ich nicht. Das weiß ich nicht. Und ich kann's auch nicht mehr erfahren, weil ich mit gar keinen Verwandten von dieser Seite mehr in Kontakt bin. Weil die Großmutter und seine Schwester, die sind in Košice alle umgekommen. [...]

Ihre Mutter, Sie haben gesagt, dass sie aus einer bürgerlichen Familie kommt. Ärztefamilie. War sie ein Einzelkind?

Nein, sie hat eine Schwester gehabt, die älter war und die eigentlich ihr ganzes Leben bei ihren Eltern gelebt hat. Und als der Großvater noch Zahnarzt war, war sie seine Assistentin. Aber sie war auch eine wunderbare Klavierspielerin. Sie hat Unterricht gegeben, war am Konservatorium. Aber sie war, ich weiß nicht, wie lang, sehr lange, verlobt mit dem Herrn Doderer. [...]

Wie hieß die Schwester Ihrer Mutter?

Auguste, Auguste Hasterlik.

Sie haben erwähnt, dass Ihre Mutter sich getrennt hat von Ihrem Vater, und sie hat Sie gehabt als Kind. Was hat Ihre Mutter gemacht? Also wovon hat sie gelebt oder wie ist das weitergegangen?

Kurz bevor sie sich hat scheiden lassen, hat sie einen Julius Koritschoner⁵ kennengelernt. Das war ein sehr reicher Mann in Österreich, aber er war abhängig von Morphinum. Und sie hat, während mein Vater in einem gewissen Sanatorium war, diesen Koritschoner kennengelernt und hat sich in ihn verliebt. Ich war damals zwei, drei Jahre alt. Er hat eine Weltreise gemacht, und er hat vom Schiff immer wieder geschrieben. Er hat krampfhaft versucht, von diesem Morphinum wegzukommen. Das sind wunderbare Briefe, die hab ich alle hier. Sehr traurig. Und während er auf dieser Reise war, merkte meine Mutter, dass sie ein Kind erwartet. Sie hat ihm telegraphiert, und er war hocherfreut und hat ausgemacht, dass sie sich in New York treffen und dort heiraten. Das war auch so. Und dann sind sie eben nach Wien. Und meine Mutter hat das Kind erwartet. Da haben wir sechs Monate im Hotel Imperial gewohnt, während er ein Palais gekauft hat und ganz modernisiert hat. Und sie sind dann nach Neapel und so was, mit dem Baby. Naja, und dann sind wir in dieses herrliche Palais eingezogen, in der Johann-Strauß-Gasse, und ich kann mich erinnern: Es war immer düster und leer, ich mein, da war nicht das Palais, die Innenarchitektur, düster, sondern die Atmosphäre. Weil meine Mutter war, das hat sie mir Jahre später erzählt, nach drei *shots* [Injektionen] abhängig. Also Morphinumshots.

⁵Jüdischer Geschäftsmann und Industrieller (geb. 1891, beging 1928 in Istanbul, verarmt und Morphinum-abhängig, Selbstmord).

Wissen Sie, warum sie begonnen hat?

Sie muss begonnen haben, nachdem sie das Kind gekriegt hat, glaube ich. 1925, 1926. Und ich hab auch in meinen Briefen geschrieben: „Wieso war das, Mami?“ Wir haben einen Butler gehabt, wir haben eine Köchin gehabt. Die Küche war unten, mit einem Aufzug, es gab eine Halle mit hundert Lampen, so wunderbaren rechteckigen Milchglaslampen. Ich kann mich erinnern an eine schöne Stiege nach oben, und ihr Schlafzimmer war mit einer Schiene, das Bett konnte man immer rausschieben, und da war ein herrlicher Vorhang. Und meine Mutter hab ich immer nur gesehen am Abend, im Abendkleid vorbeihuschen. Da war ich ungefähr sechs.

Und es waren nie Gäste da. Es war leer, nichts. Und dann wollte ich einen Trittturm haben, da hat sie gesagt: „Es ist kein Geld da.“ Hab ich schon als Kind nicht verstanden, wir haben alles gehabt, aber kein Geld für einen Trittturm? Und ich bin dann zu der Zeit in eine Privatschule gegangen, vis-à-vis war das, da ist der Belvedere-Garten, da war ich in einer Privatschule mit den Rothschild-Kindern⁶. Kurz. Ich glaub, die können sich nicht erinnern an mich.

Das heißt, Ihre Mutter ist Morphinistin geworden, als Sie noch sehr klein waren?

Ja.

Wie hat sich das ausgewirkt auf Sie?

Ich hab nur bemerkt, dass ich keinen Kontakt mit ihr hatte während des Tages. Und ich am Abend, wann sie vorbeigekommen ist, nicht richtig mit ihr gespielt oder gesprochen hab. Meine Schwester hat eine *nanny* [Kindermädchen] gehabt, ich hab eine englische Gouvernante [Erzieherin] gehabt. Das war kein Familienleben. Das kann sich kein Mensch vorstellen. Nun gut, heute kann ich mir vorstellen, dass, wenn ein Mensch abhängig ist von irgendwelchen *drugs* [Drogen], dass er kein normales Leben führen kann. Das geht nicht.

Das heißt, Sie sind vor allem von Kindermädchen erzogen worden?

Ja, von Kindermädchen. Ich kann mich überhaupt nicht an irgendwas Normales er-

⁶ Die Rothschilds sind eine ursprünglich aus Deutschland stammende jüdische Bankiersfamilie, die vor allem im 19. Jahrhundert einflussreiche und wichtige Geldgeber der europäischen Staaten waren.

Susanne Wolff
als Kind



Maria „Mia“
Hasterlik-
Koritschoner,
die Mutter von
Susanne Wolff,
in den 1920er-
Jahren



Tante Auguste
Hasterlik (links) und
Großvater Paul
Hasterlik (rechts) mit
einer unbekannten
Dame, 1920er-Jahre

Ernst Weiss und Maria
Hasterlik, die Eltern
von Susanne Wolff,
1920er-Jahre



innern. Und dann der Koritschoner. Seine Geschäftspartner waren der Castiglioni⁷ und der Bosel⁸, das waren sehr verruchte Geschäftsleute. Das hab ich nur Jahre später erfahren, in einem Buch vom Milan Dubrovic⁹, in dem meine Mutter et cetera beschrieben wird. Und da schreibt er, sie war mit einem Krösus verheiratet. Und dann, dass er sich übernommen hat, Plantagen hat er gehabt, in Tanganjika¹⁰, Sisalplantagen¹¹, ist oft dort hingefahren. Das war eine Sensation. Wir haben damals auch schöne Sachen gehabt aus Afrika. Und dann hat er eine Auktion aufgenommen über irgendetwas Großes, ich weiß nicht, was es war. Das muss in Paris gewesen sein. Und da hat er verhandelt, und während er verhandelt hat, hat er sein Taschentuch rausgezogen, und da sind diese Dinger vom Morphinum, diese Folie oder wie heißt das, herausgefallen. Und da haben die Leute gesehen, dieser Mann ist abhängig, und er hat wahnsinnig viel Geld verloren. Und alles ist krachen gegangen. Das war vor 1929 oder 1928, und er hat dann meine Mutter betrogen mit einer berühmten Schauspielerin, der Maria Orska¹². Also alles ist drunter und drüber gegangen. Ich hab das alles nicht gewusst. Man hat meine Schwester, die damals zwei oder drei Jahre alt war, und mich, ich war sieben oder acht, in ein Kinderheim gesteckt nach Ober St. Veit, zum Doktor Almoslino¹³. Und da waren wir dann drei Jahre oder so. Ich hab meine Mutter höchstens einmal im Jahr gesehen. Und dieser Koritschoner war dann ganz unten, seelisch und physisch, und sie hat ihn noch einmal getroffen, und er hat sie gebeten, ihm einen Overall zu kaufen. Er will in die Türkei, Steine klopfen, sozusagen, weil dort konnte man das Morphinum leicht bekommen, und ist eben dorthin. Und sie hat nie einen Totenschein bekommen, aber hat erfahren, dass er gestorben ist. Während ich gehört hab, im Kinderheim, er ist mit einer Tänzerin nach Paris. Das weiß ich bis heute nicht, und sie auch nicht. Also, wenn Sie glauben, das stimmt nicht, diese Geschichte ist nicht erfunden. Das ist wahr. Es ist schrecklich.

⁷ Camillo Castiglioni (1879–1957), italienisch-österreichischer Industrieller, Börsenspekulant und Luftfahrtpionier, der in den 1920er-Jahren durch Spekulationen mit Firmenbeteiligungen zu Reichtum gelangte. In der Folge verlor er durch Fehlspekulationen wieder einen Großteil seines Vermögens.

⁸ Sigmund Bosel (geb. 1893), österreichischer jüdischer Kaufmann, Unternehmer, Bankier und Spekulant, kurzfristig einer der reichsten Männer Österreichs, spielte eine unrühmliche Rolle in einem der größten Finanzskandale im Österreich der Zwischenkriegszeit, dem Postsparkassenskandal, den er mitverursacht hatte und im Zuge dessen er selbst einen Großteil seines Vermögens verlor. Am 6. Februar 1942 wurde er von den Nationalsozialisten nach Minsk deportiert und noch während des Transports von einem SS-Mann ermordet.

⁹ Milan Dubrovic, Veruntreute Geschichte. Die Wiener Salons und Literatencafes, Wien 1985.

¹⁰ Heutiges Tansania.

¹¹ Die Sisal-Agave ist eine für die Faserproduktion bedeutende Faserpflanze. Tansania ist bis heute einer der größten Produzenten dieser Fasern weltweit.

¹² Russisch-jüdische Schauspielerin (1893–1930), verheiratet mit dem Berliner Bankier Baron Hans von Bleichröder. Maria Orska war Morphinum-abhängig und beging 1930 in Wien Selbstmord.

¹³ Der Kinderarzt Dr. Otto Almoslino betrieb in der – heute nicht mehr bestehenden – „Villa Auersperg“ am Roten Berg in Hietzing, die seiner Frau Ilse gehörte, ein Heim für jüdische Kinder.

Sie haben gesagt, Sie sind drei Jahre in diesem Kinderheim in Ober St. Veit gewesen. Wie ging's dann weiter? Also was war das genau? Das war eine Schule? Oder ein Internat mit Schule?

Das war alles. Das war ein Riesenkompex und sehr schön. Ich glaub, es grenzt an den Lainzer Tiergarten. Das war so auf einem Hügel. Und der Doktor Almoslino war auf Gesundheit eingestellt, und die größeren Kinder waren in der Nacht in Baracken, bei denen die Vorderseite offen war. Das war im Jahre 1928, das war der kälteste Winter überhaupt, da war 25 Grad unter null. Und ich hab geschlafen da, mit sechs Steppdecken, weil jede Nacht war mir schlecht vor lauter Kälte. Aber kein Mensch hat sich gekümmert. Ein- oder zweimal ist irgendein Großvater gekommen, oder eine Großmutter. Wir waren damals ziemlich arm. Und da waren, ich kann mich erinnern, da waren lauter ungewollte Kinder von reichen Leuten. Das war mein Eindruck. Da waren Kinder, die waren total verrückt und nervös, und teilweise waren da sehr nette Burschen, George und Wodack. Und ich hab damals den ersten jüdischen Unterricht gehabt. Mein Vater hat insistiert, dass ich den Glauben behalte, und mein Lehrer war der Professor Taglicht¹⁴. Der ist in die Klasse gekommen und hat gesagt: „Kinder, jüdeln¹⁵ verbitt ich mir.“ Und da ist mir aufgefallen, dass es nicht richtig ist. Das hab ich mir bis heute gemerkt. Und auf der anderen Seite haben wir auch Tanzunterricht gehabt. Da war ein wunderbares Glashaus, so eine Orangerie, und da hab ich Tanzunterricht gehabt von einer berühmten Tänzerin. Den Namen hab ich vergessen.

Sie haben den Rabbiner Taglicht erwähnt, wie bewusst war es Ihnen damals, als Kind, dass Sie jüdisch waren?

Gar nicht. Gar nicht. Aber ich war sehr lernfreudig. Das hat zwar bald wieder aufgehört, aber das hat mich interessiert. Er hat Hebräisch unterrichtet, und wir haben das *Schma Israel*¹⁶ gelernt. Ich kann die ersten drei halben Sätze auswendig nachsagen. Ich hab das so angenommen, so ist es. Erst später ist mir das bewusst geworden, irgendwie, weil ich eine Minorität war, insofern, weil meine Schwester katholisch erzogen wurde. Wir haben in Grinzing gelebt, und sie sind in die Kirche gegangen am Sonntag und zu Fronleichnam.

¹⁴ Dr. Israel Taglicht (geb. 1862), Rabbiner in Wien, wurde 1938 von den Nationalsozialisten öffentlich gedemütigt und floh daraufhin ins Exil nach Cambridge, England, wo er 1943 starb.

¹⁵ „Jüdisch“ sprechen, indem etwa jiddische Ausdrücke in den Sprachgebrauch einfließen. Das „Jüdeln“ wurde in der damaligen Öffentlichkeit – neben einem oft humoristischen, „jüdisch-internen“ Gebrauch – immer öfter auch als antisemitisches Stilmittel eingesetzt.

¹⁶ Bestandteil des täglichen jüdischen Gebets.

Warum ist Ihre Schwester katholisch erzogen worden?

Weil der Koritschoner katholisch war. Aber ich glaube, er war auch jüdischer Abstammung.

Und hat sich Ihre Mutter dann taufen lassen?

Meine Mutter war schon katholisch geboren. Dadurch, dass mein Großvater bei der Gemeinde, also im Allgemeinen Krankenhaus gearbeitet hat, musste er sich taufen lassen. Und seine zwei Töchter sind dann schon katholisch geboren. Oder ich weiß es nicht, ob sie jüdisch geboren ist oder es erst durch die Heirat mit meinem Vater geworden ist. Wie sie dann den Koritschoner geheiratet hat, ist sie konfessionslos geworden, das war zu viel. Sie könnt das besser erklären, sie sitzt da auf einer Wolke wahrscheinlich. Naja, jedenfalls mit der Religion haben wir nicht sehr viel zu tun gehabt. Wir haben's dann, wie der Hitler gekommen ist, erst gemerkt, muss ich sagen.

Was haben Sie als Kind für ein Gefühl gehabt, also wo Sie dazugehören?

Es war mir lästig. Weil ich war in der Schule, und ich musste aber immer an speziellen Tagen, es war meistens ein Donnerstag, zum Unterricht. Ich hab keine Beziehung dazu gehabt. Ich war, bis ich nach Kenia gekommen bin, nicht einmal in der Synagoge und hab eigentlich mich als Wienerin gefühlt und nicht bewusst als Jüdin. Ich hab mich aber irgendwie doch dann, wie ich größer geworden bin, mehr an die jüdischen Kinder angepasst, das hat mich irgendwie, vielleicht unbewusst, angezogen, nicht? Sagen wir, privat. In dieser Hauptschule in der Kreindlgasse waren gar keine Jüdinnen. Ich kann mich nicht an eine Jüdin erinnern.

Haben Sie damals Antisemitismus erlebt oder gespürt?

Nein. Weil ich eben nicht so war. Ich war blond. Wenn man das nicht von den Eltern her kriegt oder irgendwie forciert worden ist oder freiwillig möchte, hat man's nicht in sich. Ich hab zum Beispiel erst Jüdeln und so gelernt, wie ich in der Emigration war. Meine Mutter hat immer gesagt: „Jüdel nicht, schlag nicht mit den Türen, sag nicht immer Gott.“ Und da ist noch was anderes gewesen, das hab ich vergessen. Meine Mutter, wir waren eigentlich alle sehr antisemitisch. Na, nicht direkt antisemitisch, wir wollten nicht, ich kann das nicht erklären. So kann man das nicht sagen, antisemitisch, dadurch, dass sie katholisch erzogen wurden. Also meine Tante, die Auguste, die den Doderer geheiratet hat, hat überhaupt nichts Jüdisches an sich gehabt. Überhaupt nichts. Da sieht man, dass

man annimmt, was einem die Umgebung gibt. Es wurde verdrängt oder verleugnet. Weil es hat mir niemand die Kraft gegeben, dafür zu kämpfen oder es weiterzugeben. Und das war dann plötzlich wie eine [kalte] Dusche: „Du bist eine Jüdin, du darfst das und das nicht machen.“ Naja, das wissen wir alles, das brauchen wir gar nicht weiter erklären. Ich hab ja nichts vom [Alten] Testament gewusst, ich hab überhaupt nichts gewusst. Ich konnte nicht für das kämpfen.

Wären Sie gern katholisch gewesen wie Ihre Schwester?

Ja. Es ist hässlich, das zu sagen, aber so ist es. Das ist ehrlich, wenn Sie mich so fragen. Ja.

Sind Sie öfter in die Kirche gegangen? Auch in die Messe?

Ja. Ich bin nie in die Synagoge gegangen, und mir hat die kleine Kirche da in Grinzing sehr gut gefallen. Nicht nur wegen dem Glauben, so überhaupt, gesellschaftlich. [...] Es war nicht einmal das Religiöse, sondern dass man zu irgendwas gehört. [...]

Das heißt, Sie haben den Wunsch gehabt, wo dazuzugehören.

Ich wollte auch zu etwas dazugehören. Ich hab keinen Vater gehabt, kein richtiges Zuhause gehabt und so weiter. Also Zuhause schon. Dach, Essen, aber es war keine ... Dann ist noch das gewesen, dass meine Schwester bevorzugt war. Denn meine Mutter hat meinen Vater nicht gern gehabt, und sie hat ihn immer in mir gesehen. Vielleicht, dass ich irgendwas von meinem Vater hatte, das ihr nicht gefallen hat. Und sie hat meine Schwester immer bevorzugt.

Sie haben erzählt, dass Sie drei Jahre in einem Kinderheim waren, in der Schule, und quasi im Internat. Wie ging's dann eigentlich weiter?

In der Zwischenzeit ist mein Stiefvater gestorben, und meine Mutter musste alles vom Palais versetzen und verkaufen, soviel ich weiß. Und teilweise sind auch Sachen an das Kinderheim gekommen statt den Zahlungen, kann ich mich erinnern. Und ich bin dann zu meinen Großeltern Hasterlik. Ich hab dann dort gewohnt und hab die Aufnahmeprüfung in die Albertgasse gemacht, ins Gymnasium. Die hab ich auch bestanden. Das war mein größter Stolz. Dann hat meine Mutter eine Wohnung genommen in Grinzing, in einer alten Villa, und da sind wir dann hin übersiedelt. Zu der Zeit hat sie einen Verehrer gehabt, der ihr sehr geholfen hat, über dieses Morphinum hinwegzukommen. Und wir sind dann also nach Grinzing übersiedelt. Nun leider hat meine

Mutter mich nicht ins Gymnasium gegeben. Sie hat scheinbar kein Geld gehabt. Und ich bin an eine Hauptschule gekommen. Und darunter hab ich sehr gelitten. Es wissen vielleicht mehr Leute, dass ich jüdischer Abstammung bin, aber das hab ich bis heute vielen Leuten nie erzählt, dass ich in so eine schlechte Schule gegangen bin.

Das heißt, Sie wären gerne in eine Mittelschule gegangen?

Ich wär gerne in eine Mittelschule gegangen. In Wien war es sehr wichtig, in welche Schule du gehst und wo du wohnst. Ob du einen netten Charakter hast oder so, das war nicht so wichtig. Und bis heute in der Emigration haben mich Leute gefragt: „Wo bist du in die Schule gegangen?“ Ich tat immer so, wie wenn ich nichts hör. [...]

Meine Mutter hat dann angefangen, in der Montana¹⁷ zu arbeiten, das war eine Kohlengesellschaft, unter dem alten Kahane¹⁸ wurde die geführt, die mein Stiefvater Koritschoner angeblich gegründet hat. Und da hat sie ein kleines Fixum gehabt und hat ihren reichen Freunden dann Kohle verkauft. Das war sehr komisch, weil sie musste immer einen gewissen *percentage* [Prozentsatz] von Braunkohle dazugeben, das war ein Gesetz, und sie hat immer ihre Freunde gefragt am Telefon: „Wie viel Prozent muss ich jetzt da Braunkohle dazugeben?“ Also das war alles sehr dilettantisch. Aber sie hat das alles mit Humor gemacht und hat sehr viele Freunde gehabt, die ihr geholfen haben. Zu der Zeit waren überhaupt die Menschen sehr großzügig. Sie hat nie einen Zahnarzt bezahlt, sie hat nie einen Rechtsanwalt bezahlt. Die Leute haben sich geholfen. Die waren nicht so wie heute. [...]

Hat sich Ihr Verhältnis zu Ihrer Mutter eigentlich gebessert, dass Sie jetzt wieder mit ihr zusammengelebt haben?

Ich hab sie ja auch dann wieder nicht gesehen. Weil ich bin ja früh in die Schule gefahren mit dem Radl oder mit der Tramway, Linie 38, und sie hat noch geschlafen und ist dann später in die Montana. Somit hab ich sie nie gesehen: Ich hab immer von der Schule kleine Zettel zum Unterschreiben gehabt, weil ich schlimm war oder schlecht gelernt hab oder zu spät gekommen bin. Und die hab ich dann gefälscht, weil ich sie nie gesehen hab. [...]

¹⁷ Montana AG für Bergbau, Industrie und Handel: Österreichischer Industriebetrieb.

¹⁸ Emil Kahane (1886–1949), österreichischer Unternehmer jüdischer Abstammung, floh nach dem „Anschluss“ ins Exil und kehrte 1947 nach Wien zurück.

Also weiterhin kein besonders großes Familienleben. Meine Schwester war immer der Mittelpunkt, die war sehr herzlich, mit blonden Locken, und sie wurde Puppe genannt. Heute ist sie ein armer Tropf, hat damals in der Schweiz Polio bekommen und ist ein Krüppel und kann kaum gehen. Also das ist eine furchtbare Sache. Und sie war immer sehr sportlich als Kind. Tragisch, tragisch.

Und als wir im *teenage* [jugendlich] waren, da hab ich, damit's noch schöner wird, Meningitis bekommen. Mit zwölf Jahren. Ich war furchtbar krank. Und da hat mich der berühmte Kinderarzt, ich habe vergessen, wie der hieß, im Karolinenspital¹⁹ behandelt. Es war ein Wunder damals in Wien, dass man ohne Penizillin und so wieder gesund wurde. Ich war gelähmt und bin in einem Wasserbett gelegen mit zwölf Jahren. Und nur der Großvater hat mich damals besucht als Arzt. Das weiß ich auch zum Beispiel, dass meine Mutter mich nie besucht hat. Also das sind so Sachen, die kann man nicht beschreiben. Und nachher in der Emigration, wie ich dann so unglücklich war in Kenia, bin ich so an ihr gehangen. An ihren Briefen. Und hab ihr auch dann als Erwachsene, eigentlich alles, was ich jetzt erzähl, nicht so vorgehalten. Eine Mutter ist eine Mutter. Nur ganz zum Schluss haben wir uns dann überhaupt nicht vertragen.

Sie haben erwähnt, dass Ihre Mutter versucht hat, vom Morphinum wegzukommen. Ist ihr das gelungen, damals schon?

Das ist ihr gelungen.

Vorher muss ich noch etwas erzählen, das gehört noch zu unserer Familiengeschichte dazu: Mein Vater, der Ernst Weiss, war sehr eifersüchtig. Und einer der größten Verehrer meiner Mutter war der Ernst Polak²⁰, in den Literaturzirkeln ein sehr bekannter, sehr interessanter Mann, der mit dem Werfel²¹ und mit dem Torberg²² und mit all diesen Leuten sehr bekannt war. Und der hat sie verehrt. Und einmal hat sie meinen Vater im Gottessa-natorium²³ besucht, und er hat sie beschuldigt, dass sie ein Verhältnis hätte mit dem Polak. Und da – sie war fesch und hat ein Dirndl angehabt, sie war 22 Jahre – hat sie die Fenster

¹⁹ Das ehemalige Karolinen-Kinderspital befand sich in der Sobieskigasse im 9. Wiener Gemeindebezirk.

²⁰ Österreichischer Literaturkritiker jüdischer Herkunft (1886–1947), flüchtete 1938 nach London.

²¹ Franz Werfel (1890–1945), österreichischer Schriftsteller jüdischer Abstammung, starb im Exil in Kalifornien.

²² Friedrich Torberg (1908–1979), tschechisch-österreichischer Schriftsteller jüdischer Abstammung, floh nach dem „Anschluss“ nach Kalifornien und kehrte 1951 nach Wien zurück.

²³ Vermutlich handelt es sich um das ehemalige Cottage-Sanatorium für Nerven- und Stoffwechselkranke in Wien-Währing.



Susanne Wolf
1938 in Wien



Maria "Mia" Hasterlik-Koritschoner,
die Mutter von Susanne Wolff, 1938



Mia 1939 in Wien

aufgemacht und ist vom zweiten Stock heruntergesprungen. Sie hatte genug. Und im ersten Stock ist ein Mann gesessen, gemütlich auf der Terrasse, und wollt sich ausruhen. Ihn hat der Schlag getroffen. Das ist wahr. Sie ist an einer Leiter hängengeblieben, hat sich ein paar Rippen gebrochen und das Sprunggelenk, woran sie das ganze Leben gelitten hat. Und dann war es natürlich aus. [...]

Da war sie noch eine fescbe Frau, bevor sie den Koritschoner kennengelernt hat. Ich hab Bilder von ihr, wie sie vom Trampolin springt und so weiter. Also sie war zu der Zeit schon eher sehr „in“, progressiv und so. Solche Sachen. Nicht eine Sportlerin, aber fesch. Sie ist Ski gefahren. Ich hab Bilder von ihr. Sogar in Kitzbühel war sie in den Zwanzigerjahren, mit Fellen ist sie auf diesen Hahnenkamm gekraxelt.

Und das war ihr Schicksal, diesen Koritschoner kennenzulernen, dass sie sich da verliebt hat. Angeblich soll sie sich einmal im Sanatorium als Krankenschwester verkleidet haben, damit sie zum Koritschoner kommt und mit ihm reden kann, oder was weiß ich. Jedenfalls, Ende der Zwanzigerjahre war sie noch sehr wohl eine Morphinistin. Aber am Wege der Besserung. Sie hat einen Verehrer gehabt, den sie sehr geliebt hat, und sie wollte ihm wahrscheinlich imponieren und wollte ihn nicht verlieren. Also das war ein absolutes *miracle*, ein Wunder, zu der Zeit, dass ein Mensch von dieser Sucht weggekommen ist. Sie wissen heutzutage, wie schwer das ist. Ich weiß noch, dass sie öfter in Purkersdorf war. Das war früher ein sehr feines Sanatorium.²⁴ Ich war auch mit.

Und sie hat das geschafft?

Und sie hat das geschafft. Sie war eine Kettenraucherin. Die hat alles gemacht, was man nicht machen soll.

Ich bin nach dem „Anschluss“ nach Kenia, das werd ich noch erzählen. Meine Schwester ist in eine ganz andere Atmosphäre gekommen, zu einer Pfarrerswitwe nach Schaffhausen²⁵, und das war so bürgerlich, so abstrakt im Vergleich zu unserem Leben, obwohl wir nicht reich waren damals. Bei uns hat es immer Partys gegeben in Grinzing. Da gab es Wein. Sie hat mich noch geschickt mit dem Krug, Wein zu

²⁴ Das Sanatorium Purkersdorf des jüdischen Industriellen Victor Zuckermandl war ein beliebter Treffpunkt der gesellschaftlichen und künstlerischen Szene der Wiener Gesellschaft.

²⁵ Stadt in der Schweiz.

holen. Da waren Partys, der alte Kahane, und das und das und das. Und dann war da diese Bürgersfrau in Schaffhausen, diese Pfarrersfrau, mit der kleinen Gretel, ihrem Töchterchen, und das war so grässlich. Jetzt sagt sie [meine Schwester] das. Da ist man froh, dass man rauskommt.

Nun haben wir herausgefunden, meine Schwester und ich, dass meine Mutter, wie sie dann nach New York gekommen ist, viele Freunde, die auch dasselbe Schicksal hatten, hatte und nie allein war. Während ich bei den Neger²⁶ war, die ich nicht gekannt hab und die eine andere Sprache gesprochen haben, und meine Schwester bei den Schaffhauser Pfarrersleuten war, und die hat auch niemanden gekannt. Da hat meine Mutter es viel leichter gehabt. Wir haben hunderttausende Briefe von Leuten, die dann in Amerika waren und Südamerika und so weiter, die mit ihr korrespondiert haben, die ihre Freunde waren. Selbst in New York waren ja so viele Leute, die sie gekannt hat. Da haben alle ihr Schicksal geteilt. Wir, meine Schwester und ich, hingegen waren total abgeschnitten. [...]

Sie haben erwähnt, dass Sie dann in Grinzing waren. Blieb das so bis zum Krieg, bzw. bis 1938, also bis zum Einmarsch der Deutschen?

Ja. Da war dann auch noch ein anderer Verehrer meiner Mutter, der hat mich auch ganz gern gehabt. Man hat mich dann aus der Handelsschule rausgenommen, ich glaub, ich war nur ein Jahr in der Handelsschule, um ganz ehrlich zu sein. Lernen war bei mir nicht so, es hat ja kein Mensch aufgepasst. Kein Kind lernt von selber, außer es ist ein Genie. Und dann hat der Verehrer meiner Mutter gesagt: „Was soll mit dem Suserl geschehen? Also sie muss einen Beruf ergreifen.“ Und er hat gesagt, wenn ich Modisterei lerne, wird er mir einen Salon aufmachen. Also hab ich bei einer gewissen Erna Anna beim Kärntner Durchgang, wo die Kärntnerbar ist, oben im ersten Stock – damals eine berühmte Schneiderin, Haute Couture Farnhammer – angefangen. Im ersten Stock hab ich also gearbeitet. Da war die Meisterin und eine Gesellin und ich. Meine Hauptarbeit war, in der Früh den Ofen anzuheizen und so weiter und so weiter. [...] Ich hatte nie einen richtigen Hut machen können. Also bitte. Das war ja schlecht. Das war schlecht.

²⁶ Diese stark diskriminierende Bezeichnung, die heute als Schimpfwort gilt, bürgerte sich ab dem 18. Jahrhundert im Zuge der Geschichte von Kolonisierung, Sklaverei und Rassentrennung im öffentlichen Sprachgebrauch ein. Da während der Zeit, in der die Erinnerungen von Susanne Wolff angesiedelt sind, der Gebrauch dieses Begriffs üblich war und nicht hinterfragt wurde, wird seitens der Redaktion, die sich der Problematik dieser Bezeichnung bewusst ist, auf einen Eingriff in den Text verzichtet.

Das hat Ihnen nicht gefallen, die Ausbildung als Hutmacherin?

Nein, ich hab's ganz gern gehabt, ich hab natürlich sehr viel Hüte ausgeliefert. Da ist mir aufgefallen, zum Beispiel im Grand Hotel, wenn ich einen Hut abgeliefert hab, musst ich hinten reingehen, und ein- oder zweimal hat meine Mutter mich eingeladen mit irgendeinem Verehrer zum Essen, und wir sind zur Vordertür hereingegangen. Das war eine große Sache.

Ich hab in der Woche zwei Schilling, nein, fünf Schilling verdient. Oder zwei Schilling? Ich weiß es nicht. Zwei Schilling in der Woche. Und dann ist der Hitler gekommen, und dann hat sich das alles aufgelöst. Die Erna Anna war eine Christin, und die durfte mich nicht mehr beschäftigen.

Einmal hab ich einen Privatkunden zu Hause gehabt und hab unserer Bedienerin gesagt, sie soll den Hut ausliefern – das war das einzige Mal, dass ich einen Hut gemacht hab –, und die hat mir das Geld unterschlagen. Das war, also gut, das war auch kein Erfolg. Das war, das muss 1937, Mitte 1937 gewesen sein, weil ich bin Ende 1937 17 geworden, da muss ich aufgehört haben, glaub ich. Ganz genau weiß ich's nicht. [...]

Haben Sie Politik eigentlich wahrgenommen in Ihrer Jugend? War das für Sie überhaupt eine Frage?

Überhaupt nicht. Das Einzige, wo ich dabei gewesen bin, war eine jüdische Pfadfindergruppe. Ich kann mich noch erinnern, wir haben die Röckchen und die Sachen noch.

Da waren Sie dabei?

Da war ich dabei. Aber nur ganz kurz, dann ist der Hitler gekommen, dann hat sich das aufgelöst. Da war der junge Heller von den Zuckerln Heller²⁷ dabei, da waren alle möglichen von bekannten jüdischen Familien dabei. Und einen Ausflug haben wir gemacht, und weil ich so unsportlich war und es hat geregnet, hat mich einer von den Burschen getragen.

²⁷ 1891 von den Brüdern Gustav und Wilhelm Heller gegründete Süßwarenfabrik, die nach dem „Anschluss“ von den Nationalsozialisten arisiert und nach 1945 an die Heller-Erben rückgestellt wurde.

Was waren Ihre Interessen eigentlich damals vor 1938?

Having a good time [Spaß haben]. Und Filme, Filme. Amerikanische Filme. Und Tiere hab ich geliebt, ich hab immer wieder einen Hund von der Straße mit nach Haus gebracht. Und kleine Babys hab ich gern gehabt. Was Kleider anbelangt, da war nicht sehr viel drin, weil ich hab immer die abgetragenen Kleider von den reichen Freundinnen meiner Mutter bekommen. Die waren mir dann zu groß.

Ich hab jetzt herausgefunden, dass ich zu Hitlers Zeit noch grade mir von meinem verdienten Geld – ich muss doch ein paar Hüte gemacht haben, es ist so lange her alles – einen Kurs beim Professor Wimmer gegönnt hab und kurz Modezeichnen gelernt hab. Mode hat mich interessiert und Filme haben mich interessiert.

Was wären Sie eigentlich gern geworden damals?

Filmstar. Ich bin ja nach Kenia gekommen und hab geglaubt, ich komm zum Film.

Das heißt, Sie wären gern Schauspielerin geworden?

Ja, ich glaub schon.

Haben Sie überlegt, eine Ausbildung zu machen?

Nein. Ob ich mir einen Text gemerkt hätte, weiß ich heute nicht.

Ich würd gern zum Jahr 1938 kommen. 1938 haben Sie als Modistin gearbeitet und haben in Grinzing bei Ihrer Mutter gewohnt, verstehe ich das richtig?

Jaja, dann sind wir übersiedelt in die Ferstelgasse.

Haben Sie eigentlich erwartet, oder haben Sie das wahrgenommen? In Deutschland war ja schon 1933 Hitler, oder die Nationalsozialisten, an der Macht. Haben Sie das registriert?

Nein, das war alles [unter] ferner liefen, also Deutschland. Wir haben ja nur Radio gehabt, Fernsehen gab's nicht, Zeitungen hab ich nicht gelesen. Ich hab auch nirgends dazugehört. Verstehen Sie? Ich konnte für nichts kämpfen, ich konnte nicht für, ist egal was, kämpfen. Man muss irgendwo dazugehören, ich hab das nicht gehabt.

Können Sie sich erinnern an diese Tage, als die deutschen Truppen nach Österreich einmarschiert sind 1938?

Ja.

Wo und wie haben Sie das erlebt?

Neugierig. Neugierig. Wir haben von den Konzentrationslagern nichts gewusst. Nur ganz zum Schluss hab ich einmal gehört, da gab's eins, und da hat man den Juden und Gefangenen dort die Zigaretten an den Armen ausgetupft und solche Sachen.

Wie haben Sie diese „Anschluss“-Tage erlebt?

Neugierig. Und aber da war eine Krise, ich glaube, das war in der „Kristallnacht“, wo man gehört hat, dass die Nazis Wohnungen zertrümmert haben. Wir haben in der Ferstelgasse gewohnt, und meine Mutter hat einen Ungarn geheiratet, nach der New Yorker Ehe [mit Julius Koritschoner], die hat nicht gegolten, und dann hat sie noch einmal einen Ungarn geheiratet, dadurch wurde sie ungarische Staatsbürgerin. Und da haben wir mit Buntstiften eine Flagge gemalt und haben sie an unsere Tür, das war eine Glastür, so hinaufgesteckt, dass, wenn die Nazis kommen, dass sie uns in Ruhe lassen – damals hat man noch das Recht gehabt als Ausländer, also dass man da immun war. Das hat uns gerettet zu der Zeit.

Aber ich bin einmal am Graben gegangen, und da hat mich ein SS-Mann angepöffelt, aber nicht wegen „die ist jüdisch“, sondern weil ich halt blond und schlank, also nicht so eine kleine, O-haxerte kleine Jüdin. Damals haben alle Rachitis gehabt. Viele. Nicht die Juden, sondern die Menschen waren krank. Waren alle nicht so wie heute die Jugend, so schön gebaut und so.

Also hat er geglaubt, Sie sind eine hübsche Arierin?

Ja, der hat geglaubt, ich wär eine hübsche Arierin. Also ich war halt so ein Typ, der, leider muss ich das sagen, den Männern gefallen hat. Irgendwie der Gang, ich weiß es nicht. Und das war eigentlich ziemlich wichtig. Obwohl ich nie ein Verhältnis gehabt hab. Damals hat meine Mutter gesagt: „Du bist arm, du bist nicht schön, und du hast nur ein ‚Kapital‘, und wenn du ...“ Das wurde dann ein Witz. „Das musst dir halt aufsparen, also sonst wirst du nie einen Mann finden.“ Also gut.

Was war das „Kapital“?

Das will ich nicht sagen, was das „Kapital“ ist.

Hatten Sie damals einen Freund?

Ja, einen Verehrer. Das „Kapital“ war meine Jungfernschaft, bitte. [...] Das war die Zeit, da war es wirklich wahnsinnig wichtig, dass man kein Verhältnis hat. Und besonders die Jüdinnen. Unter den jüdischen Familien, da hätte nie ein Mädchen geheiratet, die keine Jungfrau mehr war. Obwohl meine Mutter nie darauf gezielt hätte, dass ich einen Juden heirate. Von Religion war überhaupt nicht die Rede.

Und wie war das für Sie jetzt, nach 1938, nach dem Einmarsch? Sind Sie damit konfrontiert worden, dass Sie Jüdin sind?

Persönlich nie. [...] Ich bin dann schon erwacht, dann hab ich mir gedacht: „Das kann nicht möglich sein. Ich bin eine Wienerin, ich bin eine Österreicherin, wie kann man uns so viel nicht mehr erlauben, die Schulen nicht und die Bänke nicht und das Kino nicht und kein [Dienst-]Mädchen im Haus.“ So viele Sachen, die uns plötzlich so abgesondert haben. Aber so böseartig. [...]

Und dann bin ich zum Großvater übersiedelt in die Wickenburggasse. Und das war meine schönste Zeit, weil er hat sich endlich einmal um mich gekümmert und hat mit mir gesprochen, und wir waren uns so nah. Und er war so großzügig. Ich hab immer so Verehrer gehabt, und da war die amerikanische Musik so „in“. Und ich hab immer Platten gespielt. Das muss für ihn geklungen haben wie heute irgend so eine Pop-Musik, furchtbar. Und er hat mich alles machen lassen und hat mit mir geredet, und das war das erste Mal, da war ich jetzt 17, dass einer von meiner Familie sich um mich kümmert. Das war furchtbar, wie ich weggefahren bin.

Das heißt, eigentlich eine absurde Situation. Einerseits haben Sie Geborgenheit gefunden, und andererseits waren Sie aber sehr bedroht?

Ja, und dann der Gedanke, dass ich wegmuss.

War das für Sie klar, dass Sie wegmüssen? Wann ist Ihnen das klar geworden? Sofort zur Zeit des „Anschlusses“?

Zuerst war's ja nicht so klar, weil meine Mutter wollte mich ja zu meiner Tante nach

Košice schicken. Nein, ich wollte dorthin, weil das war eine entzückende kleine Stadt, und diese Cousine von mir, und deren Eltern, das war das Heim, das ich mir gewünscht hab. Da war ein Vater, der hat einen Job gehabt, ich weiß jetzt nicht, was der gemacht hat, und die Mutter hat schön genäht, und das war eine entzückende Stadt. Und da war ein Club, ein Tennisclub, und die Mädchen und Buben haben sich gekannt von guten Schulen. Und es war eine Kleinstadt. Und das war mein Traum. Und da war eine alte Köchin dort im Haus, und es gab immer gutes Paprikahendl. Und da hab ich gedacht: „Wenn der Hitler kommt, dann zieh ich zu denen nach Košice.“ Und da hat meine Mutter aber einen guten Instinkt gehabt: „Das ist zu nah.“ Irgendwie, obwohl sie so mondän war, meine Mutter, hat sie mich sehr streng erzogen. Ich durfte um neun Uhr [abends] nicht [mehr] ins Kino gehen, ich durfte mir von einem Buben keinen Kakao zahlen lassen, ewige, ewige Schimpferei. Ich war da in einer Tanzschule, wenn ich nicht pünktlich gekommen bin, da gab's immer gleich Watschen oder Rügen. Und wie's geheißsen hat, ich muss weg, war ich eigentlich innerlich froh. Und der erste Plan war, aus Košice als Dienstmädchen nach England. [...]

Vorher ist noch meine Schwester weggekommen mit der *Society of Friends*²⁸. Genau weiß ich nicht, wie das war, weil man hat mir ja nichts erzählt. Meine Mutter hat diesen Platz gefunden für meine Schwester. Die war 13 Jahre. Das war sehr jung. Meine Schwester war katholisch. [...] Sie war in dem Gymnasium in Wien, und da war irgendwie ein Pogrom in der Schule, *anti-Jewish* [anti-jüdisch], und sie hatte gewusst, dass sie irgendwie *Jewish* [jüdisch] ist, oder nicht, ich weiß nicht. [...] Sie hat Angst gehabt, ist in die Kirche gegangen und wollte Schutz finden bei dem Pfarrer, und der hat sie rausgeschmissen. Und das wird sie nie verzeihen. Ob das gegen sie persönlich war, das glaub ich nicht, sie war ein ausgenommen arisch *looking* [aussehendes] Mädchen. Blaue Augen, gerade Nase, blonde Locken. Also ganz arisch. Und sie hat bis heute einen Hass gegen diese Kirche. Die Jugend prägt einen. Da kannst du sagen, was du willst. [...]

[...] Haben Sie in dieser Zeit eigentlich Angst gehabt? Haben Sie sich bedroht gefühlt?

²⁸ Die Gesellschaft der Freunde, auch Quäker genannt, ist eine in England entstandene religiöse Bewegung, die im Rahmen verschiedener Hilfsprojekte während des Zweiten Weltkrieges auch viele verfolgte Jüdinnen und Juden unterstützte. 1947 erhielt sie für die Organisation von Lebensmittelpaketen für notleidende Menschen in Europa den Friedensnobelpreis.

Am Anfang nicht, weil ich ignorant war. Man hat zu wenig gewusst. [...] 1938 war es dann schon anders, als die Nazis gekommen sind und die Wohnungen zertrümmert haben und die Menschen erniedrigt haben, als sie die Wände waschen mussten und die Nazis ihre Geschäfte zertrümmert haben und so. Und dann hat man schon angefangen, Ängste zu haben, wie wird die Zukunft ausschauen. Und dann bin ich auch langsam aufgewacht, muss ich ehrlich sagen. Aber ich war froh, dass da eine Möglichkeit war, von zu Hause wegzukommen. Ich hab zwar schon einen Job gehabt, einen Beruf erlernt, ich war ja schon fast 17, aber ich war noch sehr streng behütet. Und das ist mir auf die Nerven gegangen. Und ich hab mir gedacht: „Es ist herrlich wegzukommen.“ Wohin, wusst ich noch nicht.

Das Erste war ein Lager, um nach Australien in den Busch zu kommen. Ich weiß nicht wieso, wahrscheinlich war ich wieder in einen kleinen Burschen verliebt. Und das Lager war außerhalb Wiens, da mussten wir über die Floridsdorfer Brücke, die ich das erste Mal gesehen hab, aufs Land und haben Landarbeit gemacht. Da war eine Gruppe von Juden. Und einer, ein „alter“ Herr, der war vielleicht 28, hat herrlich Gitarre gespielt und war verliebt in eine nette andere Frau, und da waren wir eine nette Gruppe. Und ich hab endlich wo dazugehört, und ich hab wirklich, glaub ich, schwere Arbeit gemacht, ich kann mich nicht genau erinnern, was. Und es war schon irgendwie ein *drive* [Antrieb], irgendwas zu machen, und ein Ziel. Also nach Australien in den Busch. Erstens vertrag ich die Sonne nicht, zweitens bin ich keine gute Arbeiterin, wie ich mir das vorgestellt hab, weiß ich nicht.

Das war tatsächlich für Australien? Nicht für Palästina?

Nein, das war Australien. Nein, ich war gar nicht in der zionistischen Bewegung, davon hab ich gar nichts gewusst.

Aber das war eine jüdische Gruppe, die auswandern wollte?

Ja, das waren Juden, die auswandern wollten. Aber es war nicht zionistisch, sondern Auswanderung. Ich kann mich erinnern, dass ich, ich glaube, mir zwei Westen gekauft habe, bin aber nie nach Australien gekommen, bis heute nicht. Ob ich die Westen noch hab, weiß ich nicht. Das ist ungefähr 50 Jahre her.

Und dann plötzlich kam ein Brief aus Kenia. Wir haben den Atlas genommen,

wir haben nicht gewusst, wo Kenia ist. Das war das Erste. Und der Brief ist geschrieben worden von einer Frau, die mich gesehen hat beim Begräbnis meiner Großmutter, und die hat gesagt, sie hat einen jungen Mann kennengelernt, der möchte gern eine Wienerin heiraten, und was ich für Pläne hätte. Und da war auch eine Fotografie dabei. Und da sieht man einen jungen Mann vor einem Auto stehen, da steht Singer-Nähmaschinen²⁹ [drauf]. Das war, glaub ich, sogar kein Jude, das war ein Christ. Und ein paar Wochen später ist ein anderer Brief gekommen von derselben Frau, und die hat gesagt: „Ich habe einen ganz anderen. Ich hab eine nette Familie kennengelernt, die haben zwei Söhne. Der älteste Sohn möchte auch gern eine Wienerin kennenlernen, heiraten.“ Eine angesehene Familie, Seemann-Kohle, das war eine bekannte Firma, und das war schon besser. Seine Mutter war irgendwie ein bisschen versnobt. Was heißt ein bisschen, ziemlich versnobt, und das war besser. Also da kam, ich weiß nicht, in welchem Intervall, jedenfalls relativ langem Abstand, weil damals gab's ja nur Schiffspost, keine *airmail* [Luftpost], ein Brief von einem gewissen Herrn Robert Seemann, in dem er um meine Hand anhält und mir den Himmel auf Erden verspricht. Das ist alles in den Briefen. Also es war dort *society* [Gesellschaft] und Sport, und ich werd es herrlich haben. Und wenn das nicht klappt, dann kann ich bei seinen Eltern bleiben, weil sie wollten immer ein blondes Töchterchen, und das ist alles wunderbar. Kenia ist ja ein wunderbares Land, und es wird wunderbar sein. Also wir haben geglaubt, das gibt's nicht.

Wie haben Sie darauf reagiert?

Sehr, sehr, sehr positiv, weil nie davon die Rede war, dass ich ihn gleich heiraten muss. Das hat so geklungen: „Trallala, komm nach Kenia, wir werden das alles für dich organisieren, und wir sind eine nette Familie und du bist da in Obhut, also bist nicht allein“, und so. Also es hat wirklich in dieser schweren Zeit relativ sehr gut geklungen. Und das mit England war natürlich unmöglich gewesen. Weiß nicht.

Jedenfalls wurden dann große Vorbereitungen gemacht in jede Richtung. Dann sind schon Briefe gekommen, wieder in gewissen Intervallen, von der *so called* [sogenannten] Schwiegermutter oder „Nicht-Schwiegermutter“, von der alten Frau Seemann. Sie braucht Rosshaarmatratzen, sie braucht eine Singer-Nähmaschine,

²⁹ Die US-amerikanische Firma Singer ist der bedeutendste Nähmaschinenproduzent.

„Man hat zu wenig gewusst. [...] 1938 war es dann schon anders, als die Nazis gekommen sind und die Wohnungen zertrümmert haben und die Menschen erniedrigt haben, als sie die Wände waschen mussten und die Nazis ihre Geschäfte zertrümmert haben und so. Und dann hat man schon angefangen, Ängste zu haben, wie wird die Zukunft ausschauen. Und dann bin ich auch langsam aufgewacht, muss ich ehrlich sagen.“





Susanne Wolff mit
Mutter Mia und
Schwester Giulia

sie braucht künstliche Blumen, sie braucht das und jenes, und das also hat meine Mutter sehr viel gekostet. [Sie hat alles] in einen Container packen lassen mit den Matratzen und so. Und nebenbei wurde ich auch ausgestattet von der Hausschneiderin, die die Kleider von reichen Freundinnen gekürzt und enger gemacht hat. Aber ich hab dann auch daran gearbeitet, dass ich mir noch solche Hüte gemacht hab, weil ich doch zum Film komm. Und meine Mutter war ja sehr reich und hatte, ich hab ihn heute leider nicht mehr, einen Louis-Vuitton-Schiffskoffer gehabt, und der wurde dann schön eingepackt. Und dann meine Hüte. Und meine Mutter hat damals noch herrliche Stiefel gehabt, sie war Reiterin, und einen herrlichen Reitanzug aus Rohseide, das hab ich alles eingepackt, und eine Reitgerte, die hat mir irgendjemand geschenkt. Es waren noch viele Sachen, bis ich da weggekommen bin. Hab ich Ihnen erzählt, durch die Gildemeester³⁰ hat man mir erlaubt, zehn Mark auf das Schiff mitzunehmen.

Wie wurde Ihre Ausreise überhaupt ermöglicht? Haben Sie die Papiere bekommen? Mussten Sie sich anstellen?

Also es waren noch tausende Sachen zu erledigen bis zur Ausreise. Steuer, und dass ich kein Krimineller bin, und dass ich ... Ich weiß es nicht genau, das hat alles meine Mutter gemacht. Leider kann ich das nicht beantworten.

Wenn ich heute bedenke, in welche Gefahr ich mich gebracht hab, und Ungewissheit, und alles weg, total weg, in ein ganz, total fremdes Land. Damals hat man ja von diesen Ländern nichts gewusst. Und da hat sie [meine Mutter] organisiert, dass wir nach Venedig fliegen, damit ich so schnell wie möglich wegkomm. Das Schiff ging direkt von Genua nach Afrika. Da hat sie noch etwas gesagt, das hat mir noch sehr geholfen. Hat sie einer ihrer Freundinnen gesagt: „Gut, dass das Suserl jetzt in ein fremdes Land kommt, wo man eine fremde Sprache spricht, da sieht man nicht, wie dumm sie ist.“ Das hat mir sehr gut getan.

Wann sind Sie weg aus Wien?

März 1939.

³⁰ Mit der „Aktion Gildemeester“ – benannt nach dem Niederländer Frank van Gheel-Gildemeester, der bereits früher verschiedene Hilfsaktionen geleitet hatte – wurde nach dem „Anschluss“ die Ausreise mittelloser Jüdinnen und Juden, die nicht Mitglieder der Israelitischen Kultusgemeinde waren, durch wohlhabende Jüdinnen und Juden finanziert.

Und die Ausreise, ging die problemlos?

Die Ausreise ging problemlos, wir sind in einem kleinen tschechischen Flugzeug nach Venedig. Kein Mensch hat das damals können, ich weiß nicht, wie sie das gemacht hat.

Haben Sie das als Erleichterung empfunden, wegzukommen auch aus Nazideutschland? Oder war es mehr, aus dem Familiären wegzukommen?

Beides. Man hat ja viel mehr Angst gehabt um die männliche Seite der Familie. Man hat ja damals nicht gedacht, dass man die Frauen und Kinder auch verschleppt. Also ich hab das nicht gewusst. Das ist ja unbeschreiblich, nicht? Also das hat kein Mensch gewusst. Also ich nicht.

Und wie war die Reise dann von Genua weg?

Venedig war total verdunkelt, das war schon vor dem Krieg, die haben sich schon für den Krieg vorbereitet. Das war ein total schwarzer Hafen. Da stand irgendein grässliches Kohleschiff, ganz hoch und altmodisch, italienische Flagge, auch schon ein faschistisches Schiff. Und dann sind wir mit so einem kleinen Boot da heran, ich kann mich dunkel erinnern, eine Leiter mussten wir hinaufsteigen. Und meine Mutter, sehr *bravely* [mutig], hat mich da hinaufgebracht, hat noch mit dem Kapitän geredet. Das war furchtbar, also heute wär ich dabei gestorben, wie sie dann wieder die Stiege runterging und wieder verschwand im Dunklen. Aber ich hab dann gedacht: „Ach, jetzt bin ich frei, jetzt werd ich erwachsen, jetzt geh ich in ein neues Leben“, und was weiß ich. Also ganz *happy* [glücklich]. Schrecklich, unbeschreiblich. Ich hatte auch keine richtige Verbindung zu meiner Mutter.

Das heißt, von da an waren Sie dann allein? Also Ihre Mutter hat Sie bis Venedig gebracht, und dann?

Ja, sie hat mich bis Venedig gebracht und ist dann weg. Und die war ja dann froh, da hat sie eine Tochter rausgebracht. Diese Reise war wunderschön, ich hab mich natürlich gleich verliebt in den Ersten Offizier. Da waren nur zwölf Passagiere, das war ein *cargoship* [Frachtschiff]. Ich hab das beschrieben in einem Brief: „Es geht mir so gut und das Essen ist so gut und dies und das, und ich hab mich verliebt in den Ersten Offizier.“ Die einzige hübsche Kabine hab ich gehabt, das war über dem kleinen Swimmingpool, und der Erste Offizier hat immer mit einer großen

Taschenlampe zu mir heraufgeleuchtet. Also solche Sachen, kindisch, romantisch. Mein „Kapital“ – nichts ist mit dem „Kapital“ passiert.

Zuerst ging es nach Port Said³¹. Da hab ich das erste Mal gesehen, wie arm die Menschen sind. Da wurde die *coal* [Kohle] geladen. Die Kulis [Lastenträger] sind dann auf so Pflöcken gegangen und haben die Kohle getragen. Und der Aufseher hat sie manchmal ins dreckige Wasser geschmissen, wenn sie nicht schnell gegangen sind. Da hab ich erst angefangen, das richtige Leben zu sehen. Und unten, in diesem Schiff, waren auch Inder oder so, in der Hitze, und da hab ich den Kontrast gesehen, was es eigentlich wirklich alles gibt. Weil für mich waren in Wien damals die Farbigen, Inder oder Neger, eine Sensation, die hat man nicht verabscheut, so wie heute, ja? Sondern denen ist man als Kind nachgelaufen. Um zu sehen, ob sie genauso reagieren wie wir und alles, nicht?

Ich kann mich erinnern, man durfte zehn Mark auf das Schiff mitnehmen, das war das einzige Geld. Und da hab ich dem Steward dann gesagt, er soll diesen armen Leuten, diesen Kulis, Orangen geben. Und ich kann mich erinnern, also das waren gleich zwei Kisten oder drei, und die haben dann diese Orangen genommen und haben gleich in die Schale hineingebissen, wie Tiere. Also das werd ich nie vergessen. Und da haben diese zehn Mark richtig einen Sinn gehabt.

Nach Port Said hat mir der gewisse Seemann einen Brief geschrieben mit einer Pfundnote. In Arabien dann, in Aden³², das ist ein zollfreier Hafen, hab ich mir chinesische Hausschuhe davon gekauft, zwei linke. So gestickte.

Und dann, diese ganze [afrikanische] Ostküste war furchtbar brach. Furchtbar, nur Felsen und armselig. Und da waren noch die letzten Zeichen von dem Krieg zwischen Italien und den Abessiniern³³. Wir sind dort gelandet, und da hat man diese *natives* [Einheimische, Indigene] gesehen, und da war nicht einer, der noch alle Gliedmaßen gehabt hat. Waren alle verwundet und arm und krank und so. Ich dachte mir: „Um Gottes Willen, in so ein Land komm ich.“

³¹ Hafenstadt im Nordosten Ägyptens am Nordende des Suezkanals.

³² Hafenstadt auf der Arabischen Halbinsel im heutigen Jemen.

³³ Zweiter Italienisch-Äthiopischer Krieg (1935–1936), nach der damaligen Bezeichnung für Äthiopien auch Abessinienkrieg genannt.

Und dann sind wir noch weiter hinuntergefahren, und plötzlich fahren wir in diesen herrlichen Hafen hinein, nach Mombasa³⁴. Ein grüner, palmenbedeckter Hafen und im Hintergrund arabische Moscheen und so, das war ja früher arabisch. Ich war mit dem Kapitän, obwohl der mich nicht gern gehabt hat, oben auf der Brücke. Der hat gewusst, ich werde jemanden treffen, der mich heiraten will, da im Hafen. Und dann haben wir so geschaut, wo der ist. Wir haben niemanden gesehen, wirklich, und dann hab ich plötzlich doch Angst gekriegt und hab mich in meiner Kabine eingesperrt und hab gesagt: „Ich steig nicht aus.“ Und da hat man mir einen Brief unter der Tür durchgesteckt von dem Robert Seemann. Darin stand, dass neue Gesetze herausgekommen sind in Kenia und dass sich eine unverheiratete Frau nicht länger als drei Monate oder drei Tage in den Kolonien aufhalten dürfe. Und es tut ihm leid, ich soll den ersten Zug *up country* [ins Landesinnere] nehmen, und wir heiraten morgen. Und er schickt einen Freund von ihm, der mir hilft, mich zu *clearen* [durch die Kontrollen bringen]. [...] Und dann wollt ich nicht aussteigen. Und da hat mir der Kapitän sagen lassen, dass ich dann nach Italien zurückfahren muss und sie mich in ein Konzentrationslager stecken werden. Da hab ich gedacht: „Jetzt geh ich lieber heiraten.“ Und ich bin dann ausgestiegen.

Der Zoll hat mich dann gefragt: „Haben Sie etwas zu verzollen?“ Der Mann, der Freund, den Herr Seemann geschickt hatte, sagte: „Nein.“ Hab ich gesagt: „Ja, ich hab *records* [Schallplatten] da, ich hab das da und das da und dann Blumen, künstliche Blumen“, und hab ununterbrochen erzählt, was ich hab. Also total kindisch und deppert. Also man hat mich dann *gecleart*. Die ganzen anderen Sachen sind, glaub ich, per Schiffspost erst langsam nachgekommen. Also die Nähmaschine ist nicht mit mir gefahren, nur mein herrlicher Koffer und ein herrliches Grammophon und ein paar Platten und so. Und dann [...] hat der Mann, der Freund vom Seemann, gesagt, ich soll in einem kleinen Ort vor Nairobi³⁵ aussteigen. Und dort bin ich also ausgestiegen. Und da fährt man so hinauf ins *highland* [Hochland], über 2.000 Meter liegt Nairobi, und das war ganz anders, hat anders gerochen, und die rote Erde und diese fantastische Vegetation und alles war anders. Neger dort und da, mit kleinen Hütten, und die Farben und die blühenden Bäume und die blühenden Büsche und die Tiere immer wieder.

³⁴ Hafenstadt in Kenia.

³⁵ Hauptstadt von Kenia.

Also dann sind wir an einer kleinen, nichtssagenden Station ausgestiegen. Da ist er gestanden. Kurze Shorts, Khakishorts und so. Und er war ein Wiener und war eigentlich ganz charmant am Anfang. Das war ein Bluff natürlich, von A bis Z. Wir waren ungefähr 20, 30 Kilometer von Nairobi weg, und er hat einen kleinen Ford, Ford Ten war das, gehabt, und wir sind dann gefahren.

Ich hab gedacht: „Selbst, wenn ich heirate, kann ich mich in drei Tagen scheiden lassen.“ Das kann man sich nicht vorstellen, wie ignorant und in was für einem Traumland ich gelebt hab bis dahin.

Wir sind dann am Rand von Nairobi angekommen. Man hatte mir noch nach Wien eine Geschäftskarte von seiner Mutter, Madame Seemann, geschickt, modische Pose, Government Road. Da hat meine Mutter gesagt: „Also, wenn du den heiratest, sei nett zu den Angestellten, zu den Mannequins und so. Schließlich, das zeigt man nicht, wenn man die Chefin, also die Schwiegertochter von der Chefin ist.“ Also das war ein mieses altes Haus, einstöckig, und da sind wir innen Stufen raufgegangen. Das war ein indisches Haus, da sind immer so Gänge innen, und da kommen dann die Leute so heraus mit ihren Kindern. Da haben sie halt die Kochtöpfe draußen und die Öfen. Also jedenfalls, wir kommen zu einer Tür, da steht sie schon, Frau Seemann, kleine, alte Dame, war wahrscheinlich 45. Ihr Raum war geteilt mit einem Vorhang, hinten war eine Singer-Nähmaschine, da hat man die Röcke damit kurz und länger gemacht, von modischer Pose und Mannequins war überhaupt keine Rede. Sie hat mich gleich ziemlich düster angeschaut.

Sie haben ein Haus geteilt mit einem anderen *Refugeepaar* [Flüchtlingspaar] und deren Familie, und jeder musste beitragen zum Essen und zum Leben. Es ist ihnen gar nicht gut gegangen, es war alles von A bis Z gelogen. Er hat mich ja gar nicht gekannt, hat aber seinen Eltern erzählt, dass er mich gekannt hat. Und sein Vater hat dann so intrigiert, er hat sich die Briefe angeschaut und hat gesehen, was wirklich wahr ist und was nicht, und hat dann immer so gestichelt. Ich war total beschämt.

Ich bin dann mit seiner Mutter in die Stadt gefahren, und wir sind in ein Gasthaus gegangen, haben Eierspeis gegessen. Dann sind wir zum Magistrat, dort hab ich meinen zukünftigen Schwiegervater kennengelernt, weil ich ja den Mann nicht kannte. Die

Schwiegermutter, den Bruder, niemanden hab ich gekannt. Und hab dann geheiratet. Nicht einen Groschen hab ich in der Tasche gehabt. Auch die Sprache hab ich nicht gekonnt, obwohl ich nach ein paar Jahren schon sehr gut Englisch gesprochen hab, und geschrieben. Ich weiß gar nicht, wie ich das gelernt hab. Das Land selbst hat mir sofort gefallen, nicht? Aber ich war so enttäuscht, ich hab so viele Verehrer gehabt, ich red von jungen Leuten, und plötzlich kommt jemand und ist mein Mann und so, und ich musste den ehelichen Pflichten nachgehen. *Wo samma?* [Wo sind wir?] Das war schrecklich. Und seine Eltern waren so gegen mich [...]. Also das war eine schwere Zeit, ich hab aber versucht, das Beste daraus zu machen. Nach drei Wochen hat er mich schon geschlagen. Sein Charakter war elend. Da waren einige Sachen, die mir so nicht gefallen haben, seine ganzen Ansichten.

Und wir sind dann gleich auf eine Farm zu russischen Juden gekommen. Das waren die einzigen Juden auf einer Farm, die es überhaupt in Kenia und Umgebung gab. Die haben selber viel gemacht und gearbeitet. Die Frau auch. Und ich musste in den Kuhstall, ich hab wirklich ganz schlimme Sachen mitgemacht. Ich hab in einer Hütte geschlafen, da gab es Ratten, und da gab es diese kleinen Insekten, die sind ja viel ärger, die *white ants* [weiße Ameisen], die Termiten und so, die alles wegfressen. In *no time* [null Komma nichts] hast du nichts mehr, wenn du nicht aufpasst, wenn du ignorant bist. Da muss man alles auf vier Füße stellen, mit Petroleumdosen, so dass sie nicht hinaufkriechen können. Und wenn sie da raufkriechen, dass sie, bumm, reinfallen. Essen, Kleider, alles zu der Zeit musste man in Sicherheit bringen. Später hat man Flit gehabt und Parathion³⁶ und so. Nach drei Wochen sind wir da rausgeflogen, weil der Alte hat mich auch immer in den Popo gezwickt, ich war sehr böse, und da sind wir raus. Dann sind wir in ein *country hotel* [Landhotel].

Das heißt, Ihr Mann hat eigentlich nicht gearbeitet, hat keine Arbeit gehabt, als Sie hingekommen sind?

Nein, nein. Er hatte, wie ich gekommen bin, keine Arbeit. Alles war Schmäh.

Und haben Sie damals, am Anfang, Ihre Rolle akzeptiert, dass Sie jetzt Ehefrau sind?

Ja, musste ich. Ich hab mich nicht gewehrt. Konnte nicht. Ich war so nah daran,

³⁶ Zwei hochgiftige Insektizide.

wieder zurückgeschickt zu werden. Da wusste ich auch schon, was da in Europa los war. Und in diese Gefahr wollte ich mich nicht bringen. Dann war eben das mein Konzentrationslager, aber das kann man nicht vergleichen. Ich meine, das ist ein blöder Vergleich, aber es war auch nicht gerade leicht. Den Mann nicht kennen, das Land nicht kennen, weit weg von zu Hause. Ich habe keinen Menschen gekannt, keine Verwandten, Freunde, nichts.

Dann sind wir auf eine Kaffeefarm. Die Engländer damals dort in Kenia wollten entweder *adventure* [Abenteuer], also die Welt sehen, oder sie waren schwarze Schafe von guten Familien, von großen Landbesitzern. Es war ja kein Industriestaat. Aber es waren wirklich sehr, sehr nette Engländer, die da auf diesen Farmen waren, und mit denen hab ich mich sehr bald befreundet. Die waren wahnsinnig nett zu mir.

Und dann ist der Krieg ausgebrochen, Ende 1939. Und da haben die Engländer nicht gewusst, also, ob die Österreicher Juden sind oder nicht, und haben uns alle eingesperrt. Da war eine Art Baracke. Und da die gewusst haben, dass wir jung verheiratet sind, haben die geglaubt, wir sind glücklich verheiratet. Sie haben uns daher diese Baracke abgeteilt mit einem Vorhang, dass wir also unsere *privacy* [Privatsphäre] haben. Und wenn man raus musste, kann ich mich erinnern, ist ein ex-englischer Offizier aus Indien mit dem alten Gewehr aus dem Ersten Weltkrieg vor meinem Klosett gestanden und hat mich bewacht, damit ich nicht weglaufe. Das sind so meine Erinnerungen. Aber das war nur kurz, dann haben sie eingesehen ...

Wo waren Sie interniert?

Irgendwo *up country*, wo die Kaffeefarm war.

Mit anderen Österreichern und Deutschen?

Ja, mit anderen Österreichern und Deutschen. [...]

Und wie lang waren Sie ungefähr interniert?

Ich würde sagen, zwei Wochen. Die Männer hat man dann in ein größeres Lager gebracht, nach Nairobi, auch meinen Mann. Das war sehr angenehm. Weg. Ich weiß nicht, wie lang, aber das war nicht sehr lang, weil er ist dann bald wieder zurückgekommen. Die jungen Männer, die hat man gebraucht für Farmen, weil

die Engländer und die Alliierten wurden eingezogen. Und komischerweise hab ich einen Freund gehabt, der war Wiener, der ist auch eingerückt. Der war in der englischen Armee, der ist dann Offizier sogar geworden.

Wie ging's weiter dann?

Also dann haben wir wieder einen neuen Job bekommen in einem *country hotel*, an einem Wasserfall. Und ich musste am Nachmittag etwa 80 oder 180 Gurkensandwiches machen, und ihm wurde aufgetragen, da ein Schwimmbad aus Zement selber zu machen. Und er hat die Bar gemacht. Und ich musste die Menüs machen. Also *I managed it somehow* [irgendwie hab ich's geschafft], entschuldigen Sie, dass ich Englisch spreche, und irgendwie hab ich das überstanden.

Dadurch, dass wir in einem *district* [Bezirk] waren, wo die ganzen Kaffeeplantagen waren, hat er einen Job bekommen auf einer Kaffeeplantage. Das war immer sehr nett, sag ich immer, weil wir haben zwei solche Jobs gehabt, weil die Besitzer in der Armee waren und die Frauen zurück nach England gegangen waren. Damit waren wir selbstständig, und eigentlich hat man uns alles überlassen. Nur war in der Gegend ein Manager, ein Generalmanager, der sich wirklich mit Kaffeeplantagen auskannte. Der ist immer gekommen und hat ihn immer *supervised* [beaufsichtigt].

Und da war eine Geschichte, auch ein Grund, warum ich weggelaufen bin: Das Kind von diesem Manager war krank. Man wusste nicht, ob es Meningitis oder Polio war, und ich wusste, dass ich ein Serum in meinem Blut hatte gegen Meningitis und hab mich offeriert, nach Nairobi zu kommen und dem Kind dieses Serum zu geben. Und da hat mein Mann es nicht erlaubt, weil er diesen Manager nicht wollte. Und solche Sachen haben mich so abgestoßen von diesem Mann, ich konnte das nicht verstehen. Er hat es mir nicht erlaubt. Wir waren hundert Kilometer von Nairobi weg, und ich hätte dann ein paar Tage von ihm weg sein können. Und das hat er alles nicht erlaubt. Ich durfte nicht einmal allein um die Ecke gehen. Er war immer so eifersüchtig.

Die Kaffeeplantage war auf einem Plateau, und das waren drei Häuser. Häuser kann man es nicht nennen, Hütten. Eine war das Schlafzimmer, und dann war noch eine

Hütte, das war ein Wohnzimmer mit einem kleinen Kamin und einem kleinen Speisezimmer. Um in die Küche zu kommen, gab es so einen offenen Gang. Da war ein Busch, ein Christusdornbusch, mit solchen Dornen, und in der Regenzeit hat es geprasselt, und dann haben die Schlangen gezischt und so. Da musste ich immer zur Küche durch diesen offenen Gang, und dann bin ich wieder nass geworden. Die Küche war eine Wellblechhütte mit einem Ofen, und wir waren so arm, dass wir nur die trockenen Äste von den Kaffeebäumen zum Feuermachen benutzen konnten. Wir konnten kein Holz kaufen. Und das hat so geraucht. Und die Ratten sind dort auch herumgelaufen, und alles war voller Spinnenweben und so. Und da sollte ich kochen. Und ich konnte schon von Anfang an nicht kochen, weil meine Mutter hat mich das ja nicht gelehrt, und ich war doch Modistin, ich war nie in der Küche. Und dann sollte ich kochen, und dann hab ich immer, ich kann mich erinnern, hab ich immer Spaghetti gekocht, die hat er mir dann natürlich ins Gesicht geworfen. Die waren entweder hart oder zu weich und so. Ich konnt nicht kochen, ich konnt nicht säen. Wir haben auch keine anständigen Töpfe gehabt, das war alles am Anfang. Wenn er das Verständnis gehabt hätte, in dieser schweren Zeit, dass eben nichts so einfach vom Himmel runterfällt. Ich mein, ich war ja nicht als Köchin engagiert, sondern ich bin von zu Haus weg. Also er hat gar kein Anzeichen gemacht, mich zu verstehen. Im Gegenteil hat er mir gesagt: „Sei froh! Ich hab dich aus der Gosse gebracht, du wärst zugrunde gegangen, elend zugrunde gegangen im Konzentrationslager“, oder was immer. Und ich soll das machen, was er will.

Er hat auch immer versucht, mit den englischen Leuten in Kontakt zu kommen, dass man Gesellschaft hat und so. Mich haben sie gern gehabt, weil ich hab so gern kleine Kinder gehabt und hab freiwillig, ohne Bezahlung, auf diese Kinder gerne aufgepasst. Einmal hat er gesagt, wir sollen die Nachbarn zum Essen einladen. Große Sache. Also die Cavadales kommen. Wir haben gefragt, wie das üblich ist: „Was wollen Sie trinken?“ Ich hab doch gar keine Ahnung gehabt, was man trinkt. Die Frau Cavadale trug so lange Ohrringe und ein *burgundy* [burgunderrotes], langes Kleid. Sie sind mit einem alten amerikanischen Auto mit Holzvolant [Holzlenkrad] gekommen. Also was trinken wir? *Gin and lime* [Gin mit Limette]. Da waren noch Flaschen mit Getränken da von den Engländern, und mein Mann hat eingeschenkt und dann mich gefragt: „Was trinkst du?“ Ich hab auch gesagt: „*Gin and Lime*.“ Und wir erheben dann unsere Gläser, und ich seh

a bissl so etwas Gelbes oben auf dem Gin, ich hab keine Ahnung gehabt, was das war. Das war aber Kerosin. Also so hat das angefangen. Frau Cavadale mit ihrem englischen *understatement* [hier: Zurückhaltung] hat nichts weiter gesagt, und ich hab mir gedacht, „Um Gottes Willen, das kann man nicht trinken.“ Also es war schon eine furchtbare Sache. Und dann kam das Essen. Er hat mich gedrillt, wo der Mann sitzt, rechts von mir, und die Frau links von ihm. Hab ich auch falsch gemacht. Dann kam das Hendl, und der Koch, also sogenannte Koch, hat die ganzen Innereien dringelassen. Natürlich ist das furchtbar, aber nicht so furchtbar, wenn man denkt, also ich hätt eigentlich darüber gelacht. Und ich hab auch gelacht, ich bin mit den Engländern ganz gut ausgekommen. Das war natürlich mein *shortcoming* [Schwäche], weil ich hab ja nicht gewusst, dass man das rausnimmt aus einem Hendl. Hätten Sie das gewusst? Ja? [...]

Und dann wollt ich halt Kinder haben. Anstatt Kindern hab ich mir kleine Enten aufgezogen, und die hab ich auch falsch behandelt. Da hab ich immer den Kamin ausgelöscht und hab die Enten da warm gehalten. Und eine nach der anderen ist dann gestorben. Ich war ein Kind. Ich war wirklich ein Kind.

Wie lang waren Sie mit Ihrem ersten Mann denn zusammen?

Ich war mit meinem ersten Mann zweieinhalb Jahre zusammen. Ich wollt einmal weglaufen und hab meinen besagten herrlichen Koffer – ich hab nicht gewusst, dass der so wertvoll ist, heute hätt ich den gerne noch – auf einen Ochsen*cart* [Ochsenwagen] laden lassen. Wir mussten ziemlich lang von der Farm weg auf der kleinen Landstraße fahren, bis man in den Ort kam, und da hat er mich erwischt. Und seine Ehre war gekränkt. Nicht, dass er mich so geliebt hätte, sondern, das geht nicht, dass eine Frau wegläuft. Und da hat er mich [...] gehaut [...] und den Koffer dann wieder zurückgebracht.

Ich bin dann weg, ich mach es kurz, ich bin weggekommen, weil ich hab wiederum auf ein Kind aufgepasst. Und zwar waren das nicht Engländer, sondern polnische Juden, und die Frau hat ein neues Baby erwartet, und ich hab zugesagt, dass ich auf das Baby aufpass, wieder umsonst. Heute macht man ja nichts mehr umsonst. Und das hat ihm nicht gepasst. Nach einer halben Woche hat er mich einfach abgeholt, und ich fand, das war wieder ein schlechter Zug an ihm.

Und da waren so viele *incidents* [Vorfälle], wo er mich so enttäuscht hat, dass ich so eine innere Kraft bekommen hab. Physisch war ich ja so schwach, krank, ich war so dünn, ich hab so schrecklich ausgesehen und hab so eine physische Angst vor ihm gehabt, weil er so wahnsinnige Ausbrüche gehabt hat, auch bei seiner Mutter und so. Es war eine Katastrophe, bis dass ich mir gedacht hab: „Jetzt geh ich. Das ist mir egal.“ [...]

Und da hat er schon einen Plan gehabt, dass er nach Nairobi fährt mit mir und mich von diesen Polen wegholt. Ich seh mich da noch, wie wir dann weggefahren sind von denen, und da war noch ein anderer junger Mann im Auto. Er hat mit mir gesprochen, ich hab einfach nicht geantwortet. Und wär der andere Mann nicht da gewesen, hätt er mich rausgeschmissen aus dem Auto. Aber der hat mich gerettet. Wir sind dann zu der Familie von diesem jungen Mann gekommen. Wir haben dort gewohnt, und ich bin zu dem gegangen und hab gesagt: „Ich kann nicht bei Robert bleiben, ich halt's nicht aus.“ Und die ganzen Leute da haben das gesehen, wie der sich benommen hat, ich hab alle auf meiner Seite gehabt. Und da hat der Mann gesagt: „*So don't worry* [mach dir keine Sorgen]. Du kriegst das Geld für Bus und Zigaretten, und du kannst bei uns wohnen.“ Und ich hab meinem Mann gesagt, ich will, dass wir uns probeweise eine gewisse Zeit trennen. Und da hat er gesagt: „Wenn du von mir weggehst, fahr ich jetzt in den nächsten Baum.“ Und das hätt er auch gemacht, also hab ich gesagt: „Na gut, ich komm zurück.“ Aber da bin ich zur Polizei gegangen, hab ihnen das erzählt, dass ich einen fremden Mann geheiratet hab und so. Und die haben gesagt: „Wir geben dir eine Woche. Wenn du einen Job findest, darfst du in Nairobi bleiben.“

Und ich hab eine Freundin gehabt, eine Engländerin, die war Krankenschwester. Und die hat mich dann in dieses *nursing home* [Altersheim] gebracht, zu der *matron* [Oberschwester], die das geführt hat. Und ich hab der das erklärt, und die haben mich angenommen. Und das war ideal, da war ich unter Schutz. Da war also ein Haus für die Schwestern und so, und ich hab diesen Job geliebt. Ich war ein Jahr Krankenschwester. Und der konnt mich nicht [mehr] belästigen. Naja.

Und hat Sie Ihr Mann dann in Ruhe gelassen?

Er hat mich in Ruhe gelassen. Und dann hab ich meinen jetzigen Mann kennengelernt, und das war eine ganz, wirklich ganz unglaubliche Liebe. Und der hat sich

auch verpflichtet, die *divorce* [Scheidung] zu bezahlen, und wir haben dann zusammengelebt. Und dann hab ich sofort ein Kind erwartet.

Der Robert, der ist dann weg, hat Geld unterschlagen auf der Farm und ist dann ins *business* [Geschäft] gekommen. War ganz tüchtig dann bis zum Schluss. Er hat Catering gemacht für große Airlines. Und er hat da wahrscheinlich schon irgendwas angefangen mit einer anderen und hat mir die *divorce* sozusagen gegeben, obwohl ich schuldig war [...]. Und ich hab voller Stolz meine Schwangerschaft in der Umgebung gezeigt. Jetzt hab ich mir meinen Mann selber gesucht, könnt mich alle gern haben.

Und wer war Ihr zweiter Mann?

Mein zweiter Mann war deutscher Abstammung, was mir überhaupt nicht gefallen hat am Anfang.

War er jüdisch?

Halb. Wirklich halb. Die Mutter war eine geborene Meier, und der Vater war natürlich auch schon getauft, Professor Wolff, Professor der Philosophie. [...] Mein Mann hieß Eberhard Felix Waldemar. Nur wenn ich sehr böse war, hab ich ihn Eberhard genannt. [...]

Waren das auch Flüchtlinge?

Ja, waren auch Flüchtlinge, die Familie. Ich weiß gar nicht, er war schon früher weg, er hätte bleiben können, nur hat man ihm das Studium, glaub ich, verboten. Er durfte nicht weiterstudieren. [...]

Haben Sie sich taufen lassen? Er war ja protestantisch, nicht?

Jaja, dann, wie ich da eine Familie gegründet hab, hab ich mich taufen lassen, weil ich endlich einmal etwas in Ordnung haben wollte. In meiner Familie war ja einer katholisch, einer war jüdisch, einer war konfessionslos, einer war da und einer dort. Endlich mal richtige Protestanten. Die zwei Kinder waren Protestanten. [...]

Was war Ihr Mann eigentlich damals?

Also er ist nach Afrika gekommen, eigentlich nach Tanganjika, und hat eine deutsche Fahrradfirma vertreten. Und dann ist, glaub ich, der Krieg ausgebrochen. Ge-

nau weiß ich nicht, und dann wurde das nicht mehr importiert. Und dann ist er in eine Goldmine gegangen. [...]

Was hat er gearbeitet, als Sie ihn geheiratet haben?

Wie ich ihn geheiratet habe, war er in einer großen Firma als Prokurist. Da hat er natürlich keinen großen Gehalt gehabt, das war alles noch ziemlich ... Kenia war ja nie wirklich ein reiches Land. Und er hat sehr brav seine Eltern unterstützt und hat Geschwister. Und ich hab auch gearbeitet. Ich hab immer wieder gearbeitet.

Ich bin dann rausgeflogen von meinem Spital, weil ich zu spät zur *duty* [in den Dienst] gekommen bin, weil ich mit einem französischen Offizier im *gamepark* [Wildpark] war und mich verirrt hab. Hat mir natürlich keiner geglaubt. Und die Oberschwester ist zu mir ins Zimmer gekommen, weil ich verschlafen hab. Dann hab ich gesagt, ich hab Halsweh oder irgendwas. „Kommen Sie in mein Büro. Ich kann Sie nicht weiter hier behalten, weil Sie sind verheiratet. Und ich hab nicht die Erlaubnis, Sie zu behalten wie unverheiratete junge *probationer* [Lernschwestern].“ [...]

Und dann hab ich bei einer Freundin gewohnt, bei einer wunderbaren, polnischen Familie. Ich sag immer wunderbar, eine wunderbare katholische Familie, eine Familie. Das war immer mein Traum, der unerfüllt war mein ganzes Leben. Der Vater hat immer einen Topf mit herrlichem Hendl, wo noch die Füße dran waren und der Hals, gekocht. [...] Zwei hübsche Töchter und ein fescher Sohn, Architekt. Und mit der älteren Tochter war ich sehr befreundet. Die war bei der Royal Airforce in einer hübschen Uniform, in einem Büro. Und die ist jeden Tag von ihrem *boyfriend* [Freund] mit dem Auto abgeholt worden, und ich bin auch mitgefahren. Ich hab auch in der Stadt gearbeitet in einem Kleidergeschäft, weil ich doch so tüchtig bin. Und eines Tages saß ein fescher, blonder, junger Mann in diesem Auto, das war der Herr Wolff. Erst war ich entsetzt, wie ich gehört hab, dass er Deutscher ist, ja. Und so hat das angefangen. Und so trällert sich das weiter.

Sie haben ja dann sehr schnell ein Kind bekommen. Das heißt, Sie haben jetzt offensichtlich gefunden, was Sie sich gewünscht haben. Sie haben eine Familie gegründet.

Ich hab eine Familie gegründet, ja. Es war nur alles, was das Finanzielle anbelangt, noch sehr schwer. Aber das hab ich gar nicht so empfunden. Wir waren ja arm, und ich hab einen *boy* [Laufburschen] gehabt. Jeder hat einen *boy* gehabt. Du konntest gar nicht so arm sein, dass du nicht einen *boy* gehabt hättest. [...]

Und dann ist mein Mann in *partnership* [Zusammenarbeit, Beteiligung] gegangen mit einem sehr tüchtigen, russischen Juden, der für sich selbst sehr tüchtig war, aber meinen Mann ziemlich betrogen hat am Ende. Wir sind dann übersiedelt in ein Haus, das hat einem Inder gehört. Vorher war ein indischer Arzt da drin, da waren lauter Waschbecken, in jedem Zimmer. Da haben wir dann 25, 20 Jahre drin gelebt. Wir haben's gemietet und umgebaut und haben einen herrlichen Garten gehabt.

War das in Nairobi?

Alles in Nairobi. Mittlerweile ist mein Mann immer größer und größer geworden im Geschäft mit *scrap* [Altmetall]. Nach dem Krieg gab es in Ostafrika sehr viel *scrap*, alte Lokomotiven, alte ... Und das kommt in eine Maschine und wird zu Nuggets gepresst, das sind dann so Pakete. Und diese Pakete, tonnenweise, hat er dann nach Japan verschifft. [...] Aber hat er zu viele Ideen gehabt und hat sich nie auf etwas wirklich konzentriert. Er hat dann angefangen, Zement zu importieren, dann *bricks* [Ziegel] zu machen, Ziegelindustrie, dann Kupfer, in Rhodesien³⁷ Kupferminen besucht, und immer war er unterwegs. Das war auch nicht der Traum von einem glücklichen Heim. Ewig unterwegs. Geschäftsleute, bei jeder Mahlzeit telefonieren, und so eine Unruhe, [ich hab nie] gewusst, wann er wegfährt, wann er wiederkommt, und so war das dann.

Das ist schon nach dem Krieg?

Ja.

Sie haben ja drei Kinder bekommen in dieser Zeit. Haben Sie eigentlich je gedacht, immer in Kenia zu bleiben, also auch nach Kriegsende? Wollten Sie dort bleiben?

Ja, ja. Obwohl, ein Problem: Es war irgendwie ein bissl *snobbish* [versnobt] in Kenia.

³⁷ Das heutige Simbabwe.

Insofern, wenn die Buben in Kenia erzogen wurden, dann haben sie kein sehr schönes Englisch gesprochen, und dann waren sie *colonials* [Bewohner einer Kolonie]. Das war damals so. Die Engländer sind ja heute nicht mehr so. Und da hatten die Kinder nicht denselben Standard wie die Kinder, die in England in einer *public school* [in Großbritannien: Privatschule] erzogen wurden, nicht? Im Mutterland sozusagen. Und da haben wir die Buben nach England geschickt, nach Rugby. Ist eine der besten Schulen, die hat der Henry VIII. *gefounded* [gegründet].³⁸ Der eine war schon elf, und der andere war neun. Das Schulsystem war so, dass du vorher in eine *preparatory school* [vorbereitende Schule] gehen musstest, und dann in eine *public school*. Und die *preparatory school* wurde bei meinem zweiten Kind aufgelöst, und so musste er die *preparatory school* in England machen. Mit neun Jahren musste er weg, und das ist eine furchtbare Sache. Heute wirft er mir das noch vor. Und dann sag ich immer: „Hör zu, Antony. Wenn dein Bruder dieses *schooling* [Schulausbildung] gehabt hätte und du nicht, hättest du mir das ewig vorgehalten. Heute wirfst du mir vor, dass du mit neun Jahren nach England gekommen bist.“

Das Schulsystem der Engländer war ja *backward* [rückständig], das war ja noch *Victorian* [viktorianisch], nicht? In Rugby, wenn du in einer oberen Klasse warst, durftest du durch's Gras gehen und einen Schirm tragen. Wenn du in der unteren Klasse warst, durftest du, wenn's noch so geregnet hat, keinen Schirm tragen und musstest um das Gras herum gehen. Obwohl man in England durch jedes Gras gehen kann, weil das dort so gut wächst durch die Feuchtigkeit. Da kann man in Parks überall gehen, es ist nicht „verboten, verboten.“

Ich hätte eine Frage zu Nairobi. Haben Sie viele Bekannte gehabt, die Flüchtlinge aus Nazideutschland waren? Ich weiß nicht, wie groß die Gemeinde der Flüchtlinge überhaupt war.

Ziemlich viele. Viele Wiener auch.

Hat man sich getroffen unter den Flüchtlingen?

Ja, ja. Man hat sich getroffen, und man hat sehr zusammengehalten. Und viele von den Angestellten von meinem Mann waren Flüchtlinge. Die sind jetzt alle über 80

³⁸ Die Rugby School, eine der renommiertesten und ältesten Privatschulen Englands, wurde 1567, während der Regierungszeit von Königin Elisabeth I., gegründet. Hier soll auch der Rugby-Sport entstanden sein.



Susanne und
Eberhard Wolff
mit Freunden
in Nairobi



Susanne Wolff mit ihren Söhnen Michael
und Anthony



Susanne und
Eberhard Wolff



Susanne
Wolff und ihre
Schwester
Gulia



Susanne Wolff mit ihrem zweiten Gatten Eberhard
Wolff an der Küste in Mombasa, circa 1945



Haus der Familie Wolff in Nairobi, Kenia

und so, die für ihn gearbeitet haben. Und dann hat er einen angestellt, der schon in England war, ein sehr tüchtiger Mann, der Freddy, der ist dann später österreichischer Konsul geworden und hat in dem Beruf von meinem Mann angefangen. [...]

Wie hat man sich getroffen? In privaten Kreisen?

Privat. Also, das Gesellschaftsleben war großzügig. Das Essen war relativ billig. Es ist uns da gut gegangen. Platz war da, ich hab zum Beispiel einen Freund gehabt, der war Architekt, mit seiner Frau. Er ist vorgefahren und hat gesagt, ob er zwei, drei Wochen bei uns wohnen kann. Er hat vier Jahre bei mir gewohnt im Haus.

Dann, einmal hat's geregnet. Plötzlich klopft's, und es kommt ein junges Ehepaar in unser Haus rein. Es war während des Kriegs, da waren überhaupt keine Zimmer zu haben. Die Südafrikaner, die Australier, die Engländer, die Franzosen, alle Leute von diesen Armeen waren da, nicht? Nur keine Japaner und Deutsche, und Italiener. Und die beiden haben gebeten, ob sie – ich hab ein Gästezimmer gehabt – ob sie bei uns schlafen können ein paar Tage. Okay. Am nächsten Tag kommen sie mit einem Baby, ein Jahr alt, haben zur selben Zeit ein Baby gehabt wie ich. Entzückende Engländer.

Und es war halt so, dass, wenn du den *boy* abgerichtet hast, konntest du gut leben, und er hat alles gemacht. Zum Schluss hab ich fünf Angestellte gehabt. Das klingt enorm. Zwei im Haus, ein Mädchen, die Julia, einen *driver* [Fahrer] und einen *Gartenboy*, einen Gärtner. Du bist natürlich ununterbrochen beschäftigt, sie zu *supervisen* [beaufsichtigen] und so weiter, und du hast nie Ruhe. Die kommen ständig daher. Immer stören sie dich übers Telefon, sie wollen das, sie wollen das. Und da hab ich mir nur ein kleines Apartment in Europa gewünscht, wo kein *boy* herumschlurft. Jetzt möchte ich gern einen haben, hier, nur einen *boy* möchte ich haben, der schlurft. Der kocht, der die Veranda putzt, das Bett macht, Frühstück macht. Herrliches Frühstück immer in Kenia: frische *pineapples* [Ananas], frische *Popow-eggs* [Eier], und alles serviert. War fantastisch.

Wie war eigentlich das Verhältnis zu den Schwarzen?

Ich hab's gut gehabt, ich hab alle sehr lange gehabt. Aber nie geschlagen und so. Das Einzige, was man den Engländern vorwerfen könnte, ist dieses von oben herunter.

Im Falle von irgendwelchen kriminellen Sachen oder was immer, Streitereien, da waren sie sehr fair. Nur sie haben ihnen nicht die Hand gegeben. Und wenn du in ein Geschäft gegangen bist, und da war eine *queue* [Warteschlange] von Afrikanern, die mit ihren *baskets* [Körben] von den Damen *orders* [Anweisungen] gehabt haben, dieses und jenes zu kaufen, und du bist als Weißer hereingekommen, bist du gleich drangekommen.

Wie war das für Sie? Haben Sie das als normal empfunden?

Nein. Das hat mir nicht gefallen. Man passt sich ja an, aber ich hab das nicht so weit geführt wie fast alle. Die Ärgsten waren die Buren³⁹, die aus Südafrika, eine Mischung von Holländern und Deutschen. Das ist ein bekannt mieses Volk. Kann ich ruhig sagen. Die haben die Afrikaner sehr schlecht behandelt. Dass man sie nicht erschlagen hat, ist ein Wunder. Naja, Kenia ist aber ein sehr schönes Land, ich hab oft große Sehnsucht.

Ich möchte noch eine Frage stellen, die die Zeit des Nationalsozialismus betrifft. Und zwar Ihre Mutter, Sie haben erzählt, Ihre Mutter hat Sie bis Venedig begleitet. Wie ging es mit Ihrer Mutter weiter?

Meine Mutter hatte durch Beziehungen, die sie noch aus alten Zeiten hatte, eine englische Freundin, und die hat sie nach London rübergebracht.

Das heißt, Ihre Mutter ist noch vor dem Krieg nach England geflüchtet?

Ja, die ist gerade im letzten Augenblick, ich glaub, im August 1939, nach England.

Diese Freundin war eine Ärztin, und die Töchter vom Churchill sind dort ein und aus gegangen. Also es war so gehobene Gesellschaft dort, aber sie hat im Keller gewohnt und war offiziell eine *domestic* [Hausangestellte]. Aber dann ist sie aufs Land zu zwei Schwestern, das hat sie so herrlich beschrieben, die ein *cottage* [Landhaus] gehabt haben. Das hat ihr wahnsinnig gut gefallen. Eine ganz andere Welt, und die haben gesagt, sie soll einen Apfelkuchen machen. Sie hat keine Ahnung gehabt, wie man das macht, und hat gehört, dass in dem Dorf eine Österreicherin ist, und hat sich ein Rad ausborgt ohne Bremsen und ist in dieses Dorf

³⁹ Meist aus den Niederlanden stammende Siedler, die sich im 17. Jahrhundert im heutigen Südafrika niedergelassen haben.

gefahren. Irgendwie hat sie trotzdem damit stehen bleiben können und hat dann das Rezept bekommen. Und hat das irgendwie glimpflich zusammengebracht.

Aber dann, da war noch eine furchtbare Sache. Die haben gesagt, sie möchten einen Tafelspitz, und sie hat ein Stück Fleisch gekauft. Sie schaut dann in den Topf hinein, und es war so rosa, und sie sieht, dass es ein geräucherter Schinken war. Dann hat sie Zucker hineingegeben, hat geglaubt, das wär Salz. Also das war auch kein Erfolg. Also jetzt können Sie sich vorstellen, warum ich nicht kochen konnte. Aber jetzt kann ich schon ein bissl besser kochen.

Und Ihre Mutter ist dann nach dem Krieg nach Amerika ausgewandert?

Meine Mutter ist noch während des Kriegs nach Amerika. Also ihre Schwester hat sie nachgeholt, hat ihr ein Affidavit verschafft, und dann ist sie nach Amerika und hat das am Anfang gehasst. Nach Ohio, Dayton, Ohio, eine Provinz, das hat sie gehasst. Sie hat so auf Babys aufpassen müssen, auf Kinder. [...] Die waren ungezogen und schrecklich. Und da ist sie nach New York, da hat sie alle ihre Freunde gehabt, und es war natürlich alles sehr schwer. Dann hat sie einen Job bekommen, bei den United Nations irgendwas. Sehr interessant, da war auch der Torberg und so. Und sie hat einen Freund schon in Wien gehabt, den hat sie nachkommen lassen, der war auch dann in England. Und nachdem es ein *government job* [Beamtenjob] war, konnte sie mit ihm nicht unverheiratet unter einem Dach leben und hat ihn heiraten müssen. Aber sie war so temperamentvoll und so. Am ersten Tag nach der Hochzeit ist sie mit dem Koffer schon wieder weggelaufen. Aber sie ist dann wieder zurückgekommen. Naja, und dann hat sie sich durchgewurschtelt.

Im Jahre 1947 ist mein zweites Kind geboren, und da ist sie das erste Mal, also ich habe sie acht Jahre nicht gesehen, das war eine Ewigkeit, und da ist sie nach Kenia gekommen. Und das war wunderschön. Werd ich nie vergessen. Es war wunderschön, sie zu sehen. Da war sie ja erst 47, sie war ja sehr jung. Und sie war voller Temperament und hat das so genossen und ist mit dem *native bus* [Bus der Einheimischen], mit dem afrikanischen Bus, herunter nach Tanganjika gefahren. Und hat es noch zusammengebracht, dass sie vorne gesessen ist, und hinten haben hunderte Neger gesessen mit ihren Hendl und Schafen und allem Möglichen. Und sie war

doch eine Raucherin, und sie hat den Vordersitz ein bissl angebrannt mit kleinen Flammen. Also sie hat das so beschrieben, diese Reise nach Tanganjika.

Und da ist noch eine Geschichte: Der Koritschoner hat eben diese Plantagen gehabt in Tanganjika und hatte einen Bruder, der das verwaltet hat. Und den Bruder hab ich die ganze Zeit gesucht, besonders, wie ich so unglücklich war mit dem Seemann. Ich hab mir gedacht: „Vielleicht hab ich da einen Halt, vielleicht find ich ein Stück Familie.“ Und ich hab immer nach Koritschoner gefragt, Koritschoner, kein Mensch hat den in Tanganjika gekannt. Und dann hat sich herausgestellt, durch Zufall, durch eine Konversation mit jemand, ein gewisser Corey, der die ganzen *native*-Sprachen studiert hat und mit allen *natives* sprechen konnte, ist berühmt geworden. Man hat ihm sogar ein Monument gemacht in Dar es Salaam⁴⁰. Und wie meine Mutter gekommen ist, da war das, zu der Zeit, hat jemand eben von einem Corey gesprochen. Da ist sie eben mit dem Bus nach Tanganjika und hat ihn getroffen.

Und das war der Bruder vom Koritschoner?

Das war der Bruder vom Koritschoner. Da hat sich eine große Freundschaft entwickelt. Der war eigentlich nur Wissenschaftler, und diese Sisal-Farm war schon nicht mehr in seiner Hand. Ich weiß es nicht. Also von Geld oder irgendwas war überhaupt gar keine Rede. Aber das hat mich, im Hintergrund, hat mich das am Leben erhalten: „Ach, mir kann nichts passieren, da ist der Koritschoner, ich werd nicht verhungern.“ Ich rede nicht von Reichtum, ich rede vom täglichen Essen, wenn man überhaupt nichts, kein Geld hat. Und der Robert hat mir nie Geld gegeben und so. Also das hat mich am Leben erhalten, genau wie's mich heute am Leben erhält, wenn ich denke, ich werd bestimmt im Lotto gewinnen.

Sie haben erzählt, dass Sie eigentlich ein sehr großbürgerliches Leben, aus europäischer Sicht, geführt haben, mit Haus und fünf Angestellten, und eigentlich in Kenia bleiben wollten. Warum sind Sie nicht geblieben?

Wegen der Mau-Mau's⁴¹.

⁴⁰ Stadt in Tansania.

⁴¹ Unabhängigkeitsbewegung in Kenia, die gegen die britische Kolonialherrschaft kämpfte.

Es hat sich dann auch eine englische große Firma, eine Konkurrenz für meinen Mann, dort niedergelassen, und mein Mann hat keine Zukunft gesehen. Aber in der Zwischenzeit, in seiner Zeit als Geschäftsmann, ist immer alle sechs Monate ein *prospector* [Goldschürfer] gekommen. Und der hat immer so kleine Steinchen gebracht. Er war ein Trinker und hat sich immer von meinem Mann ein bissl Geld geholt, und dann ist er wieder verschwunden. Alle paar Monate ist er wieder gekommen und hat wieder Steinchen gebracht. Und mein Mann, der gerne immer was Neues gemacht hat, hat sich sehr dafür interessiert und hat diese Steine nach England gebracht. Und da hat sich herausgestellt, dass das Rubine sind. Und dann hat er diese ganze *scrap*-Sache verkauft und hat angefangen, die Sache mit den Rubinen zu organisieren.

Er hat von der Regierung Land *leasen* [pachten] können, eine große, große *area* [Fläche]. Und das musste organisiert werden, weil die Arbeiter, die da geschürft haben, mussten mit Wasser versorgt werden, und die Leute, die das Wasser gebracht haben, die *Masai*⁴², haben dann aber wieder Steine mitgenommen. Man konnte das nicht unterbinden, außer mit Stacheldraht und elektronischen Geräten, mit denen man die Arbeiter durchleuchtet und sehen kann, was er im Darm hat, wie viele Steine. Also das ging aber nicht. Er hat das am Anfang sehr schlecht organisiert und ist schlecht beraten worden.

Er hat Steine nach England gebracht, und dann hat sich ein Juwelier dafür interessiert, der hat gesagt: „Gib mir vier Jahre, ich werd das auf den Markt bringen. Ist eine andere Farbe wie der kolumbische und salonische Rubin, der ist rötter. Die anderen sind bläulicher. Die Juweliere sind an die anderen Farben gewöhnt, für Generationen, bis das anders wird, dauert es.“ Und da hat er vier Jahre verloren. Und dann ist es freigegeben worden.

Wir haben in diesem Haus hinten eine Garage gehabt, und er hat sich einen Mann aus Idar-Oberstein⁴³ kommen lassen, und da war der Graf Arco⁴⁴ [...]. Die waren angestellt von meinem Mann, und die sind da ein paar Wochen geblieben, haben in Säcken die Rohsteine gesammelt, und dann haben sie's zu uns in die Garage gebracht. Das war verboten, weil das war eine kleine Industrie. Und da ist der Herr Haubert aus Idar-

⁴² In Kenia und Tansania beheimatete Volksgruppe.

⁴³ Stadt in Deutschland.

⁴⁴ Arco: Deutsches Adelsgeschlecht.

Oberstein gekommen und hat den *boys* gezeigt, wie man aus dem Muttergestein diese Steine herausschlägt, ohne sie zu brechen. Und ich bin auch dort gesessen mit einer Zahnbürste, und neben mir war ein Kübel, und da hab ich so gerieben und geguckt, wo ein roter Stein rauskommt und so. Und wenn wir ein Auto gehört haben, haben wir schnell die Garagentür zugemacht, weil das verboten war. Und dann ist mein Mann nach England, hat sich umgeschaut. Die Buben waren in den Schulen, meine Tochter war bei mir, die war zehn Jahre jünger als der älteste Sohn. Und ich hab eine wunderbare Kollektion von Rohsteinen gehabt und hab sie in drei verschiedenen metallenen Zuckerdosen schön verpackt. Einer seiner Angestellten war der Prinz Zepiere⁴⁵, ein polnischer Prinz. Sehr netter Mann. Arm, aber war ein wunderbarer Mann. Was heißt aber? Ein wunderbarer Mann. Der ist Zeuge, deswegen sag ich das, der ist Zeuge. Der ist mit mir zu dieser Airline gegangen, und da haben wir die Rohsteine geschickt, und mit einem Wort: Das Ganze ist gestohlen worden. Man hat noch rausfinden können, dass der Dieb mit Qantas⁴⁶ auf dem Weg nach Australien war. [...]

Wie ist es dann dazu gekommen, dass Sie aus Kenia weggekommen sind?

Dann war mein Mann wieder in Kenia und hat sein Geschäft aufgegeben und sich mehr auf die Steine konzentriert. Er hat die Steine auch nach Indien gebracht. Mühselig ist er nach Bombay et cetera und hat die Steine dort schleifen lassen. Und dann teilweise in Paris. Es ging über Jahre. Und nachdem die zwei Söhne schon in England waren, haben wir uns schließlich entschlossen, auch nach England zu gehen.

Wir sind im Dezember [angekommen], Dezember 1960, 1961 sind wir hierhergekommen, haben im Grand Hotel gewohnt.

Nach England?

Von England hierher nach Kitzbühel.

Das war das erste Mal, dass Sie nach Österreich gekommen sind damals?

Nein, nein, ich war schon vorher einmal mit meiner Mutter hier, im Jahre 1959. Nach Wien wär ich nie gegangen.

⁴⁵ Hier handelt es sich wahrscheinlich um den polnischen Adligen Eustachy Sapieha (1881–1863) oder einen seiner Söhne. Sapieha, in den 1920er-Jahren unter anderem Außenminister von Polen, wurde nach dem sowjetischen Einmarsch in Polen 1939 wegen „sowjetfeindlicher Haltung“ zunächst zum Tode verurteilt, 1941 jedoch freigelassen, woraufhin er sich in Nairobi niederließ.

⁴⁶ Qantas Airways: Australische Fluglinie.

Wie war das damals, 1959, wieder nach Österreich zu kommen, das erste Mal?

Das war Kitzbühel, das war anders. Erfreulich. Kitzbühel war eine andere Welt.

Sie sind mit Ihrer Mutter nach Kitzbühel gefahren?

Ja, direkt. Nicht nach Wien.

Warum?

Wien war für mich jahrelang tabu. Ich hab so eine Enttäuschung in mir gehabt, die hat in mir gekocht all die Jahre lang. [...] Tirol hab ich ja nicht so gekannt, und die Tiroler Sprache und so, das war okay.

Meine Schwester ist dann nach Wien. Ihr Mann war *physicist* [Physiker], hat bei der Atombehörde gearbeitet. Ich bin ganz selten nach Wien. Das hat Jahre gebraucht. Auch jetzt, meine Tochter ist jetzt in Wien, das ist nicht meine Stadt. [...] Und wenn ich das hör, diese Wiener. Und wenn ich diese Neureichen sehe, die jetzt mit dem BMW fahren und so reden und so richtig Proleten sind. Ich kann das nicht sehen. Es ist nicht *snobbish*, die haben dort hingehört früher, das war okay. Aber wie sie jetzt angeben und so, das vermag ich nicht.

Sie haben zuvor erzählt, dass Sie 1961 das erste Mal mit Ihrem Mann hier waren in Kitzbühel, aber Sie haben damals in England gelebt. Das heißt, Sie haben vorgehabt, nicht nach Österreich zu gehen oder nach Deutschland, sondern in England zu leben.

Nein, nicht. Eigentlich wollten wir nur auf Urlaub hierherkommen und so, das war immer sehr nett. Ich wollt, dass die Kinder Ski fahren. Das war sehr international hier. Man darf nicht vergessen, Kitzbühel ist *cosmopolitan* [weltoffen], international, das ist nicht nur Tirolerisch. Die Wiener, die da am See waren, die hab ich immer gemieden, immer einen riesen Kreis gemacht.

Was haben Sie dann in England gemacht?

In England hab ich nicht gearbeitet. Da ist es mir und meinem Mann sehr gut gegangen, noch. Wir sind sehr oft umgesiedelt, bis wir ein eigenes, also selbst eingerichtetes Apartment gehabt haben. Und gerade am Anfang dieser Zeit hab ich rausgefunden, dass er ein Verhältnis mit meinem Au-pair-Mädchen hat.

Ich war noch hier [in Kenia], das war im Januar, bevor die Julie⁴⁷ in die Schule ging, da war ich noch hier, und da hat er geschrieben, oder angerufen, und gesagt, er hat ein Apartment, und er hat auch schon ein Au-pair engagiert, durch eine Agentur. Und wir sind dann hingekommen. Die war nicht gleich da, die ist ein paar Tage später gekommen. Ich brauch sie nicht zu beschreiben. Also jedenfalls hat sich da etwas entwickelt. Die Französinnen, wenn die etwas wollen ... Und dann lassen sie auch nie einen Mann los, gib acht. Das ist bekannt. Und er war damals in seinen besten Jahren, so Anfang 40, und hat gut verdient und war lustig. [...] Wir haben dann [...] in der North Audley Street gewohnt, ich weiß nicht, ob Sie das kennen. Ich bin von der einen Seite gekommen, hab das Essen geschleppt, und er ist mit ihr gegangen, Arm um ihre Schultern, und hat sie zum Unterricht gebracht, sie hat Englisch gelernt. Und da hat es gefunkt. Ich gehe nicht in Details. Wie, warum es funkt, weiß doch eh kein Mensch. Und das ist immer weitergegangen.

Haben Sie sich dann von Ihrem Mann getrennt?

Nein, nein. Dann sind wir in ein Haus gezogen, und da ist sie nicht mitgekommen. Da hab ich ein anderes Mädchen gehabt, ein spanisches Mädchen, für die Julie und den Haushalt. Da haben wir eine furchtbare Ehe geführt, mein Mann und ich. Wir haben ein herrliches Haus gehabt in einer wunderbaren Gegend am Eaton Square, und wunderbar *gefurished* [möbliert] war es. Und er hat dann angefangen zu spielen im Kasino. [...]

Wann haben Sie sich getrennt von ihm?

Gar nicht. Es hat sich getrennt. Hier, diese Wohnung [in Kitzbühel], das war noch im Rohbau. Wir haben diese Wohnung gemietet und auch die untere. Und da hab ich eine Wendeltreppe gemacht, für die Kinder, alles sehr schön. Unten hab ich so hergerichtet, weil ich wollte, dass er [...] arbeitet da unten, und ein Telefon angelegt, immer in der Absicht, dass wir jetzt endlich zusammenbleiben. Egal, wo er wohnt. Er reiste ja eh in der ganzen Welt herum. Aber dass er dann einen Platz hat, wo er arbeiten kann, wenn die Kinder nicht da sind und so. Und es gab einen kleinen Garten, es war noch nicht so verbaut damals. Es war sehr nett. Und er ist damals in dem Jahr sechsmal hergekommen und hat mir geholfen. Er hat Nägel

⁴⁷ Tochter von Susanne Wolff.

eingeschlagen und so weiter. Und in diesem Jahr hat dieses Au-pair ihr Kind erwartet. Also sein Kind erwartet. Und im November sind wir hier eingezogen, und da sind unsere Kinder dann zu Besuch gekommen. Die Buben haben schon *girlfriends* [Freundinnen] gehabt.

Damals war es so schwer, etwas zu bekommen. Man konnt nicht in ein Geschäft gehen und einen Sessel kaufen. Es war immer so sechs Wochen, drei Monate Wartezeit. Und endlich hatte ich das alles hier zusammengekriegt, die ganze Wohnung. Und dann kam Weihnacht, da kamen sie zu Weihnacht von allen Ecken der Welt. Und einen Tag vor Weihnachten sagt mein Mann, er muss zurück nach London, weil da ist irgendein Prinz. Da hat er schon angefangen, mit Schmuck zu handeln mit den Saudi-Arabern. Einen Tag vor Weihnachten, das kann man sich nicht vorstellen, wie unglücklich ich war. Endlich einmal war er da, und dann geht der wieder.

Und da hab ich es schon gespürt, dass da etwas ist, und ich hab nicht gespürt, dass das sie ist. Sie ist ihm auch nach Kenia nachgefahren, wie er noch mit den Steinen gearbeitet hat. Also das war eine lange Geschichte, was soll ich Ihnen erzählen. Und das hat sich gezogen und gezogen und gezogen, und er hat immer wieder gesagt, es ist aus. Und ich hab nichts gewusst von dem Kind. Und eines Tages treffen wir uns in Paris. Eine Nacht vorher hab ich geträumt von einem kleinen Kinderwagen. Und ich treff ihn in Paris. Wir haben im Hilton gewohnt. Ich seh uns noch im Taxi, und dann sag ich: „Hast du ein Kind?“ Sagt er: „Ja.“ Sag ich: „Gott sei Dank, dass du mir das sagst. Endlich ist das Eis gebrochen, nicht immer diese Lüge, lass uns doch Freunde sein.“ Hab ich mir so vorgestellt. Wir sind dann angekommen im Hilton, und ich habe sofort einen riesen Cognac heruntergeschüttet. Unglücklich, unglücklich. Ich hab gedacht, jetzt werd ich ihn endlich verstehen, das muss doch auch für ihn viel leichter sein. Ich hab mir das so vorgestellt, aber es hat sich nichts geändert.

Und dann, zu der Zeit, hab ich dann hier einen anderen Mann kennengelernt. Das war sehr gut, weil ich war wahnsinnig unglücklich. Wir haben acht Jahre hier unter einem Dach gelebt, und nach acht Jahren hab ich ihn dann rausgeschmissen, weil er auch ein Choleriker war. Er war zwar ein Wiener, war aber mit einer Jüdin verheiratet. Er hat im 2. Bezirk gewohnt als Bub und war dort im Gymnasium, in der Zirkusgasse, heißt das, glaub ich, hat er erzählt. Er ist von den Juden geschlagen worden, weil es waren nur drei Arier

und 25 Juden. Das hat er erzählt. Er war sehr komisch. Er war sehr judenfreundlich und hat viel mehr gewusst über die Juden, als ich jemals gewusst hab. Er hat einen irrsinnigen Humor gehabt, war sehr gescheit, war ein toller Schneider. Teilweise war es unmöglich, teilweise war es ganz nett. Er hat mich abgelenkt von all diesem Unglück, diesem jahrelangen Unglück und den Hoffnungen, weil er kam aus einer anderen Welt. Ich bin mit dem sehr viel unterwegs gewesen. Wir haben Freunde gehabt in Italien. Wir waren da und da und dort. Das Einzige, was er sehr gut konnte, war Auto fahren. Er ist nicht zu schnell gefahren, ich hasse schnelle Autofahrer. Aber sonst war er ein Tyrann.

War das eigentlich Ihre Entscheidung, nach Kitzbühel in Österreich zu übersiedeln? Wollten Sie wirklich in das Land zurück?

Nein. Mein Mann hat einen Fünf-Jahres-*contract* [Vertrag] gemacht hier. Bewusst. Er hat den blödesten *contract* gemacht. Er hat unterschrieben, dass, obwohl wir Mieter waren, wir verantwortlich sind für Reparaturen. Und alles Mögliche, und eine hohe Miete und so, nur damit er mich los wird.

Wollten Sie tatsächlich nach Österreich zurück?

Ich wollt immer wieder nach England, und er hat immer Ausreden gehabt: „Politisch ist es unruhig, das Wetter ist schlecht.“ Immer wieder hat er Ausreden gehabt. Ich wollte nicht hierbleiben. Ich bin hier in Österreich im Exil, Exil. So wie der Napoleon nach Elba.

Wie wichtig ist das eigentlich für Ihre Kinder, die Erfahrung, die Sie haben, dass Sie vertrieben worden sind? Dass Sie Jüdin sind?

Das ist komisch, sie wollen nichts davon wissen, die Buben. Die Julie ist viel mehr involviert, dadurch, dass sie auch viel mehr hier war. Die Buben wollen eigentlich davon nichts wissen. In erster Linie waren sie, wie sie ein bissl größer waren [...], eigentlich unglücklich, dass ihre Eltern Deutsch sprechen. Die haben am Anfang eigentlich immer wieder gesagt: „Wenn unsere Freunde kommen, bitte sprecht's nicht Deutsch.“ Das versteh ich. Hab ich auch respektiert. Und noch ärger war das mit dem jüdischen Blut, das da wahrscheinlich sehr dick fließt, nicht? Sie sehen ja Englisch aus, sind auf englische Schulen gegangen und so weiter. Wenn ich's [das jüdische Erbe] nicht weitergeben kann und ihnen wirklich einen Halt geben kann, werd ich doch nicht pfuschen, damit sie noch unglücklich sind. Deswegen bin ich

doch auch protestantisch geworden, bin in die Kirche gegangen und hab mich mit 27 taufen lassen im weißen Kleidchen.

Und bei Ihrer Tochter?

Bei meiner Tochter ist das anders. Seit sie [...] verheiratet ist, ist sie plötzlich hundertprozentige Jüdin geworden. Weil ihr Mann war von Haus aus ein Antisemit, und der hat das natürlich provoziert und immer wieder davon gesprochen. Dadurch waren auch immer Streitigkeiten wie: „Warum redest du immer vom Holocaust, warum redest du über das?“, und so. Sie hat das betont immer wieder gemacht, aber aus Überzeugung. Hat sich plötzlich wahnsinnig für jüdische Literatur interessiert und über das Geschehen informiert. Sie redet immer wieder von ihrem Urgroßvater. Sie hat eine Freundin, die ist Christin. Die ist verliebt in einen jungen Rabbiner, und die geht dreimal im Jahr nach Israel, wann immer sie Urlaub hat, und lässt sich jetzt bekehren zum jüdischen Glauben. Sie können sich vorstellen, wie schwer die Juden es machen, ein neues Kind, wie der Papst sagt, zu akzeptieren. Was du alles lernen musst und so weiter.

Wie ist das für Sie, dass Ihre Tochter jetzt so jüdisch geworden ist?

Ich weiß nicht, ob das richtig ist, dass sie sich, besonders in Wien, das antut, dass sie auf Opposition trifft, wenn sie das so hervorhebt und so. Und sie nimmt sich nicht so leicht ein Blatt vor den Mund. Ich sag ihr, sie muss vorsichtig sein. Wenn sie irgendjemand auf der Straße ärgert, sagt sie: „Du Nazi!“ Sag ich: „Einmal wirst du's kriegen. Vielleicht war er gar kein Nazi. Vielleicht war er ein Freiheitskämpfer. Der sieht nur so aus und redet so wie ein Nazi. Bitte mach das nicht.“

Das heißt, Sie haben ein bisschen Angst um sie? Sie haben ein bisschen Angst um Ihre Tochter, dass ihr deswegen was angetan wird?

Ja.

Haben Sie jetzt in der Zeit, also seit den Siebzigerjahren, seit Sie hier [in Kitzbühel] leben, Erfahrungen mit Antisemitismus gemacht?

Sehr wohl. Sogar meinen Nachbarn, mit denen ich mich jetzt langsam, nach 20 Jahren, befreundet habe, hab ich heute erzählt, dass ich heute interviewt werd, aus dem Grund. Und da hat er mich gefragt: „Sind Sie Jüdin?“ Sag ich „Ja.“ Sagt er:

„Ich bin ja kein Antisemit, aber die Juden haben immer das ganze Geld genommen, und jetzt auch, jetzt auch. In der ganzen Welt.“ Sag ich: „Sag einmal, liest du die Zeitung? Gibt's Korruption in Österreich? Wie viel Juden sind dabei, kannst du mir das sagen?“ Naja. Dann hat er gelacht. Und er hat dann erzählt von seiner Kindheit, dass alle Juden den Leuten das Geld nehmen. Das ist eben das Schlechte, dass die Kinder so erzogen werden. Sag ich: „Du hast so viele Enkel und Töchter und so weiter, hoffentlich hast du deine Töchter nicht so erzogen.“ Und dann ist er rausgegangen. Das ärgert mich immer, wenn die Leute so brutal sind, und so rausheben, dass sie Christen sind. Und was ist christlich? Liebe deinen Nächsten. Und dann hab ich ihm noch gesagt: „Du warst Bäcker, du hast billig die Semmeln gemacht und sie teuer verkauft.“ Dann hat er gelacht. Was soll ich ihm sagen? Ich werd ihn nicht mehr ändern. Aber ich mein, auf der anderen Seite, wie ich da gestürzt bin, nachdem ich über den Hund gefallen bin, und dort vor der Tür gelegen bin, ist er sofort gekommen und hat mich hereingetragen und so.

Also es ist halt so, die Leute sind vergiftet. Weil sie nicht von A bis B denken. Man kann nichts verallgemeinern. Man kann nicht sagen, alle Neger sind schlecht oder so. Direkt nach dem Krieg haben die Österreicher und die Deutschen das alles vertuscht, weil sie sich geniert haben. Wie viele waren dagegen, wie viele waren dafür? Natürlich mehr dafür. Und vieles ist auch erklärlich. Es war so eine hohe Arbeitslosigkeit. Wenn ein Mann in Lederstiefeln und eine Uniform reingesteckt wird, ist er sofort ein Mann. Und wenn er dann einen über sich hat, der sagt: „Töte die Juden“, dann tötet er die Juden. Das ist so einfach. Also mehr ist da nicht dahinter. Das ist furchtbar.

Regt Sie das eigentlich auf, wenn in Österreich eine relative starke rechte Partei⁴⁸ ist, die sehr ausländerfeindlich ist? Oder wenn ein Präsident⁴⁹ weiterhin gewählt wird, berührt Sie das?

Ja. Da werd ich schon böse. Das berührt mich schon. Ich habe meine englische Staatsbürgerschaft nicht abgelegt und werde sie auch nicht ablegen. Weil ich ewig dankbar sein werde dafür, wie man mich aufgenommen hat und wie die Engländer zu mir waren, egal ob ich jüdisch bin, als Mensch. Obwohl ich jetzt gehört hab, dass die Amerikaner, sowohl wie auch die Engländer, von den Konzentrationslagern ge-

⁴⁸ Gemeint ist die Freiheitliche Partei Österreichs (FPÖ) unter dem damaligen Parteiboss Jörg Haider.

⁴⁹ Angesprochen ist damit die Wahl von Kurt Waldheim zum österreichischen Bundespräsidenten im Jahr 1986. Waldheim hatte zunächst seine Tätigkeiten als Wehrmachtsoffizier verschwiegen, später jede Kenntnis von NS-Verbrechen abgestritten, worauf sich eine internationale Debatte („Waldheim-Affäre“) entspann. Unter anderem mit dem Wahlslogan „Jetzt erst recht“ wurde Waldheim dennoch zum Bundespräsidenten gewählt.

wusst haben und das vertuscht haben. Man kann auch nicht verallgemeinern, dass alle Engländer das vertuscht haben, sondern die Politiker.

Ist das für Sie wichtig, eine englische Staatsbürgerschaft zu haben, um auch notfalls wegzukönnen? Ist das für Sie ein Gedanke?

An das denk ich gar nicht. So weit will ich nicht denken. Aber es kann natürlich sein, wie der Haider so plötzlich da in jeder Munde war und so weiter, da war mir schon mies. [...]

Bedauern Sie eigentlich, dass Sie Ihre jüdische Religion aufgegeben haben und protestantisch geworden sind?

Es hat sich eigentlich nichts dadurch geändert. Die Religion musst du ja nicht auf Papier haben, glaube ich.

Als was fühlen Sie sich jetzt? Also fühlen Sie sich als Jüdin jetzt?

Mehr jetzt, mehr. [...] Früher hab ich das Ganze nicht so verteidigt, ja? Ob ich der jüdischen Welt helfe, wenn ich betone, dass ich auch Jüdin bin, weiß ich nicht. Aber da gibt's Leute, die sagen: „Du hast einen gewissen Humor, den niemand hat. Das können nur Juden haben.“ Es hat also vielleicht gewisse Vorteile, ich kann's nicht sagen. Also ich fühl mich nicht wie eine Arierin, das nun nicht. Ich hab mich als Wienerin gefühlt, Wiener Mädels. Vielleicht ein jüdisches Wiener Mädels. [...]

Und wie ist es jetzt? Als was fühlen Sie sich jetzt?

Also weder Wienerin, noch Tirolerin, noch Engländerin. Nichts.

Und Jüdin?

Jüdin. Ja. Jetzt bin ich plötzlich eine Jüdin.

Denken Sie nicht oft darüber nach, was wäre gewesen, wenn? Also wenn Sie nicht weg hätten müssen?

Das kann man gar nicht. Da bin ich wieder dankbar, dass ich wegmusste. Weil was ich gesehen hab, wie Wien ausgesehen hat nach dem Krieg, und die Mentalität und die ganzen Weiber, die ausgesehen haben wie „Nachtkastln“, und die Männer alle in Trachten mit Gamsbart, das war nicht mein Wien.

Das heißt, Sie waren froh, nicht mehr dort leben zu müssen?

Ja. Vollkommen. [...] Ich vertrag Wien nicht.

Warum wollten Sie eigentlich über Ihr Leben erzählen? Was war Ihr Antrieb?

Man hat mich ja gefragt. Es ist nicht so, dass ich's speziell hervorheb. Wenn Sie heute als Gast gekommen wären, hätt ich vielleicht nicht von meinem Leben erzählt.

Aber jetzt kommt plötzlich über die Juden, die nach Shanghai gingen und froh waren, dass sie konnten, heraus, wie sie dann unter japanische Herrschaft gekommen sind, wie sie da im Ghetto untergebracht worden sind.⁵⁰ Und das kann man alles nicht vergleichen. Meine sogenannte Emigration kann man nicht damit vergleichen. Außer dass ich in Negerhütten geschlafen hab, einen miesen Mann gehabt hab und kein Geld gehabt hab, hab ich ja relativ Glück gehabt. Die Sonne hat geschienen, die Zebras sind herumgelaufen, das war ja alles nicht so arg. Es ist zum Beispiel arg, wenn eine Mutter das hört, dass ein Kind, noch eigentlich relativ jung, so in die Fremde geschickt wird, zu einem fremden Mann ohne Geld, das ist arg. Aber nicht so arg im Vergleich zu dem, was andere durchmachen mussten. Aber arg genug.

Gibt es irgendetwas, das Sie jetzt noch hinzufügen möchten, das Ihnen wichtig ist, am Herzen liegt?

Ich entschuldige mich, wenn ich vielleicht als Mutter manchmal versagt hab. Aber es ist so schwer, wenn man nicht eine innere Ruhe hat und alles schön geht. Elternteil sein ist keine Profession. Du kannst es nicht lernen. Das ist eine Gefühlssache. Und wie du physisch beieinander bist, und alles Mögliche. Das sind so viele Kriterien. Und wenn es mit einem Teil der Familie nicht so klappt, dann ist man wieder nervös mit den Kindern. Und da möchte ich mich entschuldigen.

Ich glaube, niemand ist perfekt. Das muss man auch dazu sagen.

Niemand ist perfekt.

⁵⁰ Für mehr als 20.000 österreichische und deutsche Jüdinnen und Juden war die chinesische Stadt Shanghai – seit 1937 unter japanischer Besetzung – einer der letzten möglichen Zufluchtsorte vor dem NS-Regime, weil Japan kein Einreisevisum verlangte. Zwar verschlechterten sich die Bedingungen im Shanghaier Ghetto während des Zweiten Weltkrieges, die EinwohnerInnen wurden aber vom mit Deutschland verbündeten japanischen Kaiserreich nicht ausgeliefert oder ermordet.

Susanne Wolff



Ich komme zur allerletzten Frage: Gibt es so etwas wie eine Mitteilung oder Mahnung, die Sie jetzt, mehr als fünfzig Jahre nach dem Kriegsende, nach den Erfahrungen des Holocaust, der Vertreibung, für Ihre Kinder, für Ihre Enkelkinder oder überhaupt für Menschen in der ganzen Welt haben?

Komischerweise muss ich sagen: Man soll seinen Humor behalten. Man soll tolerant sein mit Menschen, soweit es geht, und lernen, lernen und hoffen, dass das Schicksal mit einem gut ist. Es ist sehr schwer zu sagen. Ich glaube, das Wichtigste ist, dass man tolerant ist mit Menschen.

Das ist auch sehr wichtig.

Das ist auch sehr wichtig.

Ich danke für das Interview. Danke schön.

Es war mir ein Vergnügen.



● Wien

● Rumänien

● Palästina

● Mauritius



Chava Guez mit ihrem
Vater Josef Friedländer,
Wien 1940

Chava Guez was born in Vienna on 1 August 1936. Her family – her father was of Polish descent – was already designated for deportation to Poland but could leave Vienna just in time, on a passage to Palestine sailing in September 1940. As the British Mandate Government prohibited their immigration, Chava Guez and her parents were deported with many other refugees to Mauritius in December 1940. The family was detained there in a camp until 1945. Today, Chava Guez lives in Israel.

Die große Reise

Chava Guez Israel, geboren 1936 Israel, born 1936

Chava Guez wurde am 1. August 1936 in Wien geboren. Ihre Familie – der Vater stammte ursprünglich aus Polen – war bereits für die Abschiebung nach Polen vorgesehen, konnte aber noch im September 1940 Wien mit dem Schiff Richtung Palästina verlassen. Da die britische Mandatsregierung die Einreise nach Palästina untersagte, wurde Chava Guez mit ihren Eltern im Dezember 1940 wie viele andere Flüchtlinge nach Mauritius deportiert. Bis 1945 musste die Familie dort in einem Lager leben. Heute lebt Chava Guez in Israel.

Die englische Originalfassung der Lebensgeschichte von Chava Guez wurde bereits in Band 2 der Buchreihe „Erinnerungen“ unter dem Titel „The Voyage“ publiziert. Die hier abgedruckte Version ihrer Lebensgeschichte wurde von Otmar Binder aus dem Englischen übersetzt.

Es ist jetzt an der Zeit, von der großen Reise zu erzählen und von den Feuerproben und Kümernissen, die es auszuhalten galt. Das Folgende gibt die Ereignisse in der Reihenfolge wieder, wie sie mir in Erinnerung sind.

Das erste Exil

Es kam die Zeit, da wir Wien verlassen mussten. Ich finde keinen wirklich passenden Namen für diese große Reise, eine Reise, die bis heute nicht zu Ende ist. Das ist so durch den großen Schmerz, den mir die Erinnerung an meine Eltern verursacht, die sich einen Weg durch das Unwegsamen bahnen mussten und krank wurden, nachdem ihre Welt unwiederbringlich verloren gegangen war; dann ist da die Trauer um meine im Holocaust zugrunde gegangene Familie, von der ich viele Mitglieder nicht einmal kennengelernt habe; der Schmerz über eine Welt, die es nicht mehr gibt – über verlorene geliebte Menschen und viele andere, namenlose Umstände. Der Schmerz über diese Verluste dauert an, und auch der Tod bringt keine Befreiung.

Die Donau hinunter

Am Kai in Wien, nicht weit vom Stadtzentrum, liegt der Dampfer „Schönbrunn“ vor Anker. Ich begriff erst, wie nah das ist, als ich am Anfang des dritten Jahrtausends zu Besuch kam und die Erinnerungen mit aller Macht hochkamen.

Unmittelbar vor unserer Abreise kommt mein Onkel Leopold gelaufen, mit einer Stange Salami in der Hand, um sie uns als Reiseproviant mitzugeben. Er trug einen schwarzen Schnurrbart, und ich fragte mich insgeheim, wie ich diesen Onkel im Gedächtnis behalten werde. An Bord war ein Mann mit genau dem gleichen Schnurrbart, und ich dachte, jedes Mal, wenn ich den anschauete, werde ich mich auch an meinen Onkel Poldi erinnern. Unsere Mitpassagiere haben nach einer peinlich genauen Durchsuchung durch schwarz gestiefelte SS-Leute auf dem Deck Platz genommen und schauen zu, wie immer mehr Leute an Bord kommen.

Beinahe ein Verrat

Zu diesem Zeitpunkt hätte ich um ein Haar meine armen Eltern verraten. Es packte mich plötzlich der ebenso unerklärliche wie dringende Wunsch, die SS-Männer auf die paar Schmuckstücke hinzuweisen, die meine Mutter in einer Tube mit Zahnpaste versteckt hatte. Es war streng untersagt (verboten!), irgendwelche goldene oder andere wertvolle Schmuckstücke mitzunehmen. Zum Glück wurden wir genötigt weiterzugehen. Andernfalls hätte es leicht geschehen können, dass es nie zur Abfassung dieser Geschichte gekommen wäre.

Endlich – Abfahrt

Jetzt beobachte ich das Gewühl auf dem Deck und kann es schon nicht mehr erwarten, bis der Dampfer endlich ablegt. Wie langweilig Herumsitzen werden kann! Ein Pfiff, ein Ruck geht durch das Schiff, und los geht's, die Donau hinunter. Endlich! Die Zeit ist stehen geblieben, ich muss wohl eingeschlafen sein. Die kurze Flussfahrt ist zu Ende, und wir sind in Rumänien, im Hafen von Tulcea, wo das von der Hagana¹ gecharterte Schiff, die „Atlantic“, auf uns wartet, um uns ins Gelobte Land zu bringen.

Auf Wiedersehen, Europa

Die Leute drängen und stoßen, und mein Vater trägt mich an Bord. Wir schaffen es zunächst sogar, eine Kabine zu ergattern, aber natürlich gelingt es den Leuten, die am meisten drängeln, sich auch Zutritt zu dieser Kabine zu verschaffen. Damals glaube ich noch, mein Vater kann alles durchsetzen, was er will; hier bemerke ich aber zum ersten Mal, dass die am stärksten Nachdrängenden jetzt den wenigen Platz, der in der Kabine ist, für sich beanspruchen. Die Leute, die eben hereinkommen, legen ihr Kleinkind in das oberste Stockbett, und – grauenhaft! – eine Welle schlägt durch das offene Bullauge herein und schwemmt das arme kleine Wesen hinaus ins Meer. Nie werde ich das Wehklagen der armen Mutter vergessen.

Dann bleibt die Zeit scheinbar stehen. Das Schiff schlingert, und ich muss wieder eingeschlafen sein. Als ich aufwache, ist da die endlose Weite und das graue Meer. An Unbequemlichkeit, Hunger oder Kälte kann ich mich nicht erinnern, sehr wohl aber an meine arme Mutter, die schon zu diesem Zeitpunkt schwer erkrankt ist.

¹ Eine jüdische paramilitärische Untergrundorganisation während der Zeit der britischen Mandatsverwaltung von Palästina, die unter anderem zum Schutz jüdischer Siedlungen und für die Organisation der illegalen Einwanderung nach Palästina aktiv war.

Niemand ist da, der sich um uns beide kümmert. Mein Vater ist bei den Männern. Weiß nicht, wo diese Männer sich aufhalten. Glücklicherweise ist eine kluge Frau unter den Passagieren, die Trockenspirit mit dabei hat, mit dem man das Meerwasser abkochen und tropfenweise trinkbar machen kann. Die Frau ist Tante Else, die mit einem österreichischen Aristokraten verheiratet war, der im Stadtrat saß. Jetzt liegt das natürlich alles in der Vergangenheit, und das Leben ist nicht mehr so glänzend. Wann immer mein Vater es schafft, zu uns auf Besuch zu kommen, kocht er Meerwasser ab und benetzt damit die Lippen meiner Mutter. Es ist ein Glück, dass sie kein verdorbenes Essen zu sich genommen hat; auf diese Weise ist sie mit dem Leben davongekommen. Erschöpft in jeder Hinsicht, aber doch am Leben.

Die Reise wird immer mühsamer, und kein Ende ist in Sicht. Manchmal taucht Land auf. Ganz selten wagt es ein Boot, sich uns zu nähern. Einmal [...] kam sogar ein kleines Paket mit Essen von Mamas Verwandten, das uns von einem solchen wagemutigen Boot übermittelt wurde. Jedes Mal, wenn wir uns in der Nähe eines Hafens befinden, werden wir davor gewarnt anzulegen. Aber man darf die Hoffnung nicht aufgeben.

Auf dem Deck stapeln sich bereits die in Tücher gewickelten Leichen. Eine Laterne schwankt hin und her. Die Leute sterben an Typhus, Hunger und Gott weiß an was noch. Hauptsächlich wohl an einem gebrochenen Herzen und aus Verzweiflung. Ich hab keine Angst. Warte nur darauf, dass sie bei Nacht über Bord geworfen werden, auf das Klatschen, wenn sie auf der Wasseroberfläche aufschlagen, und auf die Stille danach. Bis zum nächsten Tag. Es gibt Stürme auf offener See; das Schiff droht auseinanderzubrechen und in den hohen Wellen zu versinken. Die Mannschaft schreit, „Alles nach Steuerbord“, und dann wieder rennen wir alle in die andere Richtung. Es gibt nichts, wonach mir der Sinn steht, und es steht auch nichts zur Auswahl. Nur immer Wasser und Himmel. Es gibt kaum mehr etwas zu essen. Manchmal ein schimmelndes Keks, das Vater in Flüssigkeit getaucht hat. Eine vage Erinnerung an Leute, die sich in ihre Tallits² hüllen. Ich glaube immer, dass sie im Geheimen etwas knabbern, da es sonst kaum glaubhaft ist, dass sie die ganze Zeit ihr Gesicht in einen Tallit hüllen. Kann mich an niemanden erinnern. Schaue nur auf die sich bewegenden Beine.

² Jüdischer Gebetsschal.

ALLEMAGNE



Gebühr 3 M.

FREMDENPASS

PASSEPORT POUR ÉTRANGERS

Nome des Passinhabers

Eva Friedländer

Der Passinhaber

besitzt nicht die deutsche Reichsangehörigkeit

Le porteur du présent passeport n'est pas citoyen allemand

Nr. 6454
No

AM 11-10

Dieser Pass enthält 24 Seiten
Ce passeport contient 24 pages



Unterschrift des Inhabers
Signature du porteur

des Schreibens immatrikuliert

Fremdenpass für die als Eva Friedländer
geborene Chava Guez

Wer ist ein Jude?

Unter unseren Mitpassagieren war ein Rabbi. Eine der Frauen stand unter diesen elenden Umständen unmittelbar vor der Entbindung. Sie gebar einen Sohn. Da ja niemand wusste, ob wir noch den nächsten Tag erleben würden, bat sie den Rabbi, an dem Knaben die Beschneidung vorzunehmen; sie hatte Angst, das Kind könnte als Heide sterben. Sie war keine Jüdin, aber mit einem Juden verheiratet. Der Rabbi verweigerte die Beschneidung. Ich selbst erinnere mich zwar nicht an diese Vorkommnisse, aber meine Mutter erzählte mir später davon. Woran ich mich sehr wohl erinnere, ist die Aufregung auf dem Schiff. Mich machte das alles sehr traurig, diese ganze Gemeinheit. Die Verfolgten als Verfolger. Eine sinnlose Vermehrung des Leids. Viele Jahre später erzählte ich diese Geschichte dem Oberrabbiner der südafrikanischen Gemeinde, der sich zu einer Begrüßungszeremonie einfand, als wir zur Jahrtausendwende die Insel Mauritius besuchten. Er sagte nichts dazu. Da fragt man sich dann doch. Aber um diese Geschichte fertig zu erzählen: Als wir uns schließlich auf den Weg zur Insel machen, werden die Mutter und das Kind von den Leuten, die uns als Gefangene behandeln, schleunigst aus unserer Mitte entfernt. Das sah ich ganz deutlich, und daran erinnere ich mich gut. Schade.

Abgefangen

Wir sind weiter unterwegs auf See mit Kurs auf die Küste des Gelobten Landes. Die Versuche, dort zu landen, ohne den Briten in die Hände zu fallen, und das wochenlange Kreuzen im Mittelmeer hatten sowohl den wenigen vorhandenen als auch den mit Mitteln der Exilanten gekauften Treibstoff aufgebraucht. Der Tag kam, an dem alles Holz an Bord wie Trennwände, Stühle, Tische als Brennmaterial für die Dampfmaschine des Schiffs herhalten musste. Aber auch das brachte uns nicht wirklich weiter. Bis auf den kleinsten Holzspan war alles verfeuert, und wir waren schon wieder in derselben Lage: Wieder dümpelten wir vor uns hin.

Zu guter Letzt wurden wir von den Briten abgefangen und mit Ziel Haifa ins Schlepptau genommen. Die Freude war groß. Endlich im Gelobten Land! Aber es sollte nicht sein. Mein Vater war so glücklich, dass er sein goldenes Feuerzeug gegen eine einzige Orange von einem der Boote, die an der Seite des Schiffes anlegten, tauschte. Eine Orange, und sie hatte nur ein goldenes Feuerzeug gekostet!

Schließlich konnte ja auch Krösus³, als es darauf ankam, sein vieles Gold nicht essen.

Kaum waren wir an Land gegangen, auf Beinen, die uns kaum mehr trugen, als alle unsere Hoffnungen zunichte gemacht wurden. Der Umstand, dass wir von den Briten abgefangen worden waren, bedeutete nicht, dass wir im Heiligen Land bleiben durften. Erst jetzt, am Beginn des dritten Jahrtausends, haben wir herausgefunden, dass es den Briten einzig und allein darum ging, uns in einer für sie möglichst günstigen Weise loszuwerden. Aus Dokumenten, die jetzt in britischen Archiven aufgetaucht sind, wird ersichtlich, dass sie sogar erwogen, uns dorthin zurückzuschicken, woher wir gekommen waren; es gab aber auch andere Stimmen, die sich schließlich durchsetzten. Und die jüdische Führung? Sie hat bis heute jede Stellungnahme zu unserer Sache vermieden, obwohl Alijah Bet⁴ uns bei der Flucht half. Zunächst wurde jedenfalls entschieden, dass wir auf die Insel Mauritius im Indischen Ozean deportiert werden.

Die entschwindende Küste

Wieder machen wir uns bereit zu einer großen Reise. Hatten wir nicht versucht, uns Zugang zum Gelobten Land zu verschaffen wie Diebe, bei Nacht, ohne die erforderlichen Einwanderungspapiere? Dass uns die Vernichtung bevorstand, wen kümmerte das schon? Papiere sind schließlich Papiere. In der Bucht von Haifa sehe ich die „Patria“ vor Anker liegen. Mutter versucht Vater zur Eile anzutreiben. Rasch, drängt sie, wir kommen noch zu spät. Und dann, was für ein Anblick! Das Schiff hebt sich aus den Fluten, und ehe ich auch nur ein einziges Wort sagen kann, fällt es in tausend Trümmern ins Wasser zurück. Das war das Ende der „Patria“. Damals gab es natürlich noch kein Fernsehen, und auch von Abenteuerfilmen hatte ich noch nie etwas gehört. Ich habe aber auch seither keinen solchen Anblick gesehen. Später erfuhr ich, dass die Hagana dahintersteckte und die „Patria“ sprengte, um unsere Deportation zu verzögern. Das kostete viele Menschenleben – mehr als 200 –, aber für die, die nicht ertranken und, wie ich annehme, nach den Bestimmungen des Seerechts die Erlaubnis erhielten, an Land zu gehen und zu bleiben, war es wohl auf lange Sicht ein Glück.⁵

³Krösus (ca. 590 v. Chr. bis ca. 541 v. Chr.), letzter Herrscher des Königreichs Lydien in der heutigen westlichen Türkei, das mit der Eroberung durch die Perser 541 v. Chr. zu Ende ging. Der Legende nach war Krösus unermesslich reich.

⁴Bezeichnung der illegalen jüdischen Immigration in das britische Mandatsgebiet Palästina in den Jahren 1934–1948, als die offizielle Immigration durch die britischen Behörden eingeschränkt wurde.

⁵Mit der „Patria“ sollten jüdische Flüchtlinge, denen von der britischen Mandatsregierung die Einreise nach Palästina verweigert worden war, nach Mauritius deportiert werden. Um dies zu verhindern, schmuggelte die jüdische Widerstandsgruppe Hagana Sprengstoff an Bord, um das vor Haifa liegende Schiff seeuntüchtig zu machen. Bei der Explosion der – falsch bemessenen – Sprengladungen am 25. November 1940 kamen rund 270 Menschen ums Leben.

Für uns gab es allerdings noch mehr Unglück: Meine Eltern, ich und mehr als tausend Illegale wurden in Atlit⁶ interniert, wo wir auf unsere Deportation mit einem anderen Schiff warteten. In der Zwischenzeit wanderte mein Vater für seine Tätigkeit bei der Hagana ins Gefängnis von Acre⁷. Es vergingen ein paar Wochen, bis zwei Schiffe geschickt wurden, die uns nach Mauritius im Indischen Ozean bringen sollten. Für wie lang? Mauritius? Wo war das? Nur wenige waren überhaupt in der Lage, die Insel auf einer Karte zu finden. Damals wusste niemand etwas über unseren Bestimmungsort. Die in Atlit internierten Flüchtlinge meinten, wenn sie sich ihrer Kleider entledigten, würden die Briten ein Einsehen zeigen und sie in Ruhe lassen. Es war wirklich zum Steinerbarmen. Nackt wurden alle diese Menschen, Männer, Frauen und Kinder – vielleicht mussten die Kinder sich doch nicht ausziehen – auf Lastwägen gekarrt, und ab zum Hafen von Haifa. Dort lag die „Johan de Witt“ vor Anker, bereit, uns wegzuschaffen, über das Meer, ohne Rücksicht auf das Kriegsgeschehen und die ganze Trauer, den Schmerz über das, was wir verloren hatten, und das Kampfgetösel. Ich befinde mich auf der „Johan de Witt“. Meine Mutter ist auch da – nur ist sie zu krank, um irgendwie zu reagieren. Ist mein Vater auf diesem Schiff oder auf dem andern? Das wird sich bald weisen.

Der Suezkanal

Die „Johan de Witt“ ist ein regulärer Hochseedampfer, sehr sauber, mit Chinesen als Besatzung. Als ich in meinem angestammten Winkel auf dem Deck sitze, hält mir einer von ihnen einen roten Apfel hin. Natürlich will ich diesen Apfel haben. Hatte schon lang keinen mehr gesehen. Wahrscheinlich hatte ich ein größeres Verlangen nach diesem Apfel als Adam nach dem ihm von Eva angebotenen. Aber dazu erzogen, von einer fremden Person nichts anzunehmen, sage ich, „Nein danke.“ Dies widerspricht zwar meinem tiefsten Verlangen – wie gern hätte ich in diesen herrlichen Apfel hineingebissen und ihn verschlungen –, aber das darf einfach nicht sein. Damals schwor ich mir, in einer glücklicheren Zukunft Äpfel und nichts als Äpfel zu essen.

Über der Durchfahrt durch den Suezkanal liegt ein Zauber. Auf beiden Seiten leuchten gelbe Sanddünen in der Hitze und reflektieren das Sonnenlicht in der unendlichen Weite. Die Luft ist völlig klar und durchsichtig, und meine Liebe zur Wüste wird

⁶ Britisches Internierungslager südlich von Haifa, das eingerichtet wurde, um jüdische Flüchtlinge an der Einreise nach Palästina zu hindern.

⁷ Die Zitadelle der Stadt Acre nördlich von Haifa diente den Briten als Gefängnis für Aktivisten der jüdischen Untergrundbewegung.

geboren, die bis zum heutigen Tag anhält. Die Fahrt geht weiter, und bald befinden wir uns in den Gewässern des Indischen Ozeans, des schönsten aller Meere. Das Meer ist blaugrün, und Delphine springen unmittelbar neben dem Schiff aus dem Wasser. In den langen, heißen, sternklaren Nächten schlafen die Leute an Deck.

Ein weiterer Abschnitt der großen Reise geht seinem Ende zu. Endlich sehe ich aus dem Nebel der Morgendämmerung die blauen Strände dieser Insel in der Sonne. Das Schiff geht weit draußen vor Anker, und Boote kommen, um die Passagiere abzuholen. Der Einstieg in die Boote erweist sich als einigermaßen heikel. Hohe Wellen schlagen gegen den Rumpf des Schiffs, und es bildet sich massenhaft Gischt. Schließlich ist es aber doch geschafft, und wir sind in den Booten und fahren zum Strand.

Nach unserer Landung unverzüglich Abfahrt nach Beau Bassin⁸, in unser Gefängnis-Zuhause für die nächsten fünf Jahre. Eine kurze Fahrt, und dann hohe, schwarze Mauern, ein Turm darüber, und da steht dieser Inder mit weißem Turban und dem Schlüssel in der Hand. Oder hab ich den Inder und den Schlüssel nur geträumt? Vielleicht, aber das Ganze ist so in meine Erinnerung eingraviert, als wäre es tatsächlich so gewesen. Und wer weiß, vielleicht war es ja auch wirklich so.

Das Frauengefängnis

Sofort nach unserer Ankunft wurden Männer und Frauen auf verschiedene Lager aufgeteilt. Die Männer wurden in die zwei schwarzen, aus Basalt erbauten Gebäude gesperrt, die noch aus der napoleonischen Zeit stammen und schon vor unserer Ankunft als Gefängnis benutzt wurden. Die Frauen wurden in Wellblechbaracken untergebracht, wo die Hitze und die räumliche Beengtheit einfach unerträglich waren. Knaben bis zum Alter von zehn Jahren durften bei ihren Müttern bleiben, bei Mädchen war dies ohne Altersbeschränkung selbstverständlich. Fünfzig Frauen pro Baracke – das muss man sich einmal vorstellen. Was das an Streitereien und Unannehmlichkeiten in den folgenden Jahren verursachte.

Die Kinder

Es gab auch eine Episode mit einer deutschen Familie, die gleich neben dem Frauenlager in einer eigenen Hütte interniert war. Es handelte sich bei ihnen um deut-

⁸Heute Beau Bassin/Rose Hill: zweitgrößte Stadt auf Mauritius.

sche Christen – *aliens* im Sprachgebrauch der Briten –, die schon vor dem Krieg auf der Insel ansässig gewesen waren. Ihre kleine Helga kam von Zeit zu Zeit zum Sperrzaun, wo wir – ich und einige andere Kinder – uns mit ihr unterhielten. Sie hatte eine allerliebste Puppe, die „Mama“ sagen konnte. Nach einer Zeit wurde uns der Umgang mit diesen Leuten verboten. Ich glaube nicht, dass sie darunter sonderlich litten. Die kleine Helga vielleicht schon, sie hatte ja keine anderen Freundinnen oder Freunde. Was wohl aus ihnen geworden ist?

Unter den vielen Kindern in unserer Baracke erinnere ich mich im Besonderen an zwei. Wir waren, wie schon gesagt, insgesamt fünfzig Frauen und Kinder und mussten uns durchschlagen, so gut es eben ging. Das Essen wurde in großen Behältern aus einer zentralen Küche gebracht und turnusgemäß verteilt. Ein Knackpunkt war die Größe der Brotscheiben, die wir erhielten. Diese wurden nach Zentimetern gemessen, denn die Portionen sollten alle genau gleich groß sein. Da ich selbst nie gehungert habe, kann ich nicht sagen, ob die Verteilung tatsächlich gerecht war. Immerhin gab es einige Frauen, die es sogar schafften, auf einem Spirituskocher Kuchen zu backen und wunderbare Torten aus der Vielzahl tropischer Früchte, die es auf der ganzen Insel in Überfülle gab, Bananen, Mangos, Papayas usw., herzustellen.

Suzys Kinderbett stand neben meinem – das Bettchen von eben der Suzy, die ich so viele Jahre später wiedersehen sollte, als wir zu einem Treffen nach Mauritius zurückkehrten. Sie war die Tochter unserer Lehrerin, der gefürchteten Frau Keshner. Diese unterrichtete die Grundschulklassen in der Lagerschule, die von den Exilanten auf freiwilliger Basis betrieben wurde. Unter den Exilanten waren auch Leute mit Unterrichtserfahrung. Dass Suzy die Tochter unserer Lehrerin war, machte sie nicht gerade beliebt. Suzys Großmutter hielt stets ein wachsames Auge auf uns. Ein Trio. Suzy war in meinem Alter. Jeden Tag mussten wir beizeiten schlafen gehen. Sonderlich viel zu tun gab es ohnehin nicht. Um etwas Spaß zu haben, tratschten und spielten wir, bis wir schließlich einschliefen. Eines der Spiele, die ich gern mochte, war das „Zahlenspiel“. Ich sagte zu Suzy, „Was ist die höchste Zahl für dich?“, und dann fügte ich zu dieser Zahl eine Eins hinzu. Und dies konnte ewig so weitergehen, da ja die Zahlenreihe unendlich ist – obwohl ich jetzt an der Universität gehört habe, dass dem nicht so ist. Die Großmutter behielt uns im Auge (und im Ohr). Daran führte kein Weg vorbei. Sie hätte wahrscheinlich einige Geschichten darüber schreiben können. Letztendlich hat Suzy das dann gemacht.

Es gab da noch einen armen mongoloiden Knaben – den kleinen Uri. Seine Mutter liebte ihn heiß. Jeden Tag badete sie ihn, zog ihn mit größter Sorgfalt an und überschüttete ihn mit Küssen. Die arme Frau Gross und ihr Uri. Sie war eine sehr nette, etwas füllige Person und trug stets eine Schürze. Pausenlos redete sie mit ihrem Sohn und erzählte ihm Geschichten. Der dicke, blonde, kleine Uri mit seinen Schlitzaugen – wie viel hat er davon verstanden?

Für mich am wichtigsten, wenn er auch hier zuletzt genannt wird, war Robby. Er war klein, leicht gebaut und hatte einen bräunlichen Teint, braune Augen und schwarzes Haar. Seine Mutter muss einmal eine sehr elegante Person gewesen sein und verwendete große Sorgfalt auf ihre Kleider. Sie war ziemlich nervös, was an sich nicht verwunderlich war, und konnte bei der geringsten Provokation ziemlich laut werden. Sie kamen aus der Tschechoslowakei. Jemand hatte mir das Wort „*potvora*“⁹ – das heißt so viel wie Luder – beigebracht. Ich sagte zu Robby, „Wenn deine Mutter dich das nächste Mal ohrfeigt, mach ihr doch das Kompliment und sag ihr, sie ist eine *potvora*.“ Es dauerte nicht lange, und Robby war wieder einmal fällig. Er fischte die *potvora* hervor. Das Geschrei! Es setzte eine ordentliche Tracht Prügel – ich erinnere mich noch jetzt sehr gut. Wirklich leid hat's mir nicht getan, obwohl ich weiß, dass ich ihn sehr geliebt habe. Es gibt ein Foto, auf dem alle Kindergarten- und Schulkinder in Reih und Glied abgelichtet sind, und ich stehe unmittelbar neben Robby. Diese Wonne! Ich stehe da, ziemlich klein, eine weiße Masche im Haar, wie sie damals in Mode waren, eine wirklich große, und Robby steht rechts von mir.

Auch auf den kleinen Heinzl, der jetzt nicht mehr lebt, dürfen wir nicht vergessen. Heinzl und seine Familie kamen aus einem der Wiener Randbezirke, wo sie einen Bauernhof gehabt hatten, und selbst nach der ganzen Zeit des Hungerns war Heinzl noch immer sehr rundlich und behäbig. Er litt auch an Gleichgewichtsstörungen. Jedes Mal, wenn wir einen Besuch im Männerlager machten, rief Heinzl seinem Vater zu, „*Popsch, komm ober*.“ So forderte er auf gut Wienerisch seinen Vater dazu auf, herzukommen und ihm beim Erklimmen der Stiege zu helfen. Die steile Treppe, die zu den Zellen der Männer führte, schien über dem Abgrund zu hängen. Es bestand durchaus die Gefahr, dass man den Halt verlor. An Besuchstagen durften wir dort spielen und sogar bei unseren Vätern an den langen Tischen in den Gängen sitzen.

⁹ Tschechisches Schimpfwort (Mistvieh, Luder, Biest).

PERSONENBESCHREIBUNG SIGNALEMENT

Staatsangehörigkeit:

Staatlos

Nationalité:

Beruf:

Schneidergehilfe

Profession:

Geburtsort:

Lohn

Lieu de naissance:

12. X. 1908

Inhaltsort:

Gen



Die Gefängismauern in
Mauritius, 1940

Taille:

groß

oval

blau

blond



Chava Guez (3. Reihe, 2.v.l.) 1942 im
Kindergarten auf Mauritius, rechts von
ihr steht Robby, ihre erste Liebe

Fremdenpass von Chavas
Vater Josef Friedländer

Ein unbezahlbares Spiegelei

Mein Vater hob gewöhnlich seine Eierration für mich auf, wenn ich am Besuchstag vorbeikam. Er briet das Ei auf einem kleinen Spirituskocher in der engen Zelle. Die Zelle war sehr dicht belegt und hatte klappbare Schlafstätten und ganz oben eine kleine Oberlichte. Als ich sie anlässlich unseres Treffens auf der Insel wieder sah, stand mir vor Augen, was mein armer Vater in diesem überbelegten, beengten Verlies gelitten haben muss. Und doch gab es für mich ein Spiegelei – für mich ganz allein. Wie ich diesen Leckerbissen genoss – zuerst das weiße Eiklar und dann den Dotter – das Beste zuletzt ... Dann noch eine Runde Versteckenspielen mit dem kleinen Heinzl. Wunderbar.

Nach dem Krieg stellte Heinzis Familie Antrag auf Repatriierung nach Österreich. Die anderen Exilanten betrachteten dies als eine Schande, und die armen Leute mussten sehr viel an Kränkung einstecken. Erst nach all diesen Jahren verstand ich, dass die Reise ins Heilige Land für viele eine Art Lückenbüsser in Ermangelung anderer Alternativen war. Ich hörte, dass Heinzis Familie nach Wien zurückgekehrt war, um ihren Anspruch auf Rückerstattung ihres Besitzes, der im russischen Sektor lag, anzumelden. Ich traf mich mit Heinzl und seiner Familie während eines Wien-Besuchs Ende der 1980er-Jahre und übernachtete bei ihnen. Sie hatten eine Adoptivtochter – und das war schwierig. Ich glaube, sie identifizierte sich nicht mit dem Judentum der Eltern. Sie lebten in einer sehr kleinbürgerlichen Mietwohnung, und ich könnte mir denken, das kleine Mädchen war schon aus diesem Grund in ihrem Freundeskreis nicht besonders angesehen. Wie dem auch gewesen sein mag: Heinzl fand eine Anstellung bei der Bank of America in Wien. Er starb ganz plötzlich Ende der Achtzigerjahre, nicht lange nach meinem Besuch. Ich schrieb an die Witwe, erhielt aber keine Antwort. Ich bin trotzdem noch immer dankbar für ihre Gastfreundschaft.

Das Paprikabäumchen

Auf meinen Expeditionen rund um das Lager stieß ich in der Nähe der Mauer auf ein Paprikabäumchen. Es war noch sehr klein. Ich umsorgte und goss es an vielen Tagen und freute mich, als ich sah, dass die Früchte meiner Mühen in Ansätzen sichtbar wurden. Wie leid tat es mir aber, wie schmerzte es mich, als ich eines Tages auf Besuch zu „meinem“ Bäumchen kam und es von einigen Schwarzen umringt fand, die die Paprika genussvoll verzehrten. Sie jagten mich einfach weg. Diese kleine Episode bedeutete für mich das Ende meiner Karriere als Gärtnerin. Es ist einfach zu pflanzen und für das

Weiterkommen des Gepflanzten zu sorgen, viel schwieriger hingegen, die Früchte zu genießen. Wenn überhaupt.

Die Kinder-Teeparty

Aber auch an glücklichere Tage soll hier erinnert werden. Ich hatte, zum Kummer meiner Mutter, nie eine besondere Vorliebe für Partys. An Theaterstücken nahm ich ebenso wenig gern teil. Es gab da einmal eine Purimaufführung¹⁰, in der ich mit einer hohen, weißen Haube als Köchin verkleidet auftreten sollte. Ich versäumte mein Stichwort und marschierte auf die Bühne, als alle schon längst ihre vereinbarten Positionen eingenommen hatten. Das Gelächter, mit dem mein Auftritt quittiert wurde, kann man sich vorstellen; wahrscheinlich verpatzte ich die ganze Aufführung. Zu Chanukka¹¹ und bei anderen Festen war es die Regel, dass der Kindergarten und die Schule jeweils Vorstellungen gaben. Ich war nicht mit einer angenehmen Singstimme gesegnet und bin nach wie vor nicht in der Lage, eine Melodie nachzusingen. Dennoch fand ich, dass ich gerne mit den andern Kindern *Maos Zur*¹² singen würde. Die Lehrerin sagte, das sei ausgeschlossen; das würde nur die andern Kinder „drausbringen“. Ich kam heulend nach Hause, und als meine Mutter hörte, was vorgefallen war, marschierte sie zur Lehrerin (niemand anders als die gefürchtete Frau Keshner). Mutter fragte sie, „Sind die Kinder alle Absolventen und Absolventinnen der Scala¹³?“ Als Frau K. völlig verdutzt dreinschaute, sagte meine Mutter, „Meine Tochter ist nämlich auch keine Absolventin der Scala. Also wird sie mit den andern genauso mitsingen dürfen.“ Frau K. sagte, dass ich zwar bei den Kindern sitzen, aber nur zum Schein mitsingen dürfe, denn wenn ich wirklich loslegte, würde das alle anderen drausbringen.

Mir war das alles wirklich ein Gräuel. Vielleicht würde man heute eine „Kinderpsychologin“ beiziehen. Ich musste einfach das Beste draus machen. Es war ja schließlich als Spaß und Unterhaltung gedacht. Dann gab es noch die Partys in der Residenz des britischen Lagergouverneurs, zu denen wir Kinder eingeladen wurden. Dieser Mann – er hatte auch eigene Kinder – war in unseren Augen eine Art Halbgott. Seine Einladung zu Tee und zum Spielen war etwas, das man keinesfalls ausschlagen durfte. Er lud uns

¹⁰ Zum jüdischen Purimfest, das an die Errettung der Jüdinnen und Juden vor ihrer Ermordung in der persischen Diaspora erinnert, werden unter anderem Masken und Kostüme getragen und Theaterspiele aufgeführt.

¹¹ Chanukka, das achttägige jüdische Lichterfest, gedenkt der Wiedereinweihung des Zweiten Tempels in Jerusalem im Jahr 164 v. Chr.

¹² Jüdisches liturgisches Lied, das traditionellerweise zu Chanukka gesungen wird.

¹³ Teatro alla Scala: berühmtes Opernhaus in Mailand, Italien.

in äußerst lebenswürdiger Weise in sein Haus ein, das mir damals wie ein Herrenhaus vorkam. (Als ich dieses „Herrenhaus“ bei unserem Treffen auf der Insel wieder sah, begriff ich, dass es doch nicht ein Palast war, sondern bloß eine mittelgroße Villa.) Da waren wir denn alle, herausgeputzt in unseren besten Kleidern, mit einem weißen Band im Haar. Meines war für mich eher eine Quelle von Problemen, da ich immer sehr gerades, seidiges Haar hatte, in dem nichts hielt. Tee und Milch wurden in Blechhäferln serviert. Und dann die Spiele. Lieber Himmel, die Spiele. Alles sollte nach dem Motto von „Fair Play“ und „der Beste soll gewinnen“ laufen. Herumrennen, sich verausgaben bis zum Äußersten. Für alles gab es einen Wettbewerb. Schließlich ging es doch um Preise! Ich drückte mich vor all dem, soweit es irgend ging. Ich hab nie einen Preis ins Auge gefasst. Ich wollte mich nie ins Getümmel stürzen.

Dr. Lavapier, der Lagerarzt, hat auch die Kinder mehrmals zu sich ins Haus eingeladen. Auch hier bestürmte mich meine Mutter unablässig, doch mitzukommen und mich zu amüsieren. Sobald alle andern Kinder schon dorthin unterwegs waren, sagte ich, „O.k., ich möchte auch gehen.“ Dann jagten wir dem abfahrenden Konvoi hinterher, und ich kam gewöhnlich gerade noch rechtzeitig. Dr. Lavapiers Teepartys waren sehr sympathisch. Keine Spiele. Keine Wettbewerbe. Nur Softdrinks (vielleicht auch Kekse?), serviert unter dem tropischen Blätterdach, das sein kleines Haus umgab – und das alles keine allzu lange Autofahrt vom Lager entfernt.

An diese Ausflüge erinnere ich mich mit Dankbarkeit. Es gab eben gütige Menschen, die versuchten, uns Kindern zumindest einen Anschein von Normalität zu vermitteln.

Beste Freundinnen

Ditta und die kleine Eva – allgemein Evchen genannt – haben bis heute einen besonderen Platz in meinem Herzen. Wir spielten zusammen mit Puppen, die wir uns aus Streichhölzern anfertigten; wir zogen ihnen Kleider an und versahen sie mit Querbändern, so dass sie Füße und Hände hatten; Streichholzschachteln waren ihre Betten. Mit diesen improvisierten Puppen spielten wir stundenlang, und sie waren für uns die vollendetsten Kunstwerke, über die nichts ging. Ditta traf ich wieder auf der Reise zum Treffen auf der Insel, das gegen Ende des letzten Jahrhunderts stattfand. Zusammen statteten wir dem Friedhof einen Besuch ab, wo die begraben sind, die die Internierung auf Mauritius nicht überlebten. Es ist ein wunderschöner Ort mit Blick aufs Meer und

sehr viel Grün drum herum. Der Oberrabbiner kam extra aus Johannesburg, um bei uns zu sein und das *Kaddisch*¹⁴ zu sagen. Ich stand neben Ditta am Grab ihres Vaters. Ich kann mich tatsächlich an ihn erinnern. Er sah ganz ähnlich aus wie mein Vater. Sie gehörten derselben Generation an, mit dem Haarschnitt der frühen Vierzigerjahre, und ihre Kleider waren so geschnitten, dass man sie leicht als vormalige Wiener identifizieren konnte. Das war ein sehr trauriger Augenblick. Dittas Mutter hat dann wieder geheiratet und noch auf der Insel ein Mädchen zur Welt gebracht, das sie Ma'ayan, „Quelle“, nannte – damals ein höchst ungewöhnlicher, origineller Name. Optimismus als eine Quelle der Kraft hatten wir wirklich bitter nötig. Ich sollte vielleicht erwähnen, dass meine Schwester und ich es der Freundlichkeit von Ditta zu verdanken haben, dass wir Anfang der 2000er-Jahre zu dem Treffen in Wien kamen. Sie traf zufällig meine Schwester und erzählte ihr, dass ein derartiges Treffen in Vorbereitung sei. Ich bin jedenfalls froh, dass ich bei beiden Reisen dabei sein konnte. Die Vergangenheit kann man bekanntlich nicht ändern oder verbessern. Das kleine Evchen war ganz außer sich, als wir uns nach all diesen Jahren bei einem weiteren Treffen in Ramat Gan¹⁵ später im Herbst wiedersahen. Seither sprechen wir uns regelmäßig am Telefon.

Andere Menschen – schwarz und weiß

Black war ein eher lethargischer Typ. Er war der Gärtner des Lagers. Immer gut gelaunt, mit jeder Menge Zeit, sich im Schatten auszuruhen. Gab es denn damals einen Garten? Ich kann mich nicht erinnern. Black war einfach da. Sein zahnloses Lächeln. Nichts konnte ihn aus der Fassung bringen, und am allerwenigsten wir Kinder, die ihn immer wieder „Black, Black“ hänselten. Wahrscheinlich dachte er, wir seien noch schlechter dran als er. Wir waren schließlich eingesperrt, und er konnte wenigstens kommen und gehen, wie er wollte.

Wenn wir schon von „Black“ reden, muss ich jetzt die Geschichte der kleinen goldenen Kette und des Medaillons, das mir meine Großmutter in Wien vor ihrem Tod schenkte, erzählen. Eine böse Halsentzündung machte einen Spitalsaufenthalt auf der Insel für mich unumgänglich, und als meine Eltern mich besuchten, merkten sie, dass der Schmuck nicht mehr da war. Die Folge war eine Riesenaufregung, es war alles furchtbar peinlich. Dann machten meine Eltern etwas, für das ich mich noch heute

¹⁴ Eines der wichtigsten jüdischen Gebete, das unter anderem zum Totengedenken und am Grab von Verstorbenen gesprochen wird.

¹⁵ Stadt in der Nähe von Tel Aviv in Israel.

schäme. Sie forderten mich auf, die Person zu identifizieren, die den Schmuck gestohlen hatte. Wie hätte ich das tun können? Ich muss einen vorwurfsvollen Blick auf eine der schwarzen Assistenzschwestern geworfen haben. Die qualifizierten Schwestern waren alle weiß. In meinem kindlichen Denken garantierte der bloße Umstand, dass sie weiß waren, ihre Unschuld. Selbst heute kann ich mir diese Ungerechtigkeit nicht verzeihen. Wer auch immer dieses kleine Schmuckstück an sich genommen hat – ihre Not war größer als meine. Das kann ein Kind aber unmöglich verstehen. Erst viel später fiel mir das immer wieder ein. Der kleine Davidstern, den mir meine Großmutter in Wien gab, hatte in erster Linie einen sentimentalen Wert. Wo ist er heute? Ist er eingeschmolzen worden? Schmückt der Stern jetzt einen schwarzen Hals? Einen weißen? Wen kümmert das schon ...

Die Schule

Die Schule wurde, wie gesagt, von den Emigranten selbst betrieben, und es gab Kinder aller Altersstufen. Frau Keshner, unsere Bettnachbarin, habe ich schon erwähnt. Der Direktor war ein Herr Panzer. Ein Mann von einnehmendem Äußeren, groß und dunkel. Herr Goldschmidt – allgemein „Goldschi“ genannt – war der Geografielehrer, und Frau Keshner war mein Klassenvorstand. Sie war sehr streng. Sie gab nie auch nur einen Zentimeter nach und hielt unerbittlich an den deutschen Prinzipien der Ordnung und Sauberkeit fest, ganz zu schweigen von der Notwendigkeit, peinlichst auf den Buchstaben des Gesetzes, auf Fleiß und die regelmäßige Erledigung der Hausaufgaben zu achten. Schulhefte gab es nicht. Es gab Schiefertafeln und Stifte, die auf den Tafeln ein Reibegeräusch verursachten; trotzdem wurden wir dazu angehalten, wie auf liniertem Papier zu schreiben. Das bisschen Papier, das zur Verfügung stand, wurde für besondere Gelegenheiten aufgehoben, zum Beispiel zum Verfassen eines Gedichts oder wenn wir nach deutscher Sitte unseren Eltern einen Neujahrsgruß entboten und den Vorsatz fassten, brav zu sein. Immer. An Bücher kann ich mich nicht erinnern. Vielleicht hatten die Lehrer ein paar. Während einer Fragestunde in Geografie fragte ich „Goldschi“, wie es denn sein könne, dass die Sonne, wenn sie so viel größer war als unser Planet, nicht das ganze Firmament verdeckt? Er sah mich sehr streng an und fragte mich, „Ist dein Vater größer als du?“ Dem war allerdings so, und ich musste es zugeben. Dann sagte er, „Na, und verdeckt er das ganze Firmament?“ Das konnte ich ja nun nicht behaupten (obwohl er damals meine ganze Welt war). „Sonst noch Fragen?“ Damit war es mit Fragen ein für allemal vorbei. Auch Frau Keshner konnte durchaus grausam sein. In

der Früh ließ sie uns in Reih und Glied aufstellen und musterte uns – Kleidung, Nägel, Schuhe, etc. Bei einer dieser „Musterungen“ sagte sie zu einem Kind: „Wenn ich dich gegen die Wand drücken würde, würdest du kleben bleiben, so schmutzig ist dein Gewand.“ Am liebsten wäre ich vor Mitleid mit dem armen Kind im Boden versunken. Im 21. Jahrhundert würde ein solcher Vorfall doch etliches Aufsehen verursachen; damals fand man nichts dabei, ein Kind so schlecht zu behandeln. Sich über ein Kind lustig zu machen hatte angeblich positive Auswirkungen auf seine Leistungen. Was mich selbst betrifft, kann ich nur sagen, dass mir diese strenge, kompromisslose Haltung sehr gut getan hat, da sie mich für die vielen Proben und Schicksalsschläge, die meinem Ego bevorstanden, wappnete. Die Unterrichtssprache war Deutsch, außerdem wurde Englisch, Mathematik und Geschichte unterrichtet. Ich hatte das Glück, zusätzlich Privatunterricht in Hebräisch zu erhalten, den meine armen Eltern aus ihrer schmalen Kasse bezahlten. Dies war als Vorbereitung für unser zukünftiges Leben gedacht, das wir ja in unserem eigenen Land wieder aufnehmen wollten. Die Hebräischlehrerin war eine kleine, sanfte Frau, eine Rebbetzin¹⁶. Der Unterricht bestand im Wesentlichen im Lesen ausgewählter Bibelstellen, die sie in aschkenasischer Intonation vortrug. Mit einem Wort: Unsere europäische Erziehung war gut gemeint und sollte eine solide Grundlage für unsere späteren Studien bilden.

Unzählige Male half mir meine Mutter bei Mathematik oder versuchte es zumindest; es war für uns beide eine überaus frustrierende Erfahrung. Mein Hirn streikte ganz einfach angesichts der vielen mathematischen Möglichkeiten – Addieren, Subtrahieren, ganz zu schweigen von den Fällen, wo es galt, eine Unbekannte ins Spiel zu bringen. Sie versuchte, mich mithilfe von Bananen, Knöpfen und anderen Gegenständen zum Rechnen zu motivieren, was meine Verwirrung nur noch steigerte. Was ich hingegen sehr genoss, waren ihre Erzählungen über die Habsburger, ihre Liebesgeschichten, Fehden und prunkvollen Paläste. Dann gab es da auch die Volksmärchen der Brüder Grimm und die Märchen von Andersen; von diesen Geschichten konnte ich überhaupt nie genug kriegen. Mutter musste sie wieder und wieder erzählen, und zwar genau in derselben Weise wie beim ersten Mal. Jede Abweichung verursachte eine Tränenflut. Diese Helden führten alle ein wunderbares Leben. Sie selbst sahen blendend aus, und ihre Damen waren wunderschön und in jeder Weise vollkommen. Wie wunderbar es

¹⁶ Titel der Ehefrau eines (orthodoxen) Rabbiners.

war, mich in dieser Zauberwelt zu verlieren, wo ich doch in der Realität im Zwielficht steckte und im täglichen Kampf um das nackte Überleben. Was gingen mich Addieren und Subtrahieren an, wenn es all diesen Zauber in jener Welt gab? Alle meine Tage waren erfüllt mit Anspannung und Angst vor dem nächsten Tag, der immer noch mehr Sorgen und neuerliche Malariaattacken für meine arme Mutter brachte. Sie kam immer öfter ins Spital; die Zeit zog sich, und ich war größtenteils mir selbst überlassen. Ich träumte mich den ganzen Tag in verzauberte Gärten, in denen es Riesen gab und all die kostbarsten Dinge, die man sich nur vorstellen kann.

Die räumliche Enge und die Ungewissheit versetzten die Lagerinsassen in einen zunehmend angespannten Zustand. In einer solchen Situation ist es unvermeidlich, dass es aus geringfügigem Anlass zu Streitereien kommt. Die Verteilung des Essens und der Kleidersendungen, die wir der Güte von Johannesburger Juden zu verdanken hatten, und nebensächliche Punkte wie Vortritt, Rangfolge und Ähnliches führten zu durchaus hässlichen Bemerkungen.

Das Volk des Buches

Von Zeit zu Zeit ließen uns unsere Brüder und Schwestern in Johannesburg verschiedene Wohltaten zukommen, Kleider, Bücher, usw. Eines Tages kam eine solche Bücher-sendung an, und ich war überglücklich. Bücher. Ein Buch! Wie wunderbar! Ich würde es für mich lesen können. Ich eilte zu der Baracke, in der die Bücher aus einer großen Kiste verteilt wurden. Ich konnte es kaum erwarten, bis die Reihe an mich kam. Meine Augen schweiften neugierig über die Bücherberge – diese sind vielleicht auch in meiner Erinnerung zahlreicher und größer geworden. Welches dieser vielen Bücher würde meines sein? Schon wurde mir ganz warm ums Herz in Erwartung der Wohltaten und der Tröstungen, die mir dann mein Buch schenken würde. Es gab so viele verschiedene Einbände, so viele verschiedene Farben ... Schließlich war ich an der Reihe. Mit all der aufgestauten Erwartung streckte ich meine Hand aus. – „Ah“, sagte die Frau, „nein, du verdienst es nicht, ein Buch zu bekommen. Du bist kein jüdisches Kind.“ – Da stehe ich nun, vertrieben aus meiner Geburtsstadt – und jetzt wieder vor die Tür gesetzt. Die Schande, das Herzeleid. Was könnte sie meinen? Wieso gehöre ich nicht zu dieser Schar Emigranten, mit der ich all diese Feuerproben durchgemacht habe? Wer bin ich denn überhaupt? Noch heute erinnere ich mich an den Stich, den mir das versetzte. Ich bettelte aber nicht. Das war unter meiner Würde ... Mutter sah meine bitteren Tränen

und war auch niedergeschlagen. Sie ging zu unserer Wiener Freundin, der liebenswürdigen Frau Pretsch von Lerchenhorst – der jüdischen Dame, die mit einem Mitglied des Wiener Stadtrats, einem *goy*¹⁷, verheiratet gewesen war. Diese gütige Frau öffnete ihren Koffer, und was kam zum Vorschein? Bücher! Wunderbare Bücher. Sie ließ mich zwei aussuchen. Das Glück war einfach unaussprechlich. Ich kann mit Sicherheit sagen, dass dies einer der wenigen glücklichen Tage meines damaligen Lebens war. [...]

Familien

Während der ersten Jahre auf der Insel waren Besuche im Männerlager nur selten erlaubt; am Anfang, glaub ich, einmal im Monat, und später alle vierzehn Tage. An einem dieser „Besuchstage“ beschloss meine Mutter, Vater ohne mich zu besuchen. Für diesen Anlass nähte sie sich sogar ein wunderschönes, weißes, gesticktes Kleid. Die furchtbare Eifersucht, die mich befiel, ist schwer zu beschreiben. Ich war entsetzlich enttäuscht und hatte einen regelrechten Anfall, als sie weggehen wollte, mit Schreien und Fußtritten. Ich bekam von meiner Mutter eine schwere Tracht Prügel, auch mit einem Ledergürtel. Zu diesem Zweck führte sie mich hinter eine andere Baracke. Weit kann sie nicht gegangen sein, aber trotzdem ... Ich fühlte mich natürlich tief gekränkt und erinnere mich unter Schmerzen, wie ich bei den andern in der Baracke, die nie ein angenehmer Aufenthaltsort war, zurückbleiben musste. Nicht erinnern kann ich mich, wie sie zurückkam oder was sich nach ihrer Rückkehr abspielte. Dieser Vorfall war der Grund, weshalb ich von da an zu meiner Mutter auf Distanz ging. Ich trug ihr das bis zu ihrem Tod nach und werde es ihr bis zu meinem Tod nachtragen. Der Verdacht fasste bei mir Fuß, dass auch die Liebe einer Mutter nicht frei von Bedingungen ist. Möglicherweise war diese Art der „Bestrafung“ eine in der damaligen Zeit gängige erzieherische Maßnahme. Man erwartete von Kindern, dass sie wussten, wo ihr Platz ist, und über ihre Anwesenheit unter Erwachsenen wurde nach deren Gutdünken entschieden.

Flucht (beinahe)

Eines Tages – vielleicht ein langer Tag öder Langeweile wie viele andere, ohne irgendetwas Interessantes – hatte ich plötzlich eine Idee. Eine ernsthafte, fast plausible Idee. Damals las ich noch keine Abenteuerbücher, und Tarzan oder andere Heldenfiguren waren

¹⁷ Jiddisch für Nichtjude.

noch kein Begriff für mich; auch hatte ich noch nie einen Film gesehen, geschweige denn irgendwelche Actionszenen. Unter Umständen hatte ich schon von einem Ort namens Kino gehört, aber auch das ist nicht sicher. Die tolle Idee, um es kurz zu machen, bestand in einem Fluchtversuch aus dem Lager. Die Bedeutung von Freiheit oder Gefangenschaft war mir zwar unbekannt, aber wenn es gelang, aus dem Lager zu fliehen, dann konnte man jede Menge Neues sehen, wie bei den seltenen Gelegenheiten, wenn wir auf ein paar Stunden in die Stadt Curepipe durften. Das geschah, wenn mein Onkel in New York uns ein paar Dollar geschickt hatte und wir essen gingen oder Tennisschuhe kauften.

Beim Herumwandern im Lager hatte ich bemerkt, dass der Zaun an einer Stelle in der Nähe nicht sehr hoch war. Auf der einen Seite war die hohe schwarze Basaltmauer, die das Männerlager umschloss; nur wenige Fuß weiter war sie viel niedriger, und es schien mir nicht allzu schwierig, an dieser Stelle hinüberzuklettern. Ich erwähnte das Unternehmen anderen Mädchen gegenüber, und auch sie fanden die Idee toll. Ich hatte keine Ahnung, wie wir vorgehen sollten, wenn wir uns dafür entschieden, es auszuprobieren. Ich riet den Mädchen, etwas auf unseren „Ausflug“ mitzunehmen. Alles schien soweit o.k., auch die kleinen Tuchfetzen, die Puppen und die anderen Schätze, die meine Freundinnen mitzunehmen gedachten. An Proviant dachte ich nicht. Essen hatte für mich nie eine überragende Bedeutung. Der Zeitpunkt nach der Schule und dem Mittagessen schien so gut wie irgendein anderer. Großteils legten die Mütter in dieser heißen, schwülen Zeit eine Ruhepause in den Baracken ein; sowieso kümmerte sich kaum jemand um uns. Wo hätten wir denn auch hingehen können? Am Rand des Lagers, dort, wo die Mauer ihre niedrigste Stelle hatte, befanden sich einige Hütten, die keinem besonderen Zweck dienten. So weit war uns also unser Weg bekannt. Um auf Nummer sicher zu gehen, schlug ich vor, bis zum Sonnenuntergang zu warten, bevor wir die niedrige Mauer überstiegen. Ich weiß nicht mehr, wie lang wir an Ort und Stelle verharrten; jedenfalls sagte nach einer Weile eines der Mädchen, sie sei hungrig und wolle gehen. Es dauerte nicht lang, und die meisten andern folgten ihrem Beispiel. Schließlich waren nur mehr ich und ein anderes Kind übrig; dann ging auch sie. Nun war nur mehr ich übrig. Von ursprünglich fünf war nur mehr ich geblieben, und ich fand, es sei sinnlos, allein loszugehen. Ich hatte auch ein wenig Angst vor dem, was sich hinter der Mauer verbergen mochte. Kurz, das ganze Abenteuer war ein einziger Flop, als auch ich in unsere Baracke zurückging, und niemand war dadurch auch nur ein bisschen klüger geworden. Niemand hat je von diesem gescheiterten Fluchtversuch in die Freiheit erfahren.

Verhext

Unter den österreichischen Exilanten war ein Musiker, ein fescher und sehr netter junger Mann. Manchmal gab ihm die Lagerbehörde Ausgang. Er spielte dann auf seiner Geige, glaub ich, im Stadtzentrum von Beau Bassin. Von einem dieser Ausgänge kehrte er dann nicht mehr zurück. Ich fragte mich – soweit ein Kind sich das nur fragen kann –, wohin er verschwunden war. Dann bekam ich aus einem Gespräch unter den Erwachsenen mit, dass sich eine Kreolin in ihn verliebt hatte. Da er ihre Gefühle nicht erwiderte, blieb ihr als einziges Mittel nur übrig, den armen Kerl zu „verhexen“. Offenbar gab sie ihm etwas zu trinken, und dann ist er gestorben. Es tat mir leid, da ich ihn sehr mochte. Die Liebe nimmt sich alles, ohne Rücksicht auf Verluste. Was kann man sonst noch sagen?

Meine kleine Schwester

Meine kleine Schwester kam in einer stürmischen Nacht zur Welt, als ein Zyklon über die Insel fegte. Meine Eltern hatten sehr auf einen Sohn gehofft, und es gab sogar schon einen Namen, den meines Großvaters mütterlicherseits. Wochen und Monate im Voraus wurde viel geredet, wie wunderbar alles sein würde, wenn mein kleiner Bruder auf die Welt komme. Auch ich war sehr glücklich, sollte ich doch endlich einen Gefährten haben, jemanden, dem ich mein volles Vertrauen schenken konnte und der für alle Zeiten mein Verbündeter sein würde. Die Zeit verging, und es kam der Tag, an dem ich mit der Nachricht geweckt wurde, dass das Neugeborene eine kleine Schwester war. Am liebsten hätte ich ihnen gesagt, sie sollten erst wiederkommen, sobald mein kleiner Bruder auf der Welt sei. Es blieb mir aber schließlich nichts anderes übrig, als mich mit der Existenz einer kleinen Schwester abzufinden.

Einige Wochen vor der Geburt meiner Schwester ging meine Mutter ins Spital, wo mein Vater und ich sie mindestens zweimal in der Woche besuchten. Es war ein sehr nettes, zweistöckiges Krankenhaus, mit sehr viel Grün drum herum und üppig wuchernden tropischen Pflanzen. Besonders angenehm war es, draußen zu sitzen und am Nachmittag Tee zu trinken. Jetzt, wo ein Sieg der Alliierten schon absehbar war, wurden die Regeln viel laxer gehandhabt, und der Duft der Freiheit lag schon in der Luft. Am Tag der Geburt meiner Schwester ging ich also an der Hand meines Vaters in den zweiten Stock, und da war sie denn auch. Ein kleiner, in Baumwolle gewickelter Winzling, etwas bläulich, aber im Übrigen komplett, mit Nägeln und

Haaren. Ich war furchtbar aufgeregt, zugleich aber auch bereit zu glauben, der kleine Bub, den die Frau im Zimmer nebenan zur Welt gebracht hatte, sei in Wahrheit mein bei der Geburt vertauschter Bruder.

Auf unserem Weg zurück ins Lager braute sich ein einigermaßen furchtbarer Zyklon zusammen. Ein Zyklon ist eine wirklich Ehrfurcht gebietende Naturerscheinung, eine Manifestation der Kraft und der Schönheit der Natur. Der Sturm wirbelte alles durcheinander, brachte Bäume zum Umstürzen und wurde von einem furchtbaren Heulen begleitet. Wir mussten uns unterwegs an Mauern und Felsen festklammern, um nicht Schaden zu nehmen. Ganz langsam schafften wir den Weg zurück ins Lager.

Die Schönheit des Tages nach einem Zyklon ist etwas Unvergessliches. Die plötzliche Stille und die sanfte Brise, die vom Meer her weht. Alles ist sauber, und das Wasser in den Pfützen, die überall stehen, kräuselt sich nur leicht. Als einzige Erinnerung an den Sturm bleiben die Trümmer der Blechdächer und die Baumstämme, die überall herumliegen. Das Meer ist dunkelgrün und dunkelblau, und man kann sich daran nicht sattsehen. Der Zyklon und die Geburt meiner Schwester sind in meiner Erinnerung als zwei einschneidende Ereignisse eng miteinander verknüpft.

Das Jahr 1944 und der Zweite Weltkrieg näherten sich ihrem Ende. Dies wurde deutlich fühlbar in der geänderten Haltung, die die Menschen uns gegenüber einnahmen. Jeder wusste, dass wir uns sehr bald auf den Weg in die Freiheit machen würden. Der Weg ins Gelobte Land war offenbar endlich frei, und kein Hindernis würde uns mehr aufhalten können. Jetzt, wo unsere Familie größer geworden war, wurde uns eine Unterkunft in einer „privaten“ Baracke zugestanden, wo mein Vater uns oft besuchen konnte. Die neue Wohnung erschien mir als höchst luxuriös, obwohl sie wenig enthielt, was über das absolut Notwendige hinausging. Neben uns befanden sich andere Familien mit Neugeborenen. Es war für mich ein großes Vergnügen, meine kleine Schwester in einem Wagen herumzukutschieren, an dem unser unmittelbarer Nachbar einige Verbesserungen vorgenommen hatte. Der Wagen bestand aus einer hölzernen Obstkiste, an der Räder angebracht waren. Die Kiste war gut ausgepolstert mit Decken, aber beim Fahren machte der Wagen einen Höllenlärm.



Oben und unten links: Chava Guez mit ihrer Schwester beim Besuch auf Mauritius



Der Eingang zum Gefängnis auf Mauritius

Ein Geburtstag

Ein Jahr ist wie im Flug vergangen, und da ist meine Schwester, und es ist ihr erster Geburtstag. Da ich der Meinung war, das sei ein Anlass zum Feiern, bettelte ich in der ganzen Umgebung Geschenke zusammen. Ich brachte einen kleinen Tisch in Position, verhüllte ihn mit einer gestickten Decke und belud ihn nach und nach mit „Geschenken“, sowie ich welche eingesammelt hatte. Es gab ein Sortiment kleiner Schalen, verschiedenes improvisiertes Spielzeug und anderes. Es war nicht wirklich wichtig, was es war. Es war ihr Geburtstag, und ich zeigte ihr alles der Reihe nach. Sie gurgelte vor Entzücken ...

Entfernung der Mandeln und eine Epidemie

Immer wieder setzte mir in dieser Zeit böses Halsweh zu. Ein Entschluss wurde gefasst: Die Mandeln mussten heraus. Der kleine chirurgische Eingriff wurde in einem Krankenhaus vorgenommen. Das Ganze verlief durchaus nach meinen Wünschen: Es war ein Anlass, bei dem ich mich richtig verwöhnen und bemuttern lassen konnte. Das Krankenhaus war sehr gut ausgestattet, wie ich es erwartet hatte, und ich empfand Bewunderung für die Schwestern, ganz besonders für die Oberschwester mit ihrer gestärkten Haube und ihren gefälligen Manieren. Die Vorbereitung der Operation bestand darin, dass der auf dem Operationstisch liegende Patient aufgefordert wurde zu zählen; am Schwächerwerden des Zählens zeigte sich, dass das Betäubungsmittel wirkte. Ich machte nur sehr ungern mit, hauptsächlich wegen des rückenlosen Hemdes, das man mich zwang zu tragen, ein Kleidungsstück, das ich als äußerst entwürdigend empfand. Trotzdem schief ich ein, und als ich – ohne Mandeln – wieder aufwachte, war ich bereits auf der Station, und eine schwarze Krankenschwester schlief unter meinem Bett. Man brachte mir sogar Eis zum Lutschen. Das war einfach köstlich.

Das alles war kurz bevor wir wieder in die Freiheit entlassen wurden. In genau diese Zeit fiel eine schwere Polioepidemie, eine Krankheit, die damals noch eine schwere Bedrohung darstellte. Dr. Salk¹⁸ hatte sein Zauberserum noch nicht entwickelt, und jeder, der sich ansteckte, konnte von Glück reden, wenn er oder sie überlebte. Die meisten behielten bleibende körperliche Schäden. Nachdem mir die Mandeln entfernt worden waren, wurde ein Mädchen ins Spital eingewiesen, die das Bett unmittelbar neben mir erhielt. Sie erbrach die ganze Nacht und wurde bei Tagesanbruch in eine andere Station gebracht. Sie starb bald darauf und wurde in dem kleinen jüdischen Friedhof auf der Insel beigesetzt, wo alle begrä-

¹⁸ Dr. Jonas Salk (1914–1995), US-amerikanischer Arzt und Immunologe, der in den 1950er-Jahren einen Impfstoff gegen Kinderlähmung entwickelte.

ben sind, die die Strapazen nicht überlebten. [...] Es gibt da so viele Namen von Freunden meiner Eltern. [...] Mögen sie ruhen in Frieden. Es ist alles schon so lange her, aber auch jetzt noch kommen mir die Tränen, wenn das alles für mich wieder lebendig wird.

Der Weg ins Gelobte Land

Die Tage wurden länger, und schon war wieder August. Die Erwachsenen redeten von Freiheit, Entlassung, Eretz Israel¹⁹ und der Zukunft. Ich war einzig und allein mit der Gegenwart beschäftigt.

Wir durften auch wieder einen Besuch in Curepipe machen. Ich fuhr mit meinem Vater. Die Tage des Britischen Weltreichs waren noch nicht vorüber. Es gab Weiße und Schwarze, und alle gingen ihren Geschäften nach. Viele Läden waren in chinesischer Hand; die Ladenbesitzer saßen stoisch neben dem Eingang ihrer kleinen „Höhlen“ mit Waren. In diesen Läden konnte man fast alles finden. Zwar lag alles scheinbar hoffnungslos durcheinander, aber auf den Besitzer war Verlass. In null Zeit grub er aus, was auch immer man wünschte. Ich erinnere mich, wie ich Tennisschuhe wollte, aber alle, die der Chinese hervorkramte, nicht gut genug fand. Ich hatte eine ganz spezielle Form im Auge, die es in dem Laden einfach nicht gab. Trotzdem habe ich am Ende doch ein Paar bekommen. Sie waren zwar nicht perfekt, aber doch entsprechend. Der Höhepunkt des Vergnügens war das indische Restaurant, wo wir so köstliche Koteletts vorgesetzt bekamen, dass mir der Geschmack bis heute gegenwärtig ist; so etwas habe ich seither nie wieder gegessen.

Im Rückblick jedenfalls scheint es nie einen Regentag gegeben zu haben. Es gab immer Sonnenschein, den Indischen Ozean und – jedenfalls für mein kindliches Empfinden – weder Leid noch Entbehrung.

Freiheit? ... Hier die „Franconia“, vor Anker in Port Louis²⁰, während sie drauf wartet, dass wir an Bord gehen und den Suezkanal wieder hinauffahren. Die „Franconia“ war das Schiff, das Churchill zur Konferenz mit Stalin in Jalta²¹ brachte. Das erfuhr ich erst viel später; damals wusste ich das noch nicht.

¹⁹ Das Land Israel (hebräisch): biblische Bezeichnung für den jüdischen Staat.

²⁰ Hauptstadt von Mauritius.

²¹ Auf der Konferenz von Jalta (auch als Krim-Konferenz bekannt), die im Februar 1945 stattfand, verständigten sich der US-amerikanische Präsident Franklin D. Roosevelt, der britische Premier Winston Churchill und der sowjetische Generalsekretär Josef Stalin über die europäische Nachkriegsordnung.

„Bin ich nicht eine Verkörperung des wandernden Juden? Gehöre ich wirklich zu diesem Land? Wien ist der Ort, an den sich meine Mutter noch an ihrem Sterbetag erinnerte, und ein Teil von Wien ist auch in meinem Herzen eingraviert.“



Chava Guez bei der Kranzniederlegung anlässlich der Feierlichkeiten zum 75-jährigen Gedenken des Novemberpogroms in Yad Vashem, 2013

Anschluss

Als „Anschluss“ wird die Annexion Österreichs und dessen Eingliederung in das Deutsche Reich am 13. März 1938 bezeichnet.

Feindliche Ausländer

Nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs betrachteten unter anderem Großbritannien und Frankreich alle deutschen (und somit auch alle ehemaligen österreichischen) Staatsangehörigen auf ihrem Staatsgebiet als „feindliche Ausländer“ („*enemy aliens*“ bzw. „*objets ennemis*“) und internierten sie in speziellen Anhaltelagern, z.B. auf der Isle of Man, Großbritannien bzw. in Les Milles, Le Vernet oder Saint-Cyprien, Frankreich.

Geltungsjude

(siehe auch Mischling 1./2. Grades)

„Geltungsjude“ war die Bezeichnung für eine Person, die im Sinne der ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 14. November 1935 „als Jude galt“. Ein „Geltungsjude“ war ein „Halbjude“ (jemand, der von zwei jüdischen Großeltern abstammte), der bei Erlass des Gesetzes 1935 der jüdischen Religionsgemeinschaft angehörte, zu diesem Stichtag mit einer Jüdin oder einem Juden verheiratet war oder danach trotz Verbots eine Jüdin oder einen Juden heiratete. Kinder aus letzterer Ehe galten ebenfalls als jüdisch. Im Gegensatz zu „Mischlingen 1. Grades“ wurden „Geltungsjuden“ von der nationalsozialistischen Gesetzgebung wie „Volljuden“ behandelt. Sie mussten den „Judenstern“ tragen und den Namenszusatz Israel bzw. Sara annehmen. Häufig wurden „Geltungsjuden“ gemeinsam mit dem jüdischen Elternteil deportiert.

Judenstern

Ab September 1941 mussten Jüdinnen und Juden im Deutschen Reich (bzw. teilweise in den vom Deutschen Reich okkupierten Ländern) den als „Judenstern“ bzw. „Gelber Stern“ bezeichneten Davidstern als Zeichen der Ausgrenzung auf ihrer Kleidung tragen.

JUVA

Die JUVA („Judenvermögensabgabe“) – eine „Sühneleistung“, die nach dem Novemberpogrom 1938 eingeführt worden war – war eine diskriminierende Sonderabgabe

von 25 % des Vermögens deutscher Jüdinnen und Juden, falls dieses mehr als 5.000,- Reichsmark betrug.

Kennkarte

Ab Jänner 1939 mussten jüdische Bürgerinnen und Bürger im Deutschen Reich spezielle, mit einem „J“ gekennzeichnete Kennkarten bei sich tragen.

Kindertransport

Zwischen Dezember 1938 und September 1939 wurden etwa zehntausend jüdische Kinder und Jugendliche aus dem Deutschen Reich mit sogenannten Kindertransporten in das sichere Ausland, vor allem nach Großbritannien, geschickt.

Kristallnacht

(siehe auch Novemberpogrom)

Als „Kristallnacht“ oder „Reichskristallnacht“ wurde der Pogrom gegen Jüdinnen und Juden auf deutschem Reichsgebiet in der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 bezeichnet. Der Name leitet sich von den zahlreichen Fensterscheiben, die im Zuge dieser Nacht zerstört wurden, ab. Neben der Plünderung, Zerstörung und Beschlagnahme von jüdischen Geschäften, Wohnungen, Synagogen und Bethäusern wurden tausende Jüdinnen und Juden verhaftet und zum Teil in Konzentrationslager deportiert, wo viele von ihnen ermordet wurden.

Kruckenkreuz

Im Jahr 1922 als Ehrenzeichen der Ersten Republik eingeführt, wurde dieses mit Querbalken versehene Kreuz ab 1934 als Symbol der Vaterländischen Front – der Einheitspartei des sogenannten austrofaschistischen Ständestaates – verwendet. Gleichzeitig sollte das Kruckenkreuz auch im Gegensatz zum Hakenkreuz der Nationalsozialisten stehen.

Mischehe

Die längste Zeit des Nationalsozialismus hindurch war der jüdische Teil einer „Mischehe“ – einer Ehe zwischen einem jüdischen und einem nichtjüdischen Partner – vor einer möglichen Deportation geschützt; falls der nichtjüdische Partner verstarb oder sich scheiden ließ, fiel dieser Schutz. Zum Ende der NS-Zeit wurden fallweise auch die

jüdischen Partner einer noch bestehenden Mischehe deportiert. Die in einer Mischehe lebenden Personen waren trotz des Deportationsschutzes Diskriminierungen von verschiedenen amtlichen bzw. gesellschaftlichen Seiten ausgesetzt.

Mischling 1./2. Grades

(siehe auch Geltungsjude)

Als „Halbjude“ oder „Mischling 1. Grades“ wurde eine Person bezeichnet, die zwei jüdische Großeltern hatte, nach der ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 14. November 1935 aber nicht „als Jude galt“. Dennoch war diese Personengruppe von verschiedensten diskriminierenden Gesetzen betroffen. „Vierteljude“ oder „Mischling 2. Grades“ war eine Person, unter dessen Großeltern sich eine Jüdin oder ein Jude befand. Zwar wurde auch diese Personengruppe diskriminiert, zu generellen Verfolgungsmaßnahmen kam es aber nicht.

Morzinplatz

Am Morzinplatz im ersten Wiener Gemeindebezirk befand sich ab März 1938 im damaligen Hotel Metropol die Zentrale der Wiener Gestapo (Geheime Staatspolizei). Hier wurden täglich bis zu 500 Menschen verhört, gefoltert oder inhaftiert.

Novemberpogrom

(siehe auch Kristallnacht)

In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 begannen im gesamten Deutschen Reich mehrere Tage andauernde antisemitische Ausschreitungen. Diese wurden als spontane Reaktion der Bevölkerung auf das Attentat des 17-jährigen Juden Herschel Grynszpan auf den deutschen Botschaftssekretär Ernst vom Rath in Paris am 7. November 1938 dargestellt, waren jedoch vom NS-Regime organisiert. Hunderte Menschen wurden verletzt, gedemütigt oder ermordet. Synagogen wurden niedergebrannt, jüdische Geschäfte und Wohnungen geplündert und zerstört. Allein in Wien wurden über 40 Synagogen und Bethäuser verwüstet. 6.547 Wiener Juden wurden verhaftet und fast 4.000 ins Konzentrationslager Dachau deportiert. Der Pogrom markiert den Übergang von der Diskriminierung der deutschen Jüdinnen und Juden seit 1933 zur systematischen Verfolgung, die schließlich in den Holocaust mündete.

Nürnberger Gesetze

Die antisemitischen Nürnberger Gesetze von 1935, auch als „Nürnberger Rassegesetze“ bezeichnet, bestanden aus dem „Blutschutzgesetz“ und dem „Reichsbürgergesetz“. Ersteres untersagte die Eheschließung und den außerehelichen Geschlechtsverkehr zwischen jüdischen und nichtjüdischen Personen, zweiteres bestimmte, dass nur „Staatsangehörige deutschen oder artverwandten Blutes“ ReichsbürgerInnen sein konnten.

Sammellager

Als 1941 die Deportationen der österreichischen Jüdinnen und Juden in die Ghettos und Vernichtungslager in Osteuropa begannen, wurden im zweiten Wiener Bezirk „Sammellager“ eingerichtet, in denen sich die zu Deportierenden vor dem Abtransport einzufinden hatten. Solche Sammellager gab es zunächst in einem Schulgebäude in der Kleinen Sperrgasse 2a und im Chajes-Realgymnasium in der Castellezgasse 35, später auch in der Malzgasse 7/Miesbachgasse 8, wo sich zuvor eine Frauengewerbeschule und eine jüdisch-orthodoxe Mädchenschule befunden hatten. Von den ab 1941 rund 48.000 aus Wien deportierten Jüdinnen und Juden überlebten weniger als 2.000 Menschen.

Vichy-Regime

Nachdem Frankreich im Juni 1940 vor der Deutschen Wehrmacht kapituliert hatte, wurde das Land in einen besetzten Norden und einen unbesetzten Süden unterteilt. Im südlichen Teil wurde unter Marschall Philippe Pétain das „Vichy-Regime“ installiert. Vichy-Frankreich kollaborierte mit den Deutschen, besonders im Hinblick auf die Verfolgung der Jüdinnen und Juden in Frankreich.

Vornamen Sara, Israel

Ab Jänner 1939 mussten im Deutschen Reich Jüdinnen den zusätzlichen Vornamen Sara, Juden den Vornamen Israel annehmen.

Yad Vashem

Yad Vashem – die Gedenkstätte der Märtyrer und Helden des Staates Israel – wurde 1953 als weltweites Dokumentations-, Forschungs-, Bildungs- und Gedenkzentrum zum Holocaust gegründet und befindet sich in Jerusalem.

Anschluss

The *Anschluss* refers to the annexation of Austria and its integration into the German Reich on 13 March 1938.

Assembly points

When the deportation of the Austrian Jews to the ghettos and extermination camps in Eastern Europe commenced in 1941, assembly points were set up in the Second District of Vienna. The deportees had to convene there prior to their deportation. Initially, there were assembly points in a school in the Kleine Sperrgasse 2a and in the Chajes High School in Castellezgasse 35. Later, an assembly point was also established at Malzgasse 7/ Miesbachgasse 8, where a Women's Commercial College and an Orthodox Jewish Girls' School had previously been located. Of ca. 48,000 Jews deported from Vienna from 1941 onward, fewer than 2,000 survived.

Cross potent (crutch cross)

Introduced in 1922 as a First Republic badge of honor, from 1934, this cross with perpendicular bars became the symbol of the Fatherland's Front - the single political party of the so called Austrofascist Corporative State. At the same time the cross potent was intended to stand in opposition to the swastika.

Enemy alien

With the outbreak of World War II, among other countries, Great Britain and France declared German (and therefore also former Austrian) citizens "enemy aliens" or "*objets ennemis*" and detained them in special internment camps, e.g. on the Isle of Man, Great Britain, or in Les Milles, Le Vernet or Saint-Cyprien, France.

**Geltungsjude
(Deemed Jewish)**

(see also *Mischling* 1./2. Grades)

"Deemed Jewish" was the designation given to those people who were considered Jewish pursuant to the First Decree to the Reich Citizenship Law of 14 November 1935. A person was "deemed Jewish" if he/she was a "half-Jew" (had two Jewish grandparents) and was a member of the Jewish Religious Community at the time

of the enactment of the Law of 1935, or was married to a Jew on this date, or had married a Jew after this date despite the ban. Children from this type of marriage were also deemed Jewish. In contrast to "1st grade half-castes", people who were "deemed Jewish" were dealt with as "full Jews" by National Socialist legislation. They had to wear the Star of David and assume the middle name Israel or Sara. Those who were "deemed Jewish" were often deported with their Jewish parent.

Identity card

From January 1939, Jewish citizens in the German Reich had to carry special identity cards with them, which were marked with a "J".

Jewish capital levy (JUVA)

The "Jewish capital levy" – an "atonement payment" introduced after the November Pogrom in 1938 – was a discriminating charge amounting to 25 % of the assets of the Jews of the German Reich, insofar as an individual owned assets totaling over 5,000 Reichsmark.

Kindertransport

Between December 1938 and September 1939, around 10,000 Jewish children and young people from the German Reich were sent to safe foreign countries, especially to Great Britain, on so called *Kindertransporte*.

Kristallnacht

(see also November Pogrom)

The "*Kristallnacht*" or "*Reichskristallnacht*" is another term for the anti-Jewish pogrom which took place throughout the German Reich on 9/10 November 1938. Its name, "The Night of Broken Glass", refers to the many windows and shop fronts which were destroyed during that night. In addition to the looting, destruction and confiscation of Jewish businesses, apartments, synagogues and prayer houses, thousands of Jews were arrested. Some were deported to concentration camps, where many of them were murdered.

Middle names Sara, Israel

From January 1939, Jews in the German Reich had

to assume a middle name: Sara for women, Israel for men.

Mischling 1./2. Grades (1st/2nd degree half-caste)

(see also Deemed Jewish)

People with two Jewish grandparents but who were not considered Jewish pursuant to the First Decree to the Reich Citizenship Law of 14 November 1935 were deemed “half-Jews” or “1st grade half-castes”. This group was nevertheless affected by various discriminating laws. A “one-quarter Jew” or a “2nd grade half-caste” was a person with one Jewish grandparent. Although these people were discriminated against, they were not generally subjected to official persecution measures.

Mixed marriage

For a long time under National Socialism, the Jewish partner in a “mixed marriage” – marriage between a Jew and a non-Jew – was protected from deportation; if the non-Jewish partner died or the couple divorced, this protection no longer existed. At the end of the National Socialist era, in some cases the Jewish partner of a marriage which was still intact was deported. Despite their protection from deportation, people living in a mixed marriage were subjected to discrimination from various official departments and sections of society.

Morzinplatz

From March 1938, the Headquarters of the Secret State Police (*Gestapo*) were situated in the Hotel Metropol on Morzinplatz in the First Municipal District of Vienna. Up to 500 people were interrogated, tortured or imprisoned there every day.

November Pogrom

(see also *Kristallnacht*)

In the night of the 9 to 10 November 1938, anti-Semitic rioting lasting several days broke out throughout the German Reich. The riots were portrayed as a spontaneous reaction to the attack on the German Ambassador's secretary Ernst vom Rath by the Jew Herschel Grynszpan in Paris on 7 November 1938 but were, in fact,

organized by the Nazis. Hundreds were humiliated, injured and murdered. Synagogues were razed to the ground, Jewish-owned businesses were looted and destroyed. Forty synagogues and prayer houses were desecrated in Vienna alone. 6,547 Viennese Jews were arrested and almost 4,000 were deported to Dachau concentration camp. The pogrom 1938 marked the transition from the discrimination of the German Jews since 1933 to the systematic persecution which led to the Holocaust barely three years later.

Nuremberg Laws

The anti-Semitic Nuremberg Laws (*Nürnberger Gesetze* or *Nürnberger Rassegesetze*) of 1935 comprised the *Blutschutzgesetz* (“Law for the Protection of German Blood”) and the *Reichsbürgergesetz* (“Reich Citizenship Law”). The former prohibited marriage or sexual intercourse between Jews and non-Jews, the latter stipulated that only “German nationals or those with tribally similar blood” could be citizens of the Reich.

Star of David

From September 1941 onward, Jews in the German Reich (and in some countries occupied by the German Reich) had to wear the Star of David called “*Judenstern*” or “*Gelber Stern*” on their clothes as a sign of their exclusion.

Vichy Regime

In June 1940, after surrendering to the German Reich, France was divided into an occupied northern and an unoccupied southern zone. The southern zone was governed by Marshal Philippe Pétain and his “Vichy Regime”. Vichy France wilfully collaborated with the Germans, especially regarding the persecution of the Jews in France.

Yad Vashem

Yad Vashem – The Holocaust Martyrs’ and Heroes’ Remembrance Authority of the State of Israel – was established in 1953 as the world center for documentation, research, education and commemoration of the Holocaust. It is situated in Jerusalem.



Das Redaktionsteam mit Generalsekretärin Mag.^a Hannah M. Lessing



Mag.ª Michaela Niklas vom Redaktionsteam



Das Redaktionsteam mit Univ.-Prof. Dr. Albert Lichtblau



Herausgeberin Dr.ª Renate S. Meissner
mit Generalsekretärin Mag.ª Hannah M. Lessing

Mag.ª Mirjam Langer
vom Redaktionsteam

Danksagung

Besonderer Dank sei all jenen ausgesprochen, die uns für diesen Band ihre Lebensgeschichten und persönlichen Erinnerungen, Fotografien und Dokumente überlassen haben, sowie ihren Angehörigen, Familien, Freundinnen und Freunden, die sie dabei unterstützt haben.

Besonderer Dank gebührt Albert Lichtblau für die zahlreichen Hinweise auf Personen und lebensgeschichtliche Materialien für diesen Band, im Besonderen auf das von der Freien Universität Berlin transkribierte und von ihm geführte Interview mit Susanne Wolff, und für die Zurverfügungstellung der Fotos von Amnon Berthold Klein und Norbert Abeles.

Bei Rene Wintereder bedanken wir uns für die Möglichkeit des Abdrucks von Passagen aus dem Interview mit Hanns Fischer und bei Maria Ecker für die Verwendung von Auszügen aus dem Interview mit Amnon Berthold Klein (www.neue-heimat-israel.at, www.erinnern.at).

Unser Dank gilt auch der USC Shoah Foundation (<http://sf.ushah.edu>) für die Erlaubnis zum Abdruck des Interviews und der Fotos zur Lebensgeschichte von Susanne Wolff sowie dem Fotoarchiv des Weltmuseums (www.weltmuseum-wien.at), insbesondere Manfred Kaufmann, für Recherche und Zurverfügungstellung von historischen Fotos zu Afrika. Dank gilt auch Tom Matzek für das Einverständnis zur Verwendung der Fotos von Doris Lurie.

Bedankt sei auch die Österreichische Nationalbibliothek und insbesondere das Globenmuseum (www.onb.ac.at/globenmuseum.htm) für die Möglichkeit von Fototerminen vor Ort und für die freundliche Betreuung.

Für die vielfältige Unterstützung bei der Erstellung dieses Bandes sei besonders folgenden Kolleginnen und Kollegen im Nationalfonds gedankt: Gabriele Dötzl, Carina Fürst, Joseph Klement, Elena Kolbintseva, Maria Luise Lanzrath, Gernot Niedermann.

Thanks

Special thanks are given to all those who have provided their life stories and personal memories, photographs and documents for this volume and to their families and friends who provided them with support.

Special thanks are also given to Albert Lichtblau for suggesting many of the individuals for this volume as well as materials relating to life stories, in particular the interview he conducted with Susanne Wolff, transcribed by the *Freie Universität Berlin*, and for providing the photographs of Amnon Berthold Klein and Norbert Abeles.

We would also like to thank Rene Wintereder for allowing us to print passages from the interview with Hanns Fischer, and Maria Ecker for allowing us to use excerpts from the interview with Amnon Berthold Klein (www.neue-heimat-israel.at, www.erinnern.at).

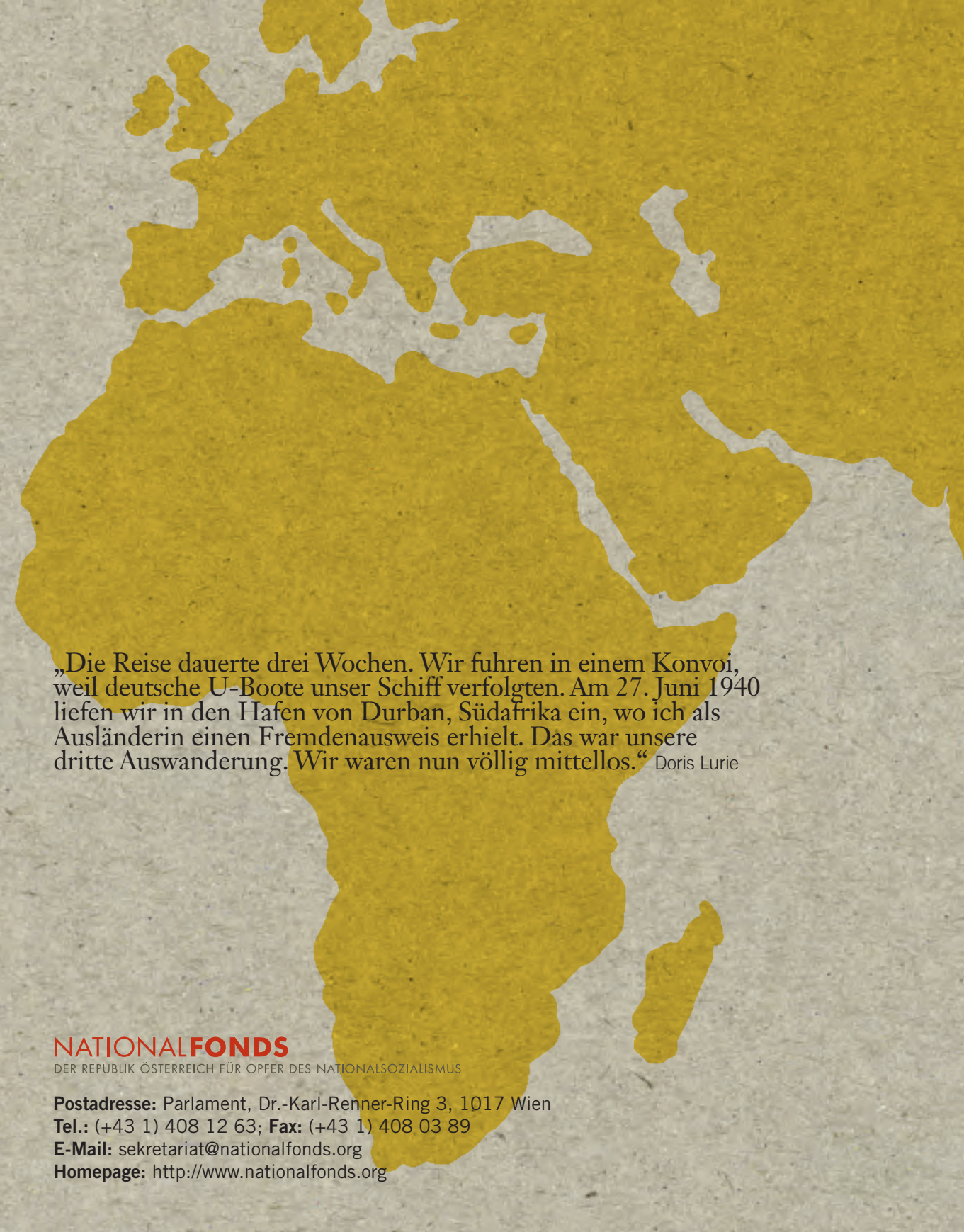
Thanks are also owed to the USC Shoah Foundation (<http://sf.ushah.edu>) for granting permission to print the interview and the photographs regarding the life story of Susanne Wolff and to the photographic archive of the Weltmuseum (www.weltmuseumwien.at), particularly to Manfred Kaufmann, for researching and providing historical photos of Africa. Thanks also to Tom Matzek for agreeing to let us use the photographs of Doris Lurie.

Thank you to the Austrian National Library and, in particular the Globe Museum (www.onb.ac.at/globenmuseum.htm) for providing the location and kind assistance for the photo shootings.

We would also like to express our gratitude to the following members of staff of the National Fund for their wide-ranging assistance: Gabriele Dötzl, Carina Fürst, Joseph Klement, Elena Kolbintseva, Maria Luise Lanzrath, Gernot Niedermann.



Historischer Globus,
Globenmuseum Wien



„Die Reise dauerte drei Wochen. Wir fuhren in einem Konvoi, weil deutsche U-Boote unser Schiff verfolgten. Am 27. Juni 1940 liefen wir in den Hafen von Durban, Südafrika ein, wo ich als Ausländerin einen Fremdenausweis erhielt. Das war unsere dritte Auswanderung. Wir waren nun völlig mittellos.“ Doris Lurie

NATIONALFONDS

DER REPUBLIK ÖSTERREICH FÜR OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS

Postadresse: Parlament, Dr.-Karl-Renner-Ring 3, 1017 Wien

Tel.: (+43 1) 408 12 63; **Fax:** (+43 1) 408 03 89

E-Mail: sekretariat@nationalfonds.org

Homepage: <http://www.nationalfonds.org>